

FAMILIE.

ASPEKTE FAMILIENSTÄRKENDER

MACHT.

KINDER- UND JUGENDHILFE

KINDER.

TAGUNGSDOKUMENTATION

STARK.

25. FEBRUAR BIS 26. FEBRUAR 2014



**SOS
KINDERDORF**



INHALT

IMPRESSUM

Die Dokumentation der Tagung „FAMILIE.MACHT.KINDER.STARK“ vom 25.-26. Februar 2014 im Haus der Begegnung in Innsbruck ist eine Publikation der Abteilung für Forschung & Entwicklung · Fachbereich Pädagogik · SOS-Kinderdorf · Stafflerstraße 10a · 6020 Innsbruck
Tel.: +43-(0)512/5918-410 · Fax: +43-(0)512/5918-421 · E-Mail: forschung-und-entwicklung@sos-kd.org · www.sos-kinderdorf.at/fue
www.sos-kinderdorf.at · HerausgeberIn und Redaktion: Christina Lienhart, Thomas Buchner · Textkorrektur: Anna Reitmeir · Fotos: Tagungsfotos von Werner Gstrein · Grafik: Karen Gleissner · Druck: Raggl Druck GmbH / Innsbruck, im Dezember 2014 · Alle Rechte vorbehalten. © Forschung & Entwicklung, Fachbereich Pädagogik, SOS-Kinderdorf / Weitere Exemplare können in der Abteilung für Forschung & Entwicklung bestellt werden. ISBN 978-3-9503920-0-5

Ein Dank an alle, die an der Entstehung der Tagungsdokumentation mitgewirkt haben.

5 GELEITWORT. Christian Moser

6-7 EINFÜHRUNG in die Tagung. Susi Zoller-Mathies

8-9 VORWORT zur Tagungsdokumentation.

FAMILIE. MACHT. KINDER. STARK. Aspekte familienstärkender Kinder- und Jugendhilfe. Christina Lienhart

VORTRÄGE

12-19 PLÄDOYER FÜR EINE RADIKAL NEUE BETRACHTUNG VON FAMILIEN – in professioneller Absicht. Michael Winkler

20-25 IM SPANNUNGSFELD MÄCHTIGER LEIDENSCHAFTEN UND INTERESSEN.

Familienstärkende Kinder- und Jugendhilfe bei hochstrittigen Trennungsfamilien. Helmut Figdor

26-31 AMBULANTE UNTERSTÜTZUNG IN FAMILIEN.

Auswirkung auf die praktische Arbeit in der Kinder- und Jugendhilfe. Elfa Spitzenberger

32-39 DER DOPPELTE BLICK. Kinder und ihre Familien im Rahmen der Fremdunterbringung begleiten und befähigen. Elisabeth Schmutz

40-47 FAMILIENSTÄRKEN – Wissen wir es denn (heute) besser? Thomas Kreiner, Susanne Maurer

48-51 WENN EINE FAMILIE ZUR HERKUNFTSFAMILIE WIRD. Chancen und Grenzen familienunterstützender Hilfen. Klaus Wolf

WORKSHOPS

54-57 BEZIEHUNG BEWEGT. Was passiert, wenn Familien in die Bindung eines Seiles gehen?

Anke Dalhoff, Ralf Klausfering; Text: Christina Lienhart

58-61 FAMILIÄRE RESILIENZFÖRDERUNG. Sozialpädagogische Möglichkeiten für eine Ressourcen-Belastungsanalyse

zur Stärkung von Familien. Martin Schröder; Text: Bettina Hofer

62-63 FRÜHE HILFEN VERSUS FRÜHE KONTROLLE? Nutzen und Herausforderungen von Frühen Hilfen im intermediären

Feld von Kinder- und Jugendhilfe, Gesundheits- und Sozialsystem. Christine Rinner, Alexandra Wucher; Text: Michael Stark

64-67 TRANSKULTURELLE ARBEIT MIT FAMILIEN. Eine kritische Auseinandersetzung und Reflexion der Arbeit mit Familien

mit Migrationsgeschichte. Derya Kurtoglu, Silvia Ortner; Text: Armin Berger

68-71 FAMILIENDYNAMIK HAUTNAH. Methoden und Interventionen – erarbeitet im Stegreiftheater zum Anfassen.

Stefan Ruetz, Christof Wehle; Text: Thomas Buchner

72-75 "TAG UND NACHT UND AUCH IM SOMMER." Familienunterstützende Kinder- und Jugendhilfe im Rahmen von Tagesgruppen.

Elizabeth Baum-Breuer, Doris Müller; Text: Wolfgang Hagleitner

76-81 DIALOGISCHES ELTERNCOACHING UND KONFLIKTMANAGEMENT. Partnerschaftliche Bildungsarbeit mit Fachkräften und Eltern.

Remi Stork; Text: Priska Walser

82-85 MUTTER - VATER – IDEALVORSTELLUNGEN, KLISCHEES, ENTÄUSCHUNGEN. Margret Aull, Martin Christandl; Text: Selina Reinig

86-89 "WENN ICH MICH ALLEIN ÄNDER, HILFT DAS SICHER NICHT SO VIEL, ALS WENN SICH ALLE ÄNDERN."

Möglichkeiten und Herausforderungen von Koproduktionsprozessen in familienstärkender Fremdunterbringung.

Astrid Beneditschitz, Claudia Felber, Andrea Krenn, Christina Lienhart; Text: Thomas Buchner

90-93 FGC – FAMILY GROUP CONFERENCE. Familien stärken oder mehr als das? Christine Haselbacher; Text: Bettina Hofer

94-97 "WENN MAN INS WASSER KOMMT, LERNT MAN SCHWIMMEN." Stationäre Familienaufnahmen als Unterstützung der Erziehung.

Astrid Petritsch, Mario Rupp; Text: Wolfgang Hagleitner

98-101 ZWISCHEN HILFLOSIGKEIT UND ZWANGSMASSNAHME. Familienstärkende Kinder- und Jugendhilfe bei

Familien mit psychisch kranken Eltern-Teilen. Elisabeth Hasenauer, Thomas Lackner; Text: Barbara Sailer

102-110 ANHANG: Literaturliste / AutorInnen und ReferentInnen / Publikationen



GELEITWÖRTER



FAMILIE. MACHT. KINDER. STARK. GELEITWORT VON CHRISTIAN MOSER



Familie macht Kinder stark. Wenn die Familie stark ist, dann stimmt das. Aber was, wenn sie das nicht ist? Was alles kann Familie sein und was macht sie wieder stark, wenn Krisen eintreten?

Für Kinder/Jugendliche und deren Entwicklung haben die Eltern bzw. ihr Herkunftssystem eine enorme Bedeutung – unabhängig davon, wie belastend die familiäre Situation ist. Die Zusammenarbeit mit den Eltern/dem Herkunftssystem ist ein zentraler Faktor für gelingende Betreuungsverläufe in der Kinder- und Jugendhilfe. Damit Eltern sich auf diese Zusammenarbeit einlassen können, braucht es eine wertschätzende Haltung ihnen gegenüber und ihre Beteiligung von Beginn des Hilfeprozesses an.

Das fordert heraus, denn die Perspektiven aller Beteiligten müssen beachtet und gewürdigt werden. In unserer Arbeit begegnen wir Familien in unterschiedlichsten Zusammensetzungen, die in ihrer jeweils individuellen Belastungssituation passgenaue Unterstützung brauchen.

Familienstärkende Kinder- und Jugendhilfe ist eine „Querschnittsthematik“ zwischen Kinder- und Jugendhelfeträgern und Kinder- und Jugendhilfeeinrichtungen, zwischen Behörden, ambulanten, aufsuchenden und stationären Angeboten. Mit den unterschiedlichen Fachkräften treffen verschiedene Perspektiven, Herangehensweisen und Verantwortlichkeiten aufeinander. Entsprechend wichtig ist der Austausch und die Kooperation der involvierten Fachkräfte, immer abgestimmt auf den individuellen Bedarf des jeweiligen Kindes oder Jugendlichen und dessen Familie.

Es freut uns sehr, dass so viele Expertinnen und Experten aus den unterschiedlichsten Bereichen gekommen sind, um miteinander in Austausch zu gehen und ihr Wissen einzubringen!

Mag. Christian Moser
Geschäftsführer SOS-Kinderdorf Österreich



FAMILIE. MACHT. KINDER. STARK.

EINFÜHRUNG IN DIE TAGUNG

Ich möchte mit einem Zitat von Nelson Mandela beginnen:

„Das, was wir aus dem,
was wir haben, machen,
nicht das was uns
mitgegeben wird,
unterscheidet einen
Menschen von einem anderen.“



VON SUSI ZOLLER-MATHIES



Dieses Zitat vermittelt meiner Meinung nach sehr treffend die Einstellung, mit der wir den uns anvertrauten Kindern und Jugendlichen begegnen sollten: Nelson Mandela, ein Mann, der in einfachsten Verhältnissen geboren wird, stirbt als Ikone. Was ist passiert? Er konnte etwas aus dem machen, was er hatte. Er hat sich nicht auf das reduzieren lassen, was ihm mitgegeben wurde. Er hat auf diesem Weg allerdings auch Fehler gemacht, er war zeitenweise gewaltbereit und zu wenig für seine Kinder und seine Familie da. Rückblickend konnte er das reflektieren.

Passend ist die Aussage auch für die Haltung gegenüber sogenannten Herkunftsfamilien im weitesten Kontext von Fremdunterbringung und ambulanter Unterstützung im Kinder- und Jugendhilfebereich.

Hand aufs Herz, welche Vorurteile haben und hatten wir immer wieder gegenüber Personen aus dem Herkunftssystem, vor allem, wenn sie Kinder und Jugendliche aus unserer Wahrnehmung schlecht behandelt haben? Die Sicht, dass wir sie nicht mehr über Diagnosen, Vorstrafen o. ä. vorverurteilen, ist eine relativ neue und eine auch noch nicht durchgängige. Es gilt den Blick zu schärfen, dass Familien in Kinder- und Jugendhilfemaßnahmen ungeahnte Ressourcen bergen und „aus dem, was sie haben, etwas machen“ können. Neuerdings wird auch der (Mehr-)Wert von Stärkung der Herkunftssysteme und Familien gesehen.

Mit der Durchführung dieser Tagung ging es uns einerseits um Sensibilisierung und Festigung der Bedeutung von familienstärkenden Maßnahmen. Andererseits sollte das vielfältige und hochwertige Angebot von Vorträgen und Workshops Anregungen für alle Menschen die in diesem Bereich tätig sind bieten und zum Austausch und zur Weiterentwicklung bestehender und innovativer Ideen beitragen.

An dieser Stelle möchte ich mich dezidiert bei Christina Lienhart für die Organisation und Durchführung dieser sehr gelungenen Tagung bedanken! Des Weiteren möchte ich mich bei allen MitarbeiterInnen der Abteilung Forschung & Entwicklung (vormals Sozialpädagogisches Institut) für ihre Mitarbeit bedanken.

Mag.^a Susi Zoller-Mathies
Leiterin der Abteilung Forschung & Entwicklung (SPI), SOS-Kinderdorf



FAMILIE. MACHT. KINDER. STARK.

ASPEKTE FAMILIENSTÄRKENDER KINDER- UND JUGENDHILFE. VORWORT ZUR TAGUNGSDOKUMENTATION

Die Bedeutung der systematischen Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem für gelingende Kinder- und Jugendhilfemaßnahmen ist seit langem unstrittig. Dennoch wird laut Fachdiskurs eine Realisierung insbesondere in der stationären Kinder- und Jugendhilfe nur bedingt beobachtet. Gleichwohl erfährt familienstärkende Kinder- und Jugendhilfe als Anwendung oder Weiterentwicklung von systematischer Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem zunehmende Aufmerksamkeit. Das zeigt sich nicht nur im Zusammenhang mit ambulanten Hilfen, sondern auch mit Fremdunterbringung, teilstationären Hilfen und stationären Familienaufnahmen.

Mit diesen Erkenntnissen verbinden sich zahlreiche Fragen: In welchem Verhältnis stehen fachliche, politische, gesellschaftliche und ökonomische Hintergründe in der Auseinandersetzung mit familienstärkender Kinder- und Jugendhilfe? Worin liegen deren Chancen – aber auch Risiken? Welche konzeptionellen und methodischen Ansätze bewähren sich unter welchen Voraussetzungen? Wie gestalten sich die zugrunde liegenden multidisziplinären Kooperationsverhältnisse zwischen den Hilfesystemen? Welche Auswirkungen hat eine Forcierung familienstärkender Hilfen für Kinder, Jugendliche und deren enge Bezugspersonen?

Diese und weitere Fragen diskutierten bei der Tagung „FAMILIE. MACHT. KINDER. STARK.“ rund 180 Beteiligte aus Praxis und Forschung im Kinder- und Jugendhilfebereich sowie aus angrenzenden Feldern. ReferentInnen und TeilnehmerInnen aus Österreich, Deutschland, Südtirol und der Schweiz stellten ihre Erkenntnisse und Erfahrungen zur Verfügung und ermöglichten damit neue Perspektiven für familienstärkende Kinder- und Jugendhilfe.

Die Tagung wurde von der Abteilung „Forschung & Entwicklung“ (SPI) von SOS-Kinderdorf veranstaltet. SOS-Kinderdorf Österreich hat die Angebote in der familienstärkenden Arbeit seit 2002 kontinuierlich ausgebaut und differenziert. 2011 wurde „FamilienStärken“ als eigener Programmbereich festgelegt. In der Folge wurden dazu im Rahmen eines Projektes und in Anbindung an den wissenschaftlichen Fachdiskurs Definitionen und ein Rahmenkonzept erarbeitet. Die Tagung „FAMILIE. MACHT. KINDER. STARK.“ am 25. und 26. Februar 2014 im Haus der Begegnung/Innsbruck hat den Abschluss dieses Projektes markiert. Die vorliegende Tagungsdokumentation bietet mit den Beiträgen der Vortragenden und den Dokumentationen der Workshops eine Nachlese. Zudem liefern die umfangreichen Literaturtipps der ReferentInnen zahlreiche Bezugsquellen für eine weitere, vertiefende Beschäftigung.

Vorträge

In seinem Eröffnungsvortrag skizziert **Michael Winkler** die aktuelle Debatte über „Familie“. Familien stünden unter hohem Druck, ihre Kinder zu kapitalistischer Nützlichkeit zu erziehen, und dabei unter dem Generalverdacht des Scheiterns. Dies wären zugleich Auslöser und Legitimation für staatliche Unterstützungen, aber auch Zumutungen, wie er in einer „kleinen Theorie der Familie“ und deren Verhältnis zu Professionellen ausführt. Er skizziert in der Folge sein Plädoyer für eine radikale Neubetrachtung von Familien, die deren Individualität, Autonomie und vielfältigen Leistungen im Fokus hat.

Als eine der Zumutungen könnte man die angeordnete Erziehungsberatung bei Scheidungen nach dem Außerstreitgesetz betrachten. Davon ausgehend widmet sich **Helmuth Figdor** in seinem Vortrag der Frage, ob und unter welchen Voraussetzungen eine angeordnete Beratung in hochstrittigen Trennungsfamilien gelingen könnte. Zu diesen Voraussetzungen zählt unter anderem das Verstehen der Dynamiken, die in diesen Familien wirken und die skizziert werden. Der Psychoanalytiker veranschaulicht seine sehr pointierten Überlegungen mit Beispielen aus seiner Praxis und stellt fünf bewährte Interventionsformen vor.

Ausgehend vom Auftrag an die Kinder- und Jugendhilfe und von den fachlichen Standards in der Sozialen Arbeit skizziert **Elfa Spitzenberger** in ihrem Beitrag das Feld ambulanter Unterstützung in Familien. In der Folge geht sie darauf ein, wie sich veränderte Strukturen auf den beruflichen Alltag der SozialarbeiterInnen in der behördlichen Kinder- und Jugendhilfe auswirken und was die Auslagerung bzw. der Zukauf ambulanter Erziehungshilfen impliziert. Spitzenberger hebt die Bedeutung des Hilfebeginns mit einer umfassenden Anamnese bzw. sozialpädagogischen Diagnose ebenso hervor wie die Kooperation innerhalb und zwischen den Institutionen während des Hilfeprozesses. Dieser Aspekt wird auch im Vortrag von Elisabeth Schmutz herausgearbeitet.

Elisabeth Schmutz betont in ihren Ausführungen zu familienunterstützender Fremdunterbringung – wie zuvor auch Spitzenberger – dass die höchstmögliche Beteiligung der Familienmitglieder sowie nachvollziehbare, aufeinander abgestimmte Hilfeprozesse für Kinder/Jugendliche UND für Erwachsene essentiell seien. Sie arbeitet heraus, warum dieser „doppelte Blick“ auf Kinder/Jugendliche und deren Familien so bedeutsam für eine gelingende Ge-

VON CHRISTINA LIENHART



staltung stationärer Hilfen ist. Zudem stellt sie Handlungsansätze vor, wie im Rahmen von Fremdunterbringung Kinder/Jugendliche und deren Familien systematisch begleitet und befähigt werden können. Die Kooperation von stationären und ambulanten Angeboten skizzieren

Thomas Kreiner und Susanne Maurer im letzten Teil ihres Beitrages als eine zukunftsweisende Strategie in der Arbeit mit Familien. Zuvor rollen sie die Frage „Wissen wir es denn (heute) besser?“ mit einer kritischen Betrachtung der Geschichte von SOS-Kinderdorf und seiner Haltung Herkunftsfamilien gegenüber auf. Der Bogen wird bis hin zum gegenwärtigen stationären und ambulanten familienstärkenden Bereich von SOS-Kinderdorf mit dessen Arbeitsschwerpunkten und Herausforderungen gespannt. Diese werden illustriert durch das Konzept und die Arbeit der Mobilen Familienarbeit (MOFA) im Burgenland und ihren Überlegungen, ambulante und stationäre Kinder- und Jugendhilfemaßnahmen verstärkt zu kombinieren.

Klaus Wolf beleuchtet in seinem Abschlussvortrag die Frage nach Chancen und Grenzen familienunterstützender Hilfen. Zu diesem Zweck kommentiert er kurz und durchaus überspitzt die Debatte um Kinderschutz und Kontrolle. In Abgrenzung von den sich oftmals ausschließenden Positionen sind aus seiner Perspektive zwei Bezugspunkte beim Nachdenken über Familie unverzichtbar, die zugleich berücksichtigt werden müssen: Der erste Bezugspunkt ist die potenzielle Not der Kinder in ihren Familien, der zweite der Schutz des privaten Lebens – insbesondere in benachteiligten Lebenslagen – vor Eingriffen, Übergriffen und Veröffentlichungen. Dieses Spannungsfeld zwischen Kinderschutz und Schutz des Privatlebens könne man nicht zu einer Seite hin auflösen, was entsprechende Implikationen für die Praxis habe.

Workshops

Neben den Vorträgen wurden weitere Perspektiven und insbesondere Konzepte, Methoden und Forschungsergebnisse zu familienstärkender Kinder- und Jugendhilfe in zwölf Workshops vorgestellt, diskutiert, ausprobiert und für die konkrete Praxis weitergedacht. Für die Workshops konnten ReferentInnen aus unterschiedlichen Praxis- und Wissenschaftszusammenhängen gewonnen werden, deren Inputs in Kombination mit den Beiträgen der TagungsteilnehmerInnen vielfältige und spannende Diskussionen ermöglichten. In den Workshopdokumentationen wurde Wert darauf gelegt, die Inputs der WorkshopleiterInnen ebenso wie die zentralen Diskussionsstränge darzustellen.

Verfasst wurden diese von Armin Berger, Thomas Buchner, Wolfgang Hagleitner, Bettina Hofer, Christina Lienhart und Selina Reing (Forschung & Entwicklung) sowie den KollegInnen aus der Abteilung Qualitätssicherung von SOS-Kinderdorf Barbara Sailer, Michael Stark und Priska Walser.

Die Workshops widmeten sich folgenden Themen:

- „Bewegte Beratung“©.
(Anke Dalhoff, Ralf Klausfering)
- Familiäre Resilienzförderung. (Martin Schröder)
- Frühe Hilfen. (Christine Rinner, Alexandra Wucher)
- Transkulturelle Arbeit mit Familien.
(Derya Kurtoglu, Silvia Ortner)
- Methoden und Interventionen, wenn „Familiendynamik hautnah“ erlebt wird. (Stefan Ruetz, Christof Wehle)
- Tagesgruppen als familienunterstützendes Kinder- und Jugendhilfeangebot. (Elizabeth Baum-Breuer, Doris Müller)
- Dialogisches ElternCoaching und Konfliktmanagement. (Remi Stork)
- Mutter - Vater – Idealvorstellungen, Klischees, Enttäuschungen. (Margret Aull, Martin Christandl)
- Koproduktion in familienstärkender Fremdunterbringung. (Astrid Beneditschitz, Claudia Felber, Andrea Krenn, Christina Lienhart)
- Family Group Conference. (Christine Haselbacher)
- Stationäre Familienaufnahmen als Unterstützung der Erziehung. (Astrid Petritsch, Mario Rupp)
- Arbeit mit psychisch kranken Elternteilen.
(Elisabeth Hasenauer, Thomas Lackner)

Weiterführende Literatur

Ein wesentlicher Teil der Tagungsdokumentation ist auch die ausführliche Literaturliste. ReferentInnen und WorkshopleiterInnen stellen hier eine große und vielfältige Auswahl an Literaturvorschlägen für das Weiterdenken, -diskutieren und -entwickeln im Bereich familienstärkender Kinder- und Jugendhilfe zur Verfügung.

Eine anregende Lektüre wünscht Ihnen

DSA Mag.^a Christina Lienhart
Wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung
Forschung & Entwicklung (SPI), Tagungsverantwortliche

„Da nützt der beste
Professor und Doktor
nichts, wenn man
kein Vertrauen hat.“¹

¹ Eine Mutter über ihre Erfahrungen mit der
Ambulanten Familienarbeit, in: Hofer/Lienhart, 2008



VORTRÄGE.

PLÄDOYER FÜR EINE RADIKAL NEUE BETRACHTUNG VON FAMILIEN – IN PROFESSIONELLER ABSICHT.

Familie provoziert – obwohl manche das Thema für erledigt halten. Wer es aufgreift, erscheint als ein Ewiggestriger, der sich mit Dingen beschäftigt, die in modernen Gesellschaften nichts mehr zu suchen haben. Einige machen geltend, dass es Familie eigentlich nicht gibt, schon gar nicht *die* Familie. Solche Redeweise sei obsolet, Erfindung der alten Griechen, der Römer, des Mittelalters, der Neuzeit, der Romantik, der Faschisten oder der Nachkriegszeit, vermutlich der alten, weißen europäischen Männer – jedenfalls bedürfen sie der Dekonstruktion, weil es höchstens Familien gibt. Und selbst darüber lässt sich streiten.

So trifft immer noch zu, was vor drei Jahrzehnten Brigitte und Peter Berger als Titel für ein im angelsächsischen Raum vielbeachtetes Buch gewählt haben: „The war over the Family.“ Es klang polemisch, untersuchte jedoch Familien und die Debatten über sie im Horizont der gesellschaftlichen Modernisierung. Das gibt dem Buch bis heute anhaltende Aktualität, ebenso wie ein später publizierter Text von Brigitte Berger über „The Family in the Modern Age. More than a lifestyle Choice“: Es gibt demnach eine spezifische soziale Formation, verknüpft mit Sexualität und aufgespannt im Generationenverhältnis, die als Erfahrungsraum wahrgenommen und geschätzt wird, selbst wenn Macht und Herrschaftsprozesse ihn verseuchen. Dieser Erfahrungsraum gestaltet sich unterschiedlich aus, sowohl aufgrund seiner historischen und gesellschaftlichen Rahmenkonstellationen als auch bestimmt durch Präferenzen, welche die Einzelnen für ihre Lebensführung wählen. Menschen entscheiden sich für das Leben in Familien, wobei ihnen sozial und kulturell aufgezwungen wird, wie sie es gestalten. Dem Erfahrungsraum Familie und der mit ihm verbundenen Lebenspraxis eignet bei aller kulturellen und sozialen Differenz eine Qualität, durch die sie sich von anderen sozialen Praktiken unterscheidet. Wer an Familie zweifelt, muss sich zumindest jenen stellen, die Familie leben wollen. Selbst bei strikter Zurückweisung naturalistischer Denkweisen und bei aller Ablehnung von Vorstellungen eines schlechthin und immer gültigen Wesens der Familie gibt es zumindest eine Kontinuität des Redens über Familie, die sich gegenüber allen Relativierungen sperrt, welche in den öffentlichen und erst recht in den akademischen Debatten auftreten.

Üblich ist es heute, Familie zu ignorieren und über sie in der Perspektive auf ihre einzelnen Mitglieder nachzudenken. Das hat gute Gründe. Denn lange Zeit schienen Frauen und erst recht Kinder in der Familie als abhängig, eingebunden in ständische Verhältnisse oder gar als

Sachen, die der Vater nicht verwaarloosen dürfe, wie das bürgerliche Recht fordert. Heute befreien sich Frauen zur Selbständigkeit, um in eine prekäre Abhängigkeit von den Bedingungen des Arbeitsmarktes zu geraten. Noch interessanter die Situation der Kinder: Seit Jahrzehnten wird kritisiert, dass ihnen die Menschenrechte verweigert werden – die Verfassungen beschreiben Minderjährige als Anhängsel ihrer Eltern. Selbst die UN-Kinderrechtskonvention bleibt ambivalent, weil sie Kindern ausdrücklich die Souveränität eines Inhabers von Menschenrechten zubilligt, sie aber auf die besondere Obhut ihrer Familien verweist, übrigens aufgrund der entsetzlichen Erfahrungen mit öffentlich getragenen Einrichtungen weltweit. Gleichwohl kann man die Kontinuität des Redens über Familie aufgreifen und annehmen, dass es mit Familie eine Sozialform gibt, die sich von anderen unterscheidet. Man kann sie dann als Institution bezeichnen, ohne damit sofort ein normatives Idealbild verbinden zu wollen. Dieser Zugang eröffnet Erkenntnismöglichkeiten, wenn es um das Aufwachsen von Kindern geht. Hier erbringen Familien eine besondere Leistung, die besonders wichtig sein könnte, weil bislang offen ist, ob diese anderen Institutionen ebenso gelingt.

Im Folgenden skizzieren – erstens – ein paar Notizen die aktuelle Debatte, vielleicht nicht ganz frei von Einseitigkeit. Ein zweiter Abschnitt trägt eine kleine Theorie der Familie vor, spricht dabei schon das Verhältnis zwischen Familien und Professionellen an. Im dritten Teil geht es um das schwierige Unternehmen eines Plädoyers für einen radikalen Blickwechsel in der Debatte um Familie. Es soll nach der Bedeutung von Familien im Kontext der modernen Gesellschaften gefragt werden.

Die aktuelle Debatte um Familie und die Situation von Familien

Familien stehen seit geraumer Zeit im Zentrum der Auseinandersetzung. Dominant ist die Figur vom Niedergang der Familie. Behauptet wird, dass Familien zunehmend brüchiger werden, wenn sich nicht sogar die Sozialform Familie überhaupt auflöst. So hat die OECD schon für 2030 das Ende der Familie und den Übergang in partikuläre „sexual encounters“ ausgemacht, deren Ergebnisse dann in Bildungsanstalten verbracht werden. Obwohl die Empirie dafür dünn ausfällt, stützen sich die Verfechter der These vom Ende der Familie vor allem auf den Wandel der Familienformen, der mit dem steigenden Bildungsstatus von Frauen verbunden wird. Ganz plausibel ist das nicht, weil die Zunahme von Einelternfamilien als Hinweis



VON MICHAEL WINKLER



auf den Wandel der Familienformen und auf die Entstrukturierung von Familie gesehen wird, aber keineswegs eng mit dem Bildungsstatus assoziiert ist. Die wichtigste Veränderung im Blick auf Familienstrukturen besteht darin, dass die Aktivitäten im familiären Kontext biographisch nicht mehr das ganze Leben bestimmen. Familie wird als eine bedeutsame Phase angesehen, die aber nicht mehr als ausschließlich das Leben dominiert. Es gibt sozusagen eine Familie vor und nach der Familienphase, genauer: die Familienbiographie der Menschen differenziert sich aus – was aber ebenfalls nicht so recht die These vom Ende der Familie unterstützt.

Verändert hat sich das öffentliche Urteil über die Formen familiärer Lebenspraxis – die Diskrepanz zwischen privat zugestandenem Lebensweisen und dem verschwindet, was sozusagen in der Kirche verkündet wird. Sozial und kulturell zulässig werden Familien die bislang als defizitär behauptet wurden oder der Ächtung preisgegeben waren: Modernen Familien fehlt beispielsweise die Ehe als Unterstruktur, Einelternfamilien werden als solche gelebt, sogar mit künstlicher Befruchtung, oder entstehen nach Trennung der Partner. Wechselnde Lebenspartner und unterschiedliche Väter von Kindern führen nicht zu sozialer Diskriminierung. Möglich werden Konsekutivfamilien, in die Kinder aus unterschiedlichen Partnerschaften eintreten. Aufmerksamkeit haben zuletzt Regenbogenfamilien gefunden, in denen Kinder bei gleichgeschlechtlichen Eltern aufwachsen. All das widerspricht der These vom Niedergang der Familie. Zwar stellt die Vielfalt der Familienformen kein neues Phänomen dar, doch belegt das Insistieren darauf, Familie sein zu dürfen, eine erstaunliche Stabilität dieses offensichtlich hoch attraktiven Modells.

Auf die Vielfalt der Familienformen kann sich also das Argument vom Ende der Familie nicht stützen. In der Tat stellen die Experten der OECD schnell anderes in den Vordergrund: Familien seien, so ihr Argument, strukturell nicht mehr in der Lage, das Aufwachsen der Kinder zu sichern. Sie verhindern, dass Kinder zu hinreichenden Bildungsleistungen gebracht werden. Dabei fällt auf, dass und wie ein enger Zusammenhang zwischen der Debatte um Familien und der unsäglichen um die soziale Unterschicht hergestellt wird, der häufig in der denunziatorisch herablassenden, sachlich nichtssagenden Formel von den „sozial schwachen Familien“ mündet. In dieser Logik können Institutionen und allzumal professionelle Betreuung und Bildung eher gewährleisten, wobei mit Betreuung ein Begriff aufgenommen wird, der im Kontext des pflegenden Umgangs mit Entmündigten eine Rolle spielt, während der

Begriff der Bildung weit unterhalb des Niveaus der klassischen Bildungstheorie eines Humboldt oder Hegel gebraucht wird und sich Rückübersetzung von „education“ allein auf Schule bezieht und die Erziehung in der Familie definitiv nicht meint; die heißt nämlich auf Englisch „up-bringing“.

Obwohl der Aufwand für das pädagogische Personal außerordentlich hoch sei, versprechen die dafür erforderlichen Mittel – um noch einmal die OECD-Studie aufzugreifen – eine höhere Effizienz als die bislang üblichen Transfergelder für Familien. Dieses Argument fügt sich in eine weit ausufernde Debatte um die Wirksamkeit familienpolitischer Leistungen, die inzwischen an zwei Kriterien gemessen werden: Das eine Kriterium wird in der Zahl der erzeugten Kinder gesehen. Familienpolitische Maßnahmen rechnen sich demnach nur dann, wenn sie zu erhöhter Fertilität führen. Familien sind als Gebärmaschinen wichtig. Ein Kriterium das ziemlich unsinnig ist, weil die Leistungskraft moderner Gesellschaften weniger von der Zahl der Köpfe und mehr von dem Ausmaß der technologischen Rationalisierung abhängt. Das andere Kriterium findet sich darin, ob und wie weit familienpolitische Maßnahmen eine möglichst vollberufliche Beteiligung, insbesondere der Frauen, am Arbeitsmarkt ermöglichen. Insbesondere die Unternehmerverbände sprechen sich für eine Umsteuerung von Geldern aus. So sollen nicht mehr Familien profitieren, sondern Einrichtungen für eine umfassende Kinderbetreuung finanziert werden. Dabei werden in allen Gesellschaften die Finanzströme hin zur frühen Kindheit gelenkt, während die Jugend und die Jugendhilfe aus dem Blick geraten, manchmal mit dem Argument, dass es für diese doch Ganztagschulen gäbe. Jedenfalls ist dieses Kriterium der Beteiligung am Arbeitsmarkt so klug nicht. Abgesehen davon, dass Frauen sich für Teilzeitarbeit aussprechen und der innerfamiliären Erziehung ein hohes Gewicht beimessen – vielleicht weil sie Realisten sind, vielleicht weil sie mehr als Männer begreifen, dass Lohnarbeit nur bedingt als lohnenswert anzusehen ist – restituiert die frühe Kinderbetreuung ironischerweise Elementarerziehung als Notbehelf für die arbeitende Bevölkerung. Nüchtern betrachtet werden zudem die Geschlechterverhältnisse zementiert: an die Väter wird nicht gedacht, sie kommen nicht vor. Für die Frauen bedeutet das Kriterium der vollberuflichen Beteiligung am Arbeitsmarkt im Kern eine Kommodifizierung: Sie gelten nur noch als Arbeitskräfte im Kapitalismus und sollen die kleiner gewordene workforce ausweiten. Es geht darum, alle Menschen in den globalen Wettbewerb um Arbeitsplätze einzubinden, der inzwischen als „global auction“

mit dem Ergebnis analysiert wird, dass sich die Lebens- und Arbeitsbedingungen aller verschlechtern. Perfiderweise führt die Beteiligung von Frauen am Arbeitsmarkt tatsächlich zu einer Prekarisierung von Familien, selbst dann, wenn öffentliche Betreuungsangebote vorhanden sind. Arlie Russel Hochschild zeigt, wie die hohen Kinderzahlen bei akademisch gebildeten und gut verdienenden amerikanischen Familien damit einhergehen, dass Nannies aus den asiatischen Ländern als billige Haushaltshilfen importiert werden, um den Preis allerdings, dass sie ihre eigenen Kinder zurücklassen. Ähnliche Tendenzen können wir mit osteuropäischen Pflegekräften beobachten, die in der familiären Betreuung pflegebedürftiger älterer Menschen eingesetzt werden.

In all dem spielt das konservative Argument keine Rolle, nach welchem die Familie die Grundlage der Gesellschaft sei. Vielmehr beschäftigt, dass Familie nicht ordentlich für die Gesellschaft zurichte. Symptomatisch dafür ist ein paradigmatischer Wechsel in der Rechtsstellung von Familien. Wurden diese bisher als Rechtssubjekt interpretiert, wurde Familie unter den besonderen Schutz der staatlichen Gemeinschaft gestellt und den Eltern zuvörderst das Recht auf Pflege und Erziehung mit dem Effekt zugesprochen, dass sie als Inhaber des Rechts auf Hilfe zur Erziehung gelten, so steht heute die Elternpflicht im Vordergrund, mit der Drohung verbunden, Transferleistungen zu entziehen, wenn Eltern ihren Pflichten nicht nachkommen.

Spricht sich mit dem Insistieren auf Elternpflichten ein erhöhtes Interesse am Schutz der Kinder aus? Setzen sich Politik und Öffentlichkeit, die fachlichen Organisationen für die Rechte von Kindern und Jugendlichen ein und machen sich deren Anliegen zu eigen? Beides tut not, wenn gleich in Sachen Kinderschutz eine medial verzerrte Situation eingetreten ist. Der öffentlichen Aufregung über das Versagen von Familien und der Sozialen Arbeit muss man entgegenhalten, dass die Zahl der getöteten und verletzten Kinder sich seit 1960 erheblich verringert hat. Die Aufregung über totgeschlagene Kinder ist ein Geschäftsmodell. Zudem ist es heikel, Eltern und Familien schlechthin und – wie man an manchen Formen der frühen Intervention beobachten kann – generell unter Verdacht zu stellen, wie sehr alle jungen Familien Unterstützung und Beratung schätzen, möglicherweise weil sie dem persönlichen Wort eher vertrauen als den unzähligen Internetforen – wo sie an einem Überangebot von widersprüchlichen Ratschlägen scheitern. Nicht minder bedenklich stimmt, wie in der Debatte um Kinderschutz ein kausaltechnisches Denken zum Tragen kommt. In Sachen frühe Bildung tut man so, als ob dem Sprichwort Wahrheit zukommt, nach dem Hans nicht lernt, was Hänschen nicht gelernt hat. Oder anders gesagt: nur frühe Hilfen verhindern demnach, dass Entwicklungen entgleisen, dass Biographien von ihren Inhabern anders geschrieben werden als die gesellschaftlichen Modelle das wollen. Dies ist absurd: Protektive Faktoren, die Resilienz begründen, sind komplex, die frühe Kindheit

entscheidet nicht alles. Lebensverläufe, auch schon von Kindern, gehen mit Brüchen und Diskontinuitäten einher, ohne dass vom Scheitern die Rede sein darf. Das Leben in modernen Gesellschaften verläuft eben nicht mehr in einfachen Bahnen. Vor allem hält menschliches Lernen ein Leben lang an.

Die Erinnerung an Elternpflichten und die damit verbundene Kritik an Familie erhebt den Vorwurf, dass Familien ihre Kinder nicht nach den Maßgaben vorbereiten und instruieren, die gesellschaftlich gefordert werden. Hier taucht das unsäglich gewordene Wort „Bildung“ auf. Abgesehen davon, dass Eltern immer das Beste für ihre Kinder wollen, regelmäßig einen höheren Bildungsabschluss als den eigenen, haben Eltern und Familien das Aufwachsen in einem umfassenden Sinn im Blick. Sie denken ganzheitlich, werden eher irritiert, wenn nur das curricular verordnete Lernziel dominiert – Familien funktionieren bis zu dem Tag gut, an dem die Schule über sie hereinbricht. Aber vor allem: Familien gelten weniger als Risiko für die Kinder, dafür also, dass sie Erziehungs- und Bildungsprozesse vernachlässigen, somit Schuld haben an Erziehungsnotständen und Erziehungskatastrophen. Vielmehr steht dahinter die Sorge darum, dass Kinder – wie es der frühere englische Premierminister Blair formulierte – zu einer störenden Belastung für die Gesellschaft werden könnten. Die modernen Gesellschaften haben offensichtlich Angst, dass Familien nicht sicherstellen, was die Psychologie in ihrer schönen technischen Sprache als „gute Funktionieren“ bezeichnet.

Perfiderweise werden zugleich die Familien in nahezu allen Bereichen des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens in Anspruch genommen, um durch ihre Erziehungsleistung die Folgeprobleme der Modernisierung auszugleichen. Eltern sollen für Gesundheits- und Ernährungserziehung, für Sporterziehung, für Sexual- und Medienerziehung, für Wirtschafts- und Konsumerziehung etc. sorgen. Eltern sollen ihre Kinder vor hoch zweifelhaften Fernsehproduktionen schützen – da werden Kinder für den Auftritt bei Deutschlands künftigem „Top Model“ animiert und den Eltern gleichzeitig nahe gelegt, sie mögen die Anorexia nervosa verhindern. Selbst die viel gelobten Institutionen und Professionen beschäftigen die Eltern ordentlich. Denn: Ganztagschulen verhindern die Betätigung im Sportverein, deren Fehlen dann innerfamiliär kompensiert werden soll, zudem entlassen sie die Kinder mit Hausaufgaben – eine englische Richtlinie besagt, dass Eltern gefälligst bis zwanzig Uhr abends mit den Kindern für die Schule arbeiten könnten. So gelten Familien als hochbedeutsam für das Aufwachsen, aber vertrauen will man ihnen nicht – sie sollen wenigstens den Elternführerschein erwerben. Von der beschworenen „geteilten Verantwortung“ zwischen Eltern und Professionellen bleibt, dass Experten festlegen, was innerfamiliär zu leisten sei und in welcher Weise staatliche Institutionen zur Verfügung stehen. So verlieren Familien die Verfügung über sich selbst. Sie werden auf die Funktion der Sozialisati-

on reduziert und als technische Instanz von Pädagogik in Anspruch genommen. Familien sind dann untergeordnete Hilfserzieher, die den Profis im Kindergarten oder in der Schule zuarbeiten und von diesen bewertet werden – dass das nicht bloß fantasiert ist weiß jeder, der einmal in die Schule zitiert worden ist. Zugleich blenden die familienkritischen Debatten aus, dass die gelobten Institutionen gefährlich sein können. Das glimmt nur im Zusammenhang von Übergriffigkeit und Missbrauch auf, wird sofort relativiert mit Verweisen auf die Gefährdung in Familien. Dabei bestehen präzise benennbare Gefahrenlagen: Die Problematik der Hospitalisierung ist verdrängt worden, obwohl eine Untersuchung zu osteuropäischen Einrichtungen die Grundbefunde eben wieder bestätigt. Allein im Blick auf die emotionale Entwicklung von Kindern gehen die modernen Gesellschaften mit ihren institutionellen und professionellen Arrangements ein ziemliches Risiko ein.

Vor allem jedoch: Behauptungen vom Niedergang der Familie, von ihrer Fragilität und den mit ihr verbundenen Risiken ignorieren regelmäßig die Rahmenbedingungen, unter welchen junge Menschen Familien gründen – obwohl sie dies in ihrer Mehrheit wollen, obwohl sie ein durchgängig positives Familienbild haben, wobei sich der Wunsch nach Familie mit zunehmendem Alter abschwächt. Tatsächlich wird die Familienrealität als belastet und belastend angesehen, in Deutschland glauben gerade 25 Prozent der Bevölkerung daran, dass Kinder glücklich machen. Jungen Menschen fehlt eine stabile Lebensperspektive, weil bis in die akademischen Milieus hinein unsichere Beschäftigungsperspektiven, befristete Verträge und die Erwartung beruflicher sowie räumlicher Mobilität dominieren. So fehlt der Rückhalt im Verwandtschaftssystem. Ein krankes Kind kann zu Großeltern aber nicht in die Kindertagesstätte, es sei denn, man folgt der in Frankreich verbreiteten Praxis, morgens fiebersenkende Mittel zu verabreichen, um dann auf Tauchstation zu gehen. Prekäre Arbeitsbedingungen breiten sich aus, die Einkommenssituation junger Familien ist desaströs – prinzipiell besteht ein erhöhtes Armutrisiko, das sich bei Einelternfamilien zur realen Gefahr auswächst, um von den sogenannten Opportunitätskosten ganz zu schweigen, die mit Kindern entstehen: Was verliere oder gewinne ich, wenn ich eine Familie gründe? Diese Bilanzen fallen negativ aus, zumal die lange für Familiengründung entscheidende Sicherung der Altersversorgung längst der individuellen monetären Absicherung gewichen ist. Wer für diese sparen muss überlegt sehr wohl, ob er sich Kinder leisten kann.

Die gegenwärtige Debatte über die Familie ist mithin nicht frei von Ambivalenz, wenn nicht sogar von Heuchelei. Sie tut zwar so, als ob den Familien geholfen werden müsse, dass Familien der Unterstützung bedürfen und diese in Institutionen und bei Professionellen finden. Das mag in der Tat sogar hilfreich sein, dann und wenn diese tatsächlich geteilte Aufmerksamkeit und Verantwortung übernehmen, wenn sie tatsächlich dazu beitragen, Netze für Familien, zwischen Familien und unter Familien zu schaf-

fen. Aber nicht nur, dass Institutionen und Professionelle stets ein Eigeninteresse verfolgen, nämlich der funktionalen Eigenlogik der Institutionen gehorchen, dass dann Professionelle eben auch zu dem tendieren, was man als Gleichgültigkeit der Lohnerzieher bezeichnen muss. Vor allem aber bleibt die Debatte seltsam blind gegenüber den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und den Zumutungen, die mit diesen für Familien einhergehen. Oder anders formuliert: Es sind die modernen Gesellschaften, die Familien unwahrscheinlich werden lassen, weil sie vorrangig ökonomisch ausgerichtet sind und der Lohnarbeit den Vorrang einräumen. Wer sich für Familie entscheidet, tut dies gegen ökonomischen Sachverstand, aus Neigung für ein Hobby. Zugleich werden aber Familien politisch regelmäßig ignoriert – insofern stimmt ärgerlich, wenn Sozialleistungen für Familien wegen vorgeblich mangelnder Wirksamkeit auf den Prüfstand gestellt werden, obwohl nahezu alle relevanten Entscheidungen sowohl in der Sozial- wie in der Steuerpolitik Familien eher belasten. Der deutsche Familienrichter Jürgen Borchert hat jedenfalls den schönen Satz formuliert: „Familien werden in diesem Land ins Elend geknüpelt.“

In der Summe lassen sich drei Befunde festhalten. Erstens ist die Krise der Familie und der Familien weniger groß und weniger dramatisch als oft behauptet. Zweitens allerdings werden Familien zu einer riskanten Angelegenheit gemacht, weil sie den Maßstäben gesellschaftlicher und ökonomischer Verwertung unterworfen werden; Familien werden danach beurteilt, ob sie den letztlich kapitalistischen Anforderungen genügen. Und weil sie das nicht tun, werden sie in Frage gestellt. Drittens aber können wir Prekarisierung, wenn nicht Pauperisierung für eine große Zahl von Familien feststellen, die in Verbindung mit dem gebracht werden muss, was als Niedergang der Mittelschichten und als Abbau des öffentlichen Dienstes bezeichnet wird – dieser Hinweis provoziert gewiss alle, die ihr Augenmerk auf die Lebenssituation von Menschen in Armut oder gar Elend richten. Aber vielleicht ist gelegentlich sozialwissenschaftliche Nüchternheit angesagt – und der Blick auf die Lebensbedingungen jener, die Soziale Arbeit leistet. Ihnen reicht das Geld schon lange nicht mehr, um eine Familie zu gründen.

Kurz und etwas banal formuliert, in Anlehnung an einen Satz, der auf Max Horkheimer zurückgeführt wird: „Wer von der Familie spricht, darf vom Kapitalismus nicht schweigen.“

Stichworte zu einer Theorie der Familie

Wovon reden wir eigentlich, wenn wir von Familie sprechen, worauf beziehen wir uns, wenn wir professionell den Blick auf Familien richten? Das führt zu einer kleinen Theorie der Familie, die fachlich zu bedenken ist. Zunächst wieder ein kleiner Vorbehalt: Familiäre Zusammenhänge können entsetzlich sein, von Gewalt durchzo-

gen, bestimmt von erstaunlicher Unfähigkeit im Umgang mit anderen Menschen und einem Mangel an Sensibilität. Es gibt Familien, die über Jahrzehnte nur noch im Schweigen aneinander gebunden sind, Familien, die dauernd in gewaltsamer Auseinandersetzung leben, Familien, in welchen die Mitglieder sich gegenseitig misshandeln, vergewaltigen und einsperren. Wie immer wenn Menschen dicht zusammenleben, ist Vorsicht angebracht. Es kann um Zwangsverhältnisse gehen, um Abhängigkeiten, die in blanke Herrschaft pervertieren. Familien sind gefährliche Orte – für Kinder, für alte Menschen, für Frauen, für Männer. Die Grausamkeiten sind wohl verteilt, nur die Aufmerksamkeit auf sie kennt Konjunkturen. Wer über Familie redet und mit Familien zu tun hat, sollte besser kein Idealist sein. Dennoch darf man nicht dem verfallen, was man als Bias bezeichnet. Wer Soziale Arbeit betreibt, steht in der Gefahr, seine bedrückenden Erfahrungen zu verallgemeinern und entwickelt eine verzerrte Wirklichkeitswahrnehmung. Wer mit Krisen von Familien oder gar mit ihrem Scheitern befasst ist, tendiert dazu, diese pathologischen Verhältnisse und Aktivitäten als das zu sehen, was Familien schlechthin auszeichnet. Horror mag ein guter Ratgeber für die Praxis sein, um sicherheitshalber die schlimmstmögliche Wendung zu antizipieren. Doch lässt er nicht begreifen, wie Familien ticken.

Die folgenden Stichworte dienen als Merkposten, nicht als Anweisung für ein Handeln. Es geht darum, Familien in ihrer Wirklichkeit, als lebendige soziale und pädagogische Praxis zu verstehen, die sich etwas erlauben kann, was aller Professionalität verboten ist: auf bewusste Pädagogik zu verzichten und sogar miteinander ironisch umzugehen, sofern darin nicht das wichtigste Prinzip missachtet wird das Familien zusammenhält, nämlich eine Form von gegenseitiger Achtung und Anerkennung:

1. Diskussionen über das Ende der Familie übersehen eine bittere Wahrheit. Familie ist ein unaufhebbares Realproblem, das sich schon immer meldet, ohne dass wir einen klaren Begriff von Familie haben. Familie ist da, man entkommt ihr nicht, höchstens für einige Jahre – und die sind nicht lustig. Selbst Menschen, die sich von ihren Familienmitgliedern losgesagt haben, fragen nach ihren Eltern. Das Unterbewusste ist hartnäckig, gelegentlich eklig. Selbst die durch Lossagung und Enterbung aufgelöste Familie holt einen blitzschnell wieder ein, wenn es um die Bezahlung des Pflegeplatzes geht. Die öffentliche Debatte fokussiert das Verhältnis von – potentiellen – Eltern und Kindern, weil sich junge Menschen gegen Nachwuchs entscheiden. Doch die reale Unausweichlichkeit von Familie stellt sich in der Aufgabe, die eigenen Eltern versorgen zu müssen. Die Verlogenheit der Familiendebatten besteht darin, dass sie immer nur auf den jüngsten Nachwuchs hin ausgerichtet sind. Tatsächlich aber liegt schon heute der Schwerpunkt familiärer Lebenspraxis darin, dass die selbst älter Gewordenen die hochaltrigen eigenen Eltern versorgen. Diese Realität der Familie wird die Zukunft bestimmen – der Einkauf von Menschen aus

anderen Ländern hilft kaum, denn die stehen zunehmend vor dem gleichen Problem.

2. Ein unbequemer Befund für Professionelle: Obwohl Familie gewissermaßen unausweichlich ist, ein hartes soziales Datum und ein reales Problem, bleibt unklar, was Familie auszeichnet. Familie und Familien sind eben nicht eindeutig zu identifizieren, selbst wenn man mit einigem Realismus die Abstammungsfamilie als Grundmodell annimmt, gerechtfertigt durch die Statistik. Natürlich stimmt diese Feststellung der Uneindeutigkeit von Familie hilflos. Aber Uneindeutigkeit und Unklarheit stellen Erkenntnisse dar – vielleicht sogar bessere als mancher der Befunde, die keine Alternative zulassen. Denn eine solche Einsicht bewahrt davor, ein strenges Reglement zu verfolgen, das gute und schlechte Familien unterscheidet, solche, die der strengen Definition von Familie genügen und andere, die aus dem Muster herausfallen. Es gibt offensichtlich viele Optionen Familie zu verwirklichen. Man muss sich als Professioneller dann eben darauf einlassen, wie eine Familie ihre Lebenspraxis bewältigt – zuweilen sogar in einer Weise, bei der man nicht so recht weiß, was denn nun an dieser Familie eben Familie ist. Das bedeutet, dass man sich auf die Unterschiedlichkeit von Familien einlassen muss: Familie ist das, was die Beteiligten als Familie definieren – selbst wenn einem das zuwider ist, weil es an den eigenen Normen rüttelt. Anders gesagt: Familie zeichnet grundlegend die „Autonomie der familiären Lebenspraxis“ aus. Familie gründet in der je eigenen Form und Norm, ein gemeinsames Leben für sich zu bestimmen, zu gestalten und zu regeln.

3. Insofern besteht eine Eigenart von Familien darin, dass ihre Angehörigen zuerst „subjektiv“ gebunden sind und sich gebunden fühlen. Man muss die Mitglieder einer Familie in dem ernst nehmen, was und wie sie sich als Familie fassen. Familien sind daher – im Guten wie im Schlechten – emotional-affektive Zusammenhänge. Die subjektive Zugehörigkeit schlägt dabei alles: Kinder betrachten sogar Freunde der Eltern oder entfernte Verwandte als zur Familie gehörig. Wer lange Jahre im Haushalt gewirkt hat, kann noch für die erwachsen gewordenen Kinder zur engen Vertrauensperson werden.

4. Das bedeutet: Familien werden meist über bedeutungsvolle gemeinsame Familiengeschichten gebunden, die den familiären Zusammenhang stärker als die unmittelbare Blutsverwandtschaft konstituieren. Diese Familiengeschichten wirken dabei als Skript, das – so die Ergebnisse von Genogramm-Analysen – über die Generationen hinaus wirkt und noch diejenigen erfasst, die miteinander verschwägert sind oder gar nur als Verhältnis sozusagen durch Nichtzugehörigkeit zur Familie gehören.

5. Die gemeinsam geteilten Familiengeschichten begründen und verstärken ein wichtiges Merkmal familiärer Zugehörigkeit, nämlich die Nichtaustauschbarkeit der Beteiligten und die darauf beruhende, unbedingte

affektive Solidarität; man kann – um Bruno Hildenbrand zu folgen – im Unterschied zur beruflichen Tätigkeit, seinen Kindern nicht kündigen. Man kann sich auch den Aufgaben nicht entziehen, die aus den kleinen oder größeren Unglücksfällen in Familien entstehen. Diese unbedingte Solidarität wird durch das Erzählen und das gemeinsame Teilen der erzählten Erfahrung konstituiert. Aber wer sich einmal auf eine gemeinsame Geschichte eingelassen und diese als Familiengeschichte akzeptiert hat, entkommt dieser eingelagerten Normativität nicht mehr. Es entsteht eine Verpflichtung, die über alle Formen von Verpflichtung hinausgeht, welche wir in anderen Lebenssituationen, allzumal in beruflichen Zusammenhängen beobachten können. Eine gemeinsame Familiengeschichte kann dabei gerne und offen erzählt werden, immer wieder neu erfunden und weitergesponnen. Sie kann aber auch durch Nichterzählen Bestand haben, als verschwiegenes oder verdrängtes Erbe, gar als Schreckensgeschichte von Misshandlungen – daran beißen sich dann die Therapeuten die Zähne aus.

6. Autonomie der Lebenspraxis und gemeinsame Familiengeschichte bedeuten nicht, dass Familien in einem luftleeren Raum oder jenseits von objektiven, ökonomischen, sozialen und kulturellen Bedingungsbeziehungen leben. Sie regulieren keineswegs ihr Handeln nur aus sich, sondern haben mit Möglichkeits- und Gelegenheitsstrukturen, mit Belastungen und Druck zu tun. Aber: sie können nicht auf diese reduziert werden, sondern machen sozusagen „ihr eigenes Ding“ daraus. Insofern sind Familien auf die Anerkennung durch andere angewiesen, weniger in wohlklingenden Worten, sondern in der Selbstverständlichkeit, mit der man ihnen gestattet, ihre Lebensform zu praktizieren. Vor allem bedeuten Autonomie der Lebenspraxis und gemeinsame Familiengeschichte, dass das Leben von Familien mit Risiken einhergeht – das größte Risiko ist, dass man nicht mehr gemeinsam leben kann, die Familiengeschichte nicht mehr weiter spinnen will, sie möglicherweise gar nicht mehr erträgt, vielleicht weil man Selbsttäuschungen und Lügen nicht mehr aushält, die erzählt werden. Das Risiko des Scheiterns gehört zu den Familien dazu.

7. Familie ist eine lebendige sinnliche Praxis, die mit Abgrenzung nach außen operiert, sowie mit einer Offenheit und Diffusität nach innen, dabei viel in ihren Binnenbereichen aushält, was in der Gesellschaft unmöglich wäre. Vermutlich ist das Grundmuster der familiären Interaktion in der Sorge umeinander und füreinander zu sehen – wie sehr diese auf die Nerven geht, weil Eltern um die längst volljährigen Kinder bangen. Diese Sorge hängt mit der „unbedingten Solidarität“ zusammen, in der die Mitglieder einer Familie ihre leibliche und seelische Verbundenheit praktizieren. Wichtig ist, dass die Außengrenzen nicht zerstört werden, sondern die Mitglieder einer Familie über sie verfügen, sie sozusagen als Filter oder Wehre nutzen, die sie selbst öffnen oder schließen. Insbesondere Professionelle müssen sich an diese Grenzen

halten und dürfen nicht beliebig in Familien eindringen, um die interne Diffusität der Familien aufzubrechen. Alle Versuche, Familien oder ihre Mitglieder zu instrumentalisieren oder gar zu professionalisieren, vernichten die sozialisatorischen Potenziale von Familien. Um es etwas paradox zu formulieren: Familien sind die besten Orte der Erziehung, die wir kennen – aber sie sind das nur, wenn sie selbst regeln, was sie als Erziehung verstehen, wenn sie dieses pädagogische Geschehen nicht methodisch, sondern allein durch ihre familiäre Lebenspraxis und in dieser realisieren. Sobald Familie nach Handbuch gelebt wird und als didaktischer wie methodischer Zusammenhang gestaltet wird, geht der Familie ihre pädagogische Bedeutung verloren. Dabei lernen Kinder in der Familie zu „leben“ – übrigens auch in der Pflegefamilie. Familien bieten den geschützten Raum des Aufwachsens, eine Umgebung für Seh-, Hörversuche, für Zuwendung und Anerkennung, vor allem für den elementaren Vorgang aller Bildung, nämlich für das Zeigen auf Dinge und die Versuche, das Gezeigte in eine Sprache zu fassen. Familien bilden die Umgebung für alle Formen des Lernens, sie bieten vor allem in ihrer Begrenzung die Möglichkeit des Überschreitens der Grenzen, der Grenzen eines geschützten Ortes, an den man zurückkehren kann. Das leistet keine Institution, weil die meisten Institutionen, selbst die familienähnlich gestalteten, letztlich mit Täuschung und Enttäuschung arbeiten – es war immer eine Besonderheit der SOS-Einrichtungen, die Exklusivität der Kinderdormütter zu ermöglichen.

8. Die pädagogische Eigentümlichkeit von Familie besteht aber nicht nur in ihrer Diffusität. Vielmehr zeichnet die familiäre Lebenspraxis die Struktur der sozialisatorischen Triade aus: Eltern stützen sich auf eine mehr oder weniger gut gelungene Paarbeziehung, der gegenüber die Kinder in der sogenannten Filiationsbeziehung stehen, also in der Eltern-Kind-Beziehung. Dieses Dreieck birgt einerseits die Möglichkeit fester Bindungen, führt aber zu Konflikten. Denn Kinder sind loyal an ihre Eltern gebunden, müssen sich aber zwischen diesen entscheiden – wobei diese wieder Front gegenüber den Kindern beziehen. Wer jemals mit Familie zu tun hatte, kennt solche Auseinandersetzungen. Sie führen dazu, dass Kinder selbst eine eigene Position entwickeln und vor allem differenzierte Vorstellungen von der Gestaltung der Beziehungen zu anderen Menschen entwickeln. Beides, die Diffusität der Familie, dass ihre Mitglieder nicht auf bestimmte Funktionen festgelegt sind, dass sie zugleich in diesem spannenden Familiendreieck agieren, zwingt die Kinder dazu, ihre eigene Identität zu definieren. Sie müssen soziale, kulturelle, emotionale Kompetenz erwerben – und zwar in einem Maße selbst aus sich herausbringen, wie sie das niemals in einer Institution können, weil in dieser die Funktionen und Aufgaben doch schon immer festgelegt sind. Demgegenüber bleibt eine Erzieherin eine Erzieherin, die Lehrerin immer Lehrerin, selbst wenn man sich privat begegnet. Eltern, Vater und Mutter spielen hingegen keine definierte Rolle, sie überraschen

immer wieder, mehr als das: Kinder müssen sich an ihnen aufarbeiten, also nicht nur abarbeiten, sondern sich gewissermaßen selbst gewinnen. Eltern, die als Lehrer agieren müssen, zerstören den Zauber der Familie, weil sie ihre Kinder niemals in einer Weise bewerten dürfen, die über Lebenskarrieren entscheidet. Wo Eltern dies tun, haben wir mit verstörenden Verhältnissen zu tun, welche die Entwicklung von Kindern gefährden.

9 Immer wieder überrascht, wie wenig erkannt wird, dass Familien den Lebenszusammenhang bilden, der systematisch Autonomie ermöglicht. Ein wenig hängt das mit der sozialisatorischen Triade zusammen, sichtbar wird es in den subtilen Bildungsprozessen, die in Familien möglich sind. Alles läuft eigentlich darauf hin, dass die Beteiligten Unabhängigkeit, Selbständigkeit und insofern Freiheit gewinnen, gerade weil sie gebunden sind. Dies begründet die Souveränität, die in Ablösungsprozessen entsteht: sie gelingen, wenn die Beteiligten sich ihrer Familie sicher fühlen. Möglicherweise erlaubt diese Tatsache des Autonomiegewinns eine optimistische Interpretation der jüngsten Wandlungsprozesse von Familie. Wenn der Familienzusammenhang sich nach einer intensiven Familienphase abschwächt und die Beteiligten doch mehr oder weniger eigene Wege gehen, durchaus in wechselseitiger Anerkennung oder vielleicht sogar in Liebe zueinander, könnte sich das als Gewinn erweisen, der gegenüber gesellschaftlichen Vereinnahmungsversuchen zu verteidigen wäre.

Das verweist auf den vielleicht wichtigsten Punkt: Familienleben braucht sehr viel Zeit, auch für gemeinsames Nichtstun. In Wirklichkeit passiert in ihnen sehr viel, aber eben nicht messbar, sondern subtil und sublim. Insofern taugt die Kontrolldiktatur wenig, die gegenwärtig über Familien errichtet wird. Um Risiken zu vermeiden, um Bildung zu ermöglichen, ist ein Überwachungsapparat errichtet worden, mit solchem Druck, dass er von den Beteiligten wohl verinnerlicht werden soll. Das kann schlicht und einfach nicht gut gehen.

Wo bleibt denn nun der radikale Blickwechsel?

Worin liegt denn nun eigentlich die Radikalität des Blickwechsels? Bei allen kritischen Untertönen wurden Einsichten der Sozial- und Erziehungswissenschaft vorgetragen, strittig vielleicht, aber nicht wirklich weltbewegend. Sie reichen nicht, um der jüngeren Kritik an Familie zu begegnen, wenngleich auffällt, wie die Sozialwissenschaften sich häufig einem Mainstream in der Familiendebatte anschließen, der positivistische Züge trägt, der vor allem einem politischen Modell gehorcht, das in der Familienpolitik als sozialdemokratisch bezeichnet wird – nicht zuletzt, weil es durch die in Skandinavien üblichen Absicherungssysteme inspiriert wurde.

Im Kern verlangt dieses Modell eine starke staatliche Absicherung der Familien, damit diese ihren beruflichen

Alltag bewältigen wie aber auch ihre Kinder selbst erziehen können. Das skandinavische Modell ist flankierend gedacht und folgt der Idee einer geteilten Verantwortung, wobei der Staat sich in inhaltlichen Fragen zurück hält. Es operiert mit Balancen, um mit hohem Aufwand Eltern die Verfügung über ihre eigene Zeit und mit den Kindern zu gestatten. Das skandinavische Modell vertraut Eltern und räumt ihrer familiären Lebenspraxis einen großen Spielraum ein. Im Hintergrund stehen eine andere Bevölkerungsstruktur, eine andere Form von Industrialisierung und Modernisierung, endlich wirkt sich ein Konsens aus, der mit volkscirchlichen Traditionen zu tun hat. Es gibt ein Denken der Gemeinsamkeit, das ein hohes Maß an Individualität zulässt und sogar verlangt. Das skandinavische Familienmodell operiert mit Gemeinschaft und verantworteter Eigenwilligkeit. So ist das halt bei jenen, die die Reformation mitgemacht haben – wobei dieses Modell mit harten Interventionen gegenüber Abweichenden einhergeht. Der Umgang mit geistig Behinderten etwa, wie er in Schweden noch bis in die siebziger Jahre praktiziert wurde, entbehrt jeglicher Humanität.

Gleichwohl: was wir gegenwärtig im Umgang mit Familien beobachten, hat wenig mit dem skandinavischen Modell zu tun, selbst wenn manche dieses zur Legitimation bemühen. Vielmehr breitet sich eine Politik der Kontrolle und Disziplinierung von Familie aus, eine Politik staatlicher Übergriffigkeit und Intervention, die die fortschreitende kapitalistische Ökonomie noch auf die Bereiche des menschlichen Lebens ausdehnt, die sich dem ökonomischen und staatlichen Zugriff haben entziehen können. Gleich ob Familien als riskant angesehen werden, gleich ob Erziehungsarbeit finanziell belohnt und somit in Lohnarbeit überführt werden soll, gleich ob mit dem Begriff der Unterschicht, der bildungsfernen oder der sozial schwachen Familie operiert wird, es geht stets um Druckszenarien, mit welchen symbolisch in Familien eingegriffen oder faktische Eingriffe legitimiert werden sollen. Im Grunde entsteht eine familienbezogene Industrie an Dienstleistungen und Korrekturangeboten bzw. Disziplinarmaßnahmen, die dann die Autonomie der familiären Lebenspraxis zerstören.

Im Hintergrund dieser Industrie steht die Logik des Kapitalismus. Wir leben in einem Kapitalismus mit globalen Ausmaßen, überlagert von dem, was gerne als „zweite“ oder „reflexive“ Moderne bezeichnet wird, die sich gerne mit dem Verweis auf die Wissensgesellschaft schmückt, der die Anstrengungen in Sachen Bildung erforderlich macht. In der Konsequenz taugt die Lebensform der Familie nicht mehr und soll schleunigst abgeschafft werden – weil sie sich im Grunde selbst auflöst.

Ein radikaler Blickwechsel besteht darin, ernst mit der Überschrift zu machen, die vor vielen Jahren das Deutsche Jugendinstitut für sein Familienhandbuch gewählt hat: „Familien sind anders.“ Wie sehr sie von gesellschaftlichen Verhältnissen überformt und beeinflusst werden,

sie lassen sich als eine Form des menschlichen Miteinanders erkennen, die sich gesellschaftlicher Verfügung entziehen kann und entzieht, nicht zuletzt, weil sie mit einer Zeitdifferenz zwischen den Generationen zu tun hat, die auf biologischen Grundlagen aufruht, mit natürlichen Entwicklungsprozessen, die individuell und eigenartig sind, daher ihre Eigenzeit benötigen. Ein solcher Verweis auf Natur provoziert, einmal weil Natur als belastete Kategorie gilt, dann, weil die Natur immer wieder zur Rechtfertigung von Macht und Herrschaft herangezogen wird. Diese Gefahr besteht, dennoch sollte der Verweis auf Natur nicht ignoriert werden, weil wir sonst selbst einer schizophrenen Haltung schuldig werden. Nicht zuletzt die Diskurse um Ökologie und Nachhaltigkeit machen aufmerksam darauf, dass die modernen Gesellschaften und der Kapitalismus dazu tendieren, ihre eigenen natürlichen Grundlagen zu vernichten. Die Frage stellt sich insofern schon, ob nicht bei den Zusammenhängen des sozialen Lebens ebenfalls an Naturbedingungen zu denken ist, die nicht zu ignorieren sind. Die menschliche Gattung steckt im Zusammenhang natürlicher Evolution. Doch der gesamte soziale und kulturelle Lebenszusammenhang überlagert archaische Mechanismen, aus welchen Soziales entsteht: Mechanismen wie dem der Kooperation, des Zeigens, der gemeinsamen Konstitution von symbolisch gebundenen Bedeutungen – mithin Elementarfunktionen der Humanität, die vermutlich neuronal verankert sind, die mit einem fundamentalen Altruismus zusammenhängen, der bei kleinen Kindern schon wirkt, der aber in den Institutionen verloren geht, die Gesellschaften für das Aufwachsen heute anbieten. So wenigstens der ernüchternde Befund von Michael Tomasello, einem der spannendsten Evolutionsbiologen der Gegenwart.

Sehr viel mehr als die Frage nach der Natur stellt sich die Frage, ob die Menschen als Vernunftsubjekte nicht darüber nachdenken müssen, eine Praxis des menschlichen Lebens zu suchen oder wieder zu entdecken, die sich den Anforderungen entzieht, die mit der Kapitalisierung des Lebens einhergehen. Familie birgt diese Möglichkeit der Differenz und des Widerstands – vielleicht schon deswegen, weil sie mit einer Form der Solidarität und der Sorge zu tun hat, die nicht beliebig durch organisierte und technisch überformte Aktivitäten ersetzt werden kann. Wie dramatisch die familiäre Lebenspraxis auch verläuft und immer wieder erfahren wird, sie bleibt der inzwischen wohl einzige Machtfaktor in diesen Gesellschaften, der mit Selbständigkeit und Selbstgestaltung verbunden bleibt, tatsächlich so etwas eröffnet wie eine Alternative zur kapitalistischen Marktgesellschaft. Der Grund dafür liegt wohl darin, dass sie mit der Naturdifferenz zu tun hat und sich um diese gruppiert – übrigens selbst dann, wenn Familien konsekutiv oder als Pflegefamilie gegründet werden. Auf diesen Machtfaktor kommt es wohl an, wenn sich Menschen der Verfügung einer Ökonomie entziehen, die zerstörerisch geworden ist. Im Kontext von Familien, in dieser abgegrenzten Lebenssituation, können sie entscheiden, ob sie dem Terror der Produktion und dem des

Konsums folgen oder der Gestaltung von menschlichen Beziehungen den Vorrang einräumen, ob sie sich mit dem begnügen, was ihnen ein Auskommen gibt, um dafür einen Reichtum an Miteinander zu gewinnen. Durchaus geht es darum, menschliche Solidarität um der Menschen willen zu gewinnen, die Sorge füreinander und umeinander in den Mittelpunkt des Denkens, Fühlens und Handelns zu stellen, vor aller Aktivität in einem Marktgeschehen, das der Mehrzahl der Menschen entglitten ist.

Insofern ist Vorsicht gegenüber allen Aktivitäten angeraten, die in Familien intervenieren, diese unter Druck setzen, ihnen Defizite und Risikobelastung zusprechen. Insofern ist zu fragen, ob die Politiken sinnvoll sind, bei welchen die Arbeit der Eltern staatlich finanziert oder durch Institutionen ersetzt werden soll. Beide Zugänge untergraben tendenziell die Autonomie der familiären Lebenspraxis, indem sie Familien zu Funktionen im staatlichen und gesellschaftlichen Kontrollsystem machen wollen. Um nicht missverstanden zu werden: Pragmatisch und professionell sind Unterstützungssysteme für Familien nötig – eben weil sie und die in ihnen gebundenen und einander verpflichteten Menschen in eine gefährliche Randlage gedrängt werden. Pragmatisch und professionell brauchen Familien Beratung und Begleitung, aber nicht um besser in einer Gesellschaft zu funktionieren, die nur Interesse an der in ihnen entstehenden und gegebenen potentiellen Arbeitskraft hat, sondern darum, dass ihre Mitglieder ihr Leben selbstbestimmt führen können und sich wohlfühlen. Professionalität verlangt also Achtsamkeit.

Kurz und gut: Es könnte sinnvoll sein, über Familien als eine Möglichkeitsform für ein anderes Leben nachzudenken, für ein Leben, das eben nicht durch den Kapitalismus geformt und bestimmt ist. Eine solche Idee klingt gewiss ein wenig naiv und utopisch – aber ohne solche Naivität und ohne solche Utopie des Denkens entkommt man kaum einer Situation, in der es nicht um das Elend der Familie, sondern um das Elend einer Gesellschaft geht, die ziemlich unerträglich geworden ist.



IM SPANNUNGSFELD MÄCHTIGER LEIDENSCHAFTEN UND INTERESSEN.

FAMILIENSTÄRKENDE KINDER- UND JUGENDHILFE BEI HOCHSTRITTIGEN TRENNUNGSFAMILIEN.

Es gibt viele konflikthafte Familienkonstellationen. Es war vielleicht bisher so, dass es ganz bestimmten Professionen vorbehalten war, mit diesen Familien zu arbeiten und die übliche sozialpädagogische Arbeit damit etwas weniger befasst war. Die jetzige neue Gesetzeslage rückt diese Familien sehr ins Zentrum. Sie wissen, es gibt nun keine Scheidung mehr ohne verpflichtende pädagogische Beratung. Es ist anzunehmen, dass Sie in diesem Rahmen mit einigen Eltern arbeiten, die einander nicht besonders grün sind. Zudem gibt es den berüchtigten § 107 Abs. 3 im Außerstreitgesetz, mit dem Gerichte das erste Mal die Möglichkeit haben, per Beschluss Eltern wirklich zu zwingen, Erziehungsberatung in Anspruch zu nehmen, oder einen Vater zu zwingen, ein Anti-Gewalttraining zu machen. Das hat natürlich Auswirkungen auf viele Institutionen und insofern denke ich, dass das Vortragsthema sehr aktuell geworden ist.

Ich möchte Sie heute Abend nicht allzu theoretisch beanspruchen. Ich lade Sie ein in die Mariahilfer Straße in Wien, denn dort ist meine Praxis.

Es läutet am Nachmittag, neue Klienten, Erziehungsberatung. Normalerweise freue ich mich immer, ich bin ein sehr neugieriger Mensch. Was kommt auf mich zu und wem werde ich helfen können? Dieses Mal freue ich mich nicht, denn es sind „107er“, und die „kenne“ ich schon. Obwohl ich 30 oder 40 Jahre Praxis habe, geht es nicht ganz, ohne sich vor diesen Eltern zu fürchten. Allein, was man schon von der RichterIn in dem Dossier erfährt: Die Eltern streiten seit 5 Jahren, seit 6 Jahren, seit 8 Jahren oder mehr. Und da ist alles schon versucht worden: Therapie, Beratung, Gericht, Mediation, und noch einmal Beratung, und noch einmal Therapie, und noch einmal Mediation etc. Alles ist gescheitert. Das macht diese Eltern unwahrscheinlich mächtig. Diese Paare wachsen von Konflikt zu Konflikt, von Jahr zu Jahr werden sie größer und mächtiger. Dann sitzen sie da – und die meisten von Ihnen werden das kennen: Normalerweise, wenn sich fremde Menschen am Gang treffen, grüßen sie einander. Diese Paare grüßen einander nicht nur **nicht**, sondern es gibt noch eine Steigerung von nicht grüßen. Man kann schweigen, und man kann noch mehr als schweigen. Erst wenn beide da sind bitte ich sie herein, weil sonst eine/r vielleicht das Gefühl hat, einen Nachsprung oder am Ende ein Handicap zu haben. Sie treffen sich also im Vorzimmer und müssen warten. Sie sind dann beide da, stehen eiskalt mit dem Rücken zueinander – und dann bitte ich sie herein.

Im Bereich der Arbeitsgruppe der psychoanalytischen Pädagogik machen wir sehr viel Beratung von verordneten und geschickten Erziehungsfällen. Für uns ist es eine *conditio sine qua non*, eine Grundvoraussetzung, dass das Erstgespräch mit beiden gemeinsam stattfinden muss. Aufgrund langjähriger Erfahrung ist das von vornherein eine Settingentscheidung von uns.

Später kann man schon, bzw. muss man auch, mit ihnen getrennt arbeiten. Aber am Anfang müssen sie beide da sein. Deshalb auch diese angespannte Situation. Die KlientInnen nehmen Platz und man stellt die Frage, welche Erwartungen sie haben. Da sind dann sehr, sehr viele getrennte Paare das erste Mal seit vielen, vielen Jahren einer Meinung. Die Eine sagt: „Ehrlich gesagt habe ich überhaupt keine Erwartung.“ Und darauf der Andere: „Da muss ich dir recht geben.“ Aber dabei bleibt es auch schon und mehr gibt es kaum. Es dauert kaum eine Minute oder zwei Minuten und es geht schon los: heftigste Beschimpfungen, Vorwürfe und Schuldzuweisungen, die unter die Gürtellinie gehen, beleidigend und wirklich ekelhaft sind. Sie springen auf alles an, was der Andere sagt, schauen sich dabei meistens überhaupt nicht an, sondern nur zu mir, als wäre der Andere gar nicht da. Der Vater spricht die Frau, die er einmal geliebt hat und mit der er Kinder hat, in ihrer Anwesenheit als Kindesmutter an, oder umgekehrt als Kindesvater. Oder überhaupt Herr Meier oder Frau Müller oder Sonstiges. Es gerinnt einem das Blut in den Adern vor lauter Kälte und man versucht zu intervenieren, versucht ein bisschen zu stoppen, versucht zu moderieren – es geht nicht. Und die Wut nimmt immer mehr zu, nämlich meine Wut nimmt immer mehr zu und mit der eigenen Wut nimmt die eigene Ohnmacht immer mehr zu. Am liebsten möchte man sie hinausschmeißen. Sie kennen das.

Einigermaßen normalsinnige Menschen – und ich gehe davon aus, dass wir uns diesem Zustand annähern – überlegen sich beispielsweise, wenn sie vor Gericht vorgeladen sind, warum sie vorgeladen sind und wie sie dort ihre Anliegen durchbringen können. Wenn ich beim Erziehungsberater bin, dann überlege ich mir, wie der Erziehungsberater möglichst schnell ein Bild von meinen Kindern bekommt, dass er mir auch helfen kann. Ich werde Fragen zu den Themen formulieren, wo ich mir Hilfe erwarte. Wenn ich beim Psychotherapeuten bin, dann werde ich versuchen, mir zurechtzulegen und ihm zu erzählen, woran ich leide, wo ich mit mir nicht zu Rande komme und was ich gerne anders haben möchte usw. Und wenn ich beim Kinderbeistand zum Erstgespräch vorgeladen bin, werde ich ihn vielleicht einmal fragen, wie das genau ist mit dem



TRANSKRIPT DES VORTRAGES VON HELMUTH FIGDOR



Kinderbeistand und mir das erklären lassen. Ich werde mich überall ein bisschen anders benehmen. Diese Paare tun das nicht! Denen ist es völlig egal wo sie sind, ob sie in die Erziehungsberatung kommen, ob sie das Erstgespräch beim Kinderbeistand haben, ob sie beim Richter oder bei der Jugendamtssozialarbeiterin sind. Wo auch immer sie sind, es geht immer der Konflikt los. Es ist eine ewige Reinszenierung desselben Dramas. Kann man da überhaupt etwas machen? Geht das überhaupt? Ich habe relativ viel Erfahrung in der Arbeit mit diesen Familien, ich war ein Verfechter des § 107, oder sagen wir, ich habe sehr mitgeholfen, dass dieser zustande gekommen ist. Auch wenn ich ganz konkret keine Freude habe, wenn diese Paare dann auch wirklich zu mir kommen.

Man muss sich überlegen,
was eigentlich mit diesen Eltern los ist.

Wenn man eine Antwort auf die Frage bekommen möchte, wie man mit diesen Eltern arbeiten oder ob man überhaupt etwas machen kann, muss man sich überlegen, wie es soweit kommen konnte oder warum es so ist oder was bei diesen Eltern stattfindet. Diese Eltern zeichnen sich durch zwei Abwehrmechanismen aus, die wir in der Psychoanalyse Projektion und Spaltung nennen. Mit Spaltung meint man, dass ich normalerweise weiß, dass Menschen gute Eigenschaften und negative Eigenschaften haben. Es gibt solche Menschen und solche Menschen, dazwischen gibt es Graubereiche, Grünbereiche und alles Mögliche. Ich weiß auch meine eigenen Fehler und ich weiß meine eigenen Vorzüge. Ich weiß, woran ich schuld bin oder halbschuld bin oder wie auch immer. Unsere Welt ist eine ambivalente Welt, wenn sie einigermaßen gesund ist.

Bei hochstrittigen Eltern ist die Welt nicht ambivalent, sondern sie ist gespalten in ganz gut und in ganz böse. Da gibt es einen Menschen auf dieser Welt, der ist der Allerböseste und der ist nur ganz böse. Und in diesem Konflikt bin ich der ganz Gute: Das ist die Spaltung. Dazu kommt dann noch die Projektion: Ich habe natürlich auch meine negativen Eigenschaften, die hänge ich aber jetzt jeweils dem Anderen um, sodass ich ganz unschuldig und weiß überbleibe. Wir haben also zwei ganz weiße Unschuldige, die nur Opfer und in den Augen des Anderen nur Täter sind. Diejenigen von Ihnen, die sich ein bisschen mit Psychiatrie auskennen, wissen, dass Projektion und Spaltung die typischen Abwehrmechanismen von Borderline-Erkrankungen sind. Natürlich sind unsere hochstrittigen Eltern nicht Borderliner, sie sind auch keine halben Psychotiker. Aber in diesem Bereich der innerfamiliären Beziehungen sind sie es tatsächlich. Es ist sowas wie eine

partielle, schwere, psychische Erkrankung, eine partielle Borderline-Erkrankung. Außerhalb dieses Systems funktionieren sie völlig normal. Sie sind gesund und arbeitsfähig etc., aber innerhalb dieses Systems benehmen sie sich wie Borderline-Erkrankte. Borderline-Erkrankte wiederum, die ganz speziell mit diesen Abwehrmechanismen „Projektion“ und „Spaltung“ ihre Welt wahrnehmen, befinden sich im Hinblick auf diese Wahrnehmung auf einem affektiven Entwicklungsniveau etwa des dritten Lebensjahres. In diesem Alter nämlich ist Projektion und Spaltung eine ganz normale Angelegenheit. Kleine Kinder spalten ihre Welt. In einer Metapher gesagt, haben 2- bis 3-jährige Kinder, wenn sie mit ihren Eltern aufwachsen, vier Elternteile – eine gute Mutter und einen guten Vater und eine böse Mutter und einen bösen Vater. Und die gute Mutter hat leider die Eigenschaft, hin und wieder sich in die Böse zu verwandeln. Manchmal, oder hoffentlich, oder meistens verwandelt sie sich auch wieder zurück. Und beim guten Vater ist das ganz genau das Gleiche. Das ist der Stoff, aus dem unsere Märchen, Sagen und Mythen sind.

Wie zeigt sich das anhand eines Beispiels: Ein Elternpaar ist bei einem Mediator. Die Mutter möchte keine Besuche des Kindes beim Vater, weil der Vater aus verschiedenen Gründen für das Kind nur bedrohlich und schädlich ist. Der Vater hingegen möchte zumindest 50:50 gemeinsame Obsorge, wenn er nicht sogar die alleinige Obsorge beantragt und das Kind bei sich haben will. Wir haben also ganz extreme Kontrapositionen. Die Mediatorin begegnet dem Paar mit der Haltung, dass normale erwachsene Menschen Kompromissressourcen in sich haben und versucht diese zu aktivieren. Ein Kompromiss wäre dann, dass man sich in der Mitte zwischen „50:50 Obsorgeteilung“ und „gar kein Kontakt“ trifft. Das geht aber in diesem Fall nicht. Weil wenn ich überzeugt bin, dass meine Frau für das Kind schädlich ist, das Kind überhaupt nicht liebt, das Kind vernachlässigt, das Kind nicht fördert, das Kind gegen mich aufhetzt, dann kann ich doch keinen Kompromiss eingehen. Ich kann, wenn ich mein Kind liebe, doch nicht den Kompromiss eingehen, dass ich sage, na gut, die halbe Zeit gebe ich es jemandem, von dem ich glaube, er ist für mein Kind schädlich. Und die Mutter kann das auch nicht. Wenn die Mutter überzeugt ist davon, dass es dem Kind beim Vater schlecht geht, kann sie keinen Kompromiss eingehen. Es geht nicht. Es bleibt den beiden gar nichts Anderes über, als zu kämpfen. Mediation ist hoffnungslos. Das ist deshalb so wichtig, weil wir als Berater aufgrund unserer eigenen emotionalen Reaktionen auf diesen massiven Streit, ganz automatisch und ganz schnell in diese Mediatorposition hineinfallen.

Sie haben also diese beiden Streithähne vor sich, Sie versuchen zu intervenieren, Sie identifizieren sich automatisch mit dem Kind, dem es natürlich furchtbar geht bei solchen Eltern. Wenn Kinder sich nicht schon völlig mit einem Elternteil identifiziert und diese Spaltung mitgemacht haben, haben alle Kinder den Wunsch, dass die Eltern sich versöhnen. In der Identifizierung mit diesem Wunsch der Kinder wollen wir auch, dass die Eltern sich endlich vertragen, vielleicht doch eine Lösung finden, eine Vereinbarung treffen oder eben einen Kompromiss. Und wir machen Vorschläge, Kompromissvorschläge, um den Eltern entgegenzukommen. Es ist ganz automatisch, weil auch wir diese Auseinandersetzung schwer aushalten. Wir versuchen sie zu versöhnen. Aber genau damit setzen wir uns in die hoffnungslose, schwache Situation des Kindes, das diese Versöhnung nicht zustande bringt und all jener, die schon vor uns versucht haben, eine solche Versöhnung zustande zu bringen, die nicht möglich ist, wenn die Elternteile dermaßen spalten. Da geht es gar nicht.

Was spielt in hochstrittigen Konstellationen eine Rolle?

1 Wir haben es bei diesen Eltern mit einem Prozess zu tun, wo quasi pathologische Borderline-Erkrankungen stattfinden. Und wir haben es mit einer Regression zu tun. Diese Paare kommen auf ein Niveau ihrer Beziehung und ihrer Bedürfnisse, das eigentlich einem Erwachsenen nicht entspricht. Das heißt aber auch, dass alle asozialen Egoismen eine unerhörte Dominanz bekommen und die reifen psychischen Instanzen wie „Ich“, also Vernunft, Rationalität, das „Über-Ich“, die elterliche Verantwortung – völlig ausgeschaltet sind. Das geht soweit, dass die Existenz des Anderen unter Umständen vernichtet wird. Es passiert immer wieder, dass Mütter die Väter bei der Finanz anzeigen, weil sie wissen, sie haben irgendwann einmal Steuern hinterzogen, dass Klagen eingebracht werden, die dann die berufliche Existenz zerstören und Ähnliches mehr. Die Mutter, die plötzlich die Kündigung ins Haus bekommt, weil der Vater, der noch nicht ausgezogen ist, inzwischen den Mietvertrag oder den Kredit gekündigt hat und seine Exfrau und sein Kind plötzlich ohne Wohnung dastehen. Also es geht wirklich ins Existenzielle. Alle Verantwortung, alles Gewissen, das ist alles ausgeschaltet. Insofern ist auch die Arbeit mit diesen Familien scheinbar so hoffnungslos. Kann man etwas machen? Geht es irgendwie? Naja, das was ich Ihnen gesagt habe, ist nur die eine Seite. Es gibt auch eine andere Seite. Das sind ja nicht wirkliche Borderline-Erkrankte, sondern normale Menschen. Sie sind nur in diesem einen Bereich eingefangen. Es gibt auch noch eine andere Persönlichkeit.

2 Diese Tendenzen, Bedürfnisse und Wahrnehmungsmuster aufgrund von Spaltung und Projektion kommen nicht zufällig zustande, sondern sie haben eine ganz wichtige psychische Funktion. Und weil sie eine so wahnsinnig wichtige psychische Funktion haben, sind

sie auch so mächtig. Sie haben die psychische Funktion, massive Verletzungen, Kränkungen, Einbrüche des Selbstwertgefühls abzuwehren und aufzufangen. Wenn ich einen Menschen über alles auf der Welt liebe und plötzlich verlässt er mich, geht das nicht ohne narzisstischen Einbruch: Was habe ich falsch gemacht? Bin ich nicht gut genug? Bin ich nicht liebenswert genug? Bin ich nicht schön genug? Bin ich nicht intelligent genug? Bin ich nicht potent genug? Bin ich nicht erotisch genug oder was auch immer. Es geht gar nicht anders. Ich nehme an, dass leider viele von Ihnen Trennungserlebnisse auch schon hinter sich haben und wissen, dass man nicht verlassen wird, ohne einen Einbruch seines Selbstwertgefühls zu erleiden. Wenn man allerdings von einem „A.....“ verlassen wird, oder endlich diese „Hexe“ los ist, dann ist das viel, viel einfacher. Und außerdem wissen Sie wahrscheinlich, dass Aggression und Wut, die Antipode zur Depression sind. Je aggressiver ich sein kann, je mehr ich hasse, je mehr ich den Hass spüre, desto lebendiger fühle ich mich, desto eher bin ich am Boden, desto eher kann ich mich im Spiegel anschauen und desto lebensfähiger bleibe ich auch. Und es ist genau die Abwehr dieser massiven Kränkungen, die es quasi notwendig machen, den Anderen zu spalten und alles Gute auf mich zu nehmen und alles Böse auf ihn zu projizieren. Jetzt könnte man sagen, na gut, das sind ja unbewusste Prozesse, da müsste man alle diese Eltern auf die Couch legen und drei, vier oder fünf Jahre Psychoanalyse machen. Nein, ist nicht notwendig, weil das, was da abgewehrt ist, ganz, ganz bewusstseinsnah ist. Wenn wir von einer psychoanalytischen Psychotherapie reden, mit drei oder vier Sitzungen pro Woche über Jahre hinweg, dann denken wir an Neurosen, die ganz, ganz tief in uns drinnen sitzen. Diese gehen bis in unser viertes, drittes, zweites Lebensjahr zurück und sind überschüttet mit Abwehr- und Verdrängungsprozessen. Aber die Kränkung, die Wut, der Hass, die Verletzung, die Sehnsucht, all das, was im Zuge einer Trennung stattfindet, ist ganz, ganz bewusstseinsnah. Das muss entsprechend massiv vom Bewusstsein ferngehalten werden und deshalb ist es auch notwendig, immer wieder „den bösen Anderen“ zu inszenieren. Wenn man nicht in diesem Kampf bleibt, wird man von diesen ganzen Gefühlen überwältigt. Das heißt, diese Eltern, die brauchen diese Auseinandersetzung, sie brauchen den Feind. Aber das Ganze ist bewusstseinsnah. Wenn wir einen Ort schaffen, in dem vielleicht über diese Kränkungen, über diese Verletzungen und über all das tabulos gesprochen werden kann – ist dann vielleicht ein Stück Katharsis möglich? Dann hat man es im Bewusstsein und vielleicht muss man es dann nicht mehr abwehren. Vielleicht ist dann dieses Übermaß an massiver Spaltung und Projektion nicht mehr so notwendig.

3 Diese Eltern gehen im völligen Verlust ihrer elterlichen Verantwortung über die Bedürfnisse ihrer Kinder drüber und trotzdem lieben sie natürlich ihre Kinder. Sie gehen nur drüber aus der Sicht unserer rationalen pädagogischen Einsicht und unseres Verstehens, wie es diesen Kindern geht. Aber subjektiv kämpfen diese

Eltern für ihre Kinder, kämpfen um ihre Kinder und lieben ihre Kinder. In dieser Liebe steckt natürlich auch ein Stück Chance drinnen, dass elterliche Verantwortung wieder zurückkommen kann.

4. Es gibt noch einen Punkt, der die Sache nicht so hoffnungslos ausschauen lässt. Sie wissen wahrscheinlich: je höher das Konfliktdepot zwischen den Eltern, desto geringer der Beratungsbedarf. Ein ausgesprochenes Paradox. Sie bräuchten es am meisten und sie haben den geringsten Bedarf. Darum gibt es jetzt auch dieses Gesetz, dass die Richter nicht zu einer Beratung raten, sondern dass die Beratung verpflichtend ist. Es gab schon früher Richter, die das mit so viel Autorität gemacht haben, dass die Klienten ohnehin gelaufen sind, aus Angst, es geht zu ihrem Nachteil aus, sollten sie sich weigern. Aber im Großen und Ganzen wollen diese Eltern keine Beratung. Das stimmt aber auch nicht ganz so. Denn in Wirklichkeit sind diese Mütter und Väter natürlich ziemlich verzweifelt. Sie merken, dass sie den Kontakt zu ihren Kindern verlieren, vor allem die Väter, wenn sie wenige Besuche haben. Die Kinder sind reserviert, sie kommen vielleicht nicht so gerne zu Besuch. Die Mütter haben zu Hause Riesenkonflikte. Je weniger Vater vorhanden ist, umso größer sind die Konflikte. Es geht rund, die Kinder halten keine Regeln ein und sind aggressiv. Sie kommen von den Besuchen beim Vater zurück, sind zwei, drei Tage überhaupt nicht auszustehen. Man redet sich zwar ein, dass es damit zusammenhängt, dass es den Kindern beim Vater nicht gut geht und kommt nicht auf die Idee, dass es vielleicht damit zusammenhängt, dass sich die Kinder mit dem Wechsel vom Vater zur Mutter schwer tun. Man kann es sich schon wieder richten in seiner gespaltenen Wahrnehmungswelt, aber nichtsdestotrotz hat man mehrere Tage ein Kind zu Hause, das einfach nur renitent ist, und nur aggressiv ist, und nur böse ist, und nur schimpft, und nichts einhält usw. Viele dieser Kinder haben Symptome, nässen ein, lassen in der Schule nach oder Ähnliches. Das heißt, diese Eltern haben eine Menge Probleme. Das Problem ist nicht, dass sie keinen Beratungsbedarf haben, sondern das Problem ist, dass sie glauben, keinen Beratungsbedarf haben zu dürfen. Denn wenn sie nämlich einen Beratungsbedarf zugeben, dann geben sie ja zu, dass sie nicht souverän sind im Umgang mit den Kindern. Das könnte ja wiederum Munition für den Anderen sein, wenn dieser gegen meine pädagogische Kompetenz kämpft. Eine durchaus nicht wahnsinnige, sondern sehr realistische Einschätzung. Solche Dinge finden auch tatsächlich statt. Es gibt also Beratungsbedarf und eine erzwungene Erziehungsberatung kann den Vorteil haben, dass ich als Vater oder als Mutter die Version weiter aufrechterhalten kann, dass ich eigentlich keine Erziehungsberatung brauche. Denn ich bin ein perfekter Vater oder eine perfekte Mutter, und meinen Kindern geht es großartig, und sie leiden unter gar nichts und wenn sie leiden, dann ja höchstens unter dem Anderen. Aber jedenfalls brauche ich keine Erziehungsberatung. Wenn wer eine Erziehungsberatung braucht, dann natürlich der Andere, aber nicht

ich. Ich kann diese Version aufrechterhalten – sitze aber trotzdem beim Erziehungsberater, weil ich ja leider muss. Aber ich bin nun mal bei ihm. Und ich als Erziehungsberater, ich habe sie nun mal da. Wenn ich sie da habe, muss ich schauen, dass ich ein Arbeitsbündnis zu Wege bringe, dass wir auch wirklich Beratung machen können. Aber ich habe sie wenigstens einmal da und ich weiß ganz genau, dass sie mich brauchen. Ich weiß ganz genau, dass es ihnen mit ihren Kindern nicht gut geht. Und das sie in der Wirklichkeit einen großen Beratungsbedarf haben. Diese Überlegungen, das sind so potentielle Eingangstore für eine Beratung, die vielleicht doch funktionieren könnte. Das sind so etwas wie Inseln, gesunde Inseln in diesem pathologischen Familiengeflecht, die man anlegen kann. Und vielleicht gelingt es dann, von einer Insel zur nächsten eine Brücke zu bauen, und dann entwickelt sich eine Struktur. Die Holländer haben ihr Land so auf die Art und Weise trockengelegt.

Wie könnte Beratung bei hochstrittigen Eltern funktionieren?

Wenn man mit hochstrittigen Familien in welchem Kontext auch immer in Kontakt kommt, kommt man – wie bereits erwähnt – in diese Position des Mediators hinein, man möchte sie versöhnen. Allgemeiner gesprochen haben diese hohen Konflikte eine Eigenschaft, alle Ereignisse oder alle Personen in dieses Konfliktmuster zu assimilieren. Das heißt dann aus der Perspektive der Eltern: Es gibt nichts Anderes als den Konflikt zwischen uns beiden und wenn jetzt irgendjemand dazu kommt, egal ob Richter, Kinderbeistand, Jugendamt, Gutachter etc., geht es immer nur um die Frage: „Bist du auf meiner Seite oder bist du auf der anderen Seite?“ Es gibt dann vielleicht noch eine dritte Möglichkeit, nämlich dass Eltern von vornherein über den Berater oder Ähnliches sagen: „Der ist unfähig, uninteressant und kann uns ohnehin nicht helfen“. Aber eigentlich geht es immer nur darum, und es ist wahnsinnig schwer, sich dem zu entziehen. Ich habe gerade ein wirklich phänomenales Elternpaar in Beratung. Beim ersten Mal waren sie zusammen da, wir haben ein gemeinsames Arbeitsbündnis gemacht und dann habe ich sie getrennt gesehen. Bei diesen Eltern geht es nicht nur um Spaltung in der gegenseitigen Wahrnehmung, da geht es auch um eine völlig andere Wahrnehmung der Realität. Zuletzt hat sie ihn bei der Polizei angezeigt, weil er sie überfallen und geschlagen hat und er sagt, er ist zu Hause im Bett gelegen. Und ich schwöre Ihnen, wenn er bei mir ist und mir vom Besuchswochenende und den damit verbundenen Auseinandersetzungen erzählt – ich könnte diese Mutter erwürgen. Zwei Tage später ist die Mutter bei mir, und es ist alles anders. Es ist nicht vorstellbar, dass die Mutter, von der der Vater erzählt, wirklich die Mutter ist, die dann zwei Tage später bei mir sitzt. Und dass der Vater, von dem sie erzählt, der gewesen ist, der zwei Tage vorher bei mir war. Gerade wenn Sie in der Jugendwohlfahrt oder in Beratungsstellen arbeiten – lassen Sie sich das bitte eine Warnung sein, denn es gibt ja sehr,

sehr viele Settings, wo man nur mit dem Einem in Kontakt kommt und den Anderen nicht als Gegenüber hat. Und dann scheint es völlig klar zu sein, wer der Böse und wer der Gute ist. Also ich schäume wirklich von Mal zu Mal, das geht hin und her, hin und her.

Wir müssen eine Initiative zustande bringen, die etwas ganz Anderes in dieses Geschehen hineinbringt, etwas Drittes. Etwas, was noch nicht dagewesen ist. Etwas, das sich gegen diese Assimilation sträubt und sich nicht hineinziehen lässt. Und es deshalb verhindert, dass sich dann in dieser Situation der alte Konflikt in ganz genau derselben Weise wie bisher wieder und wieder abspielt. In meiner Erfahrung habe ich fünf solche Mechanismen gefunden, die sich ganz gut bewähren – nicht immer. Und ich bin weit davon entfernt zu behaupten, dass man mit allen hochstrittigen Eltern letzten Endes auch arbeiten kann – zweifellos nicht. Aber manchmal ist es überraschend, was doch geht.

Die 5 bewährten Möglichkeiten:

1. Katharsis und auftanken
2. Ausweichen und die Beratung durch die Hintertür
3. Emotionaler Elektroschock
4. Äußeren Konflikt zu inneren Konflikten machen
5. Die Rute ins Fenster stellen und Angst machen

Diese 5 Mechanismen haben unterschiedliche Orte, an denen sie besonders naheliegend oder gut zur Anwendung kommen können, aber sie sind nicht ortsgebunden. Ich werde das ganz kurz erläutern.

1 Katharsis und auftanken

Das knüpft an vorangegangene Ausführungen an: Dabei geht es darum, dass es gelingt, einen Raum zu schaffen, wo sich eine Mutter oder ein Vater anvertrauen, ihr oder sein Herz ausschütten, auch heulen, sich kränken und über all das reden können. Wo sie jemanden haben, der zuhört und mitschwingt. In diesem „Loswerden und Drüber reden“, bei dem man sich automatisch auch wieder ein Stück aufbaut, ist eines der unbewussten Motive dieser Spaltung und der Projektion ermäßigt oder unter Umständen sogar verschwunden. Und es kann natürlich sein, dass beide Eltern die Möglichkeit haben, in eine solche Beratung zu kommen. Wenn das möglich ist, dann kann auch hier eine ganz, ganz deutliche Ermäßigung dieses Konfliktes entstehen. Dann ist diese Regression nicht mehr notwendig. Dann schaltet sich das Hirn wieder ein, dann schaltet sich die Ratio wieder ein, und dann schaltet sich unter Umständen auch das pädagogische Verantwortungsgefühl wieder ein. Es geht darum, Familientherapie, Lebensberatung, Erziehungsberatung anzubieten, die nicht nur direktiv ist, sondern den Eltern die Möglichkeit gibt, auch in Einzelgesprächen ihre Enttäuschung und ihre Gefühle loszuwerden.

Wenn ich mit einzelnen Eltern arbeite und mit denen ein Arbeitsbündnis eingehe, mache ich Folgendes besonders gerne, weil es sehr fruchtbar ist: Ich bringe einen neuen Fokus hinein, indem ich frage: „Warum ist Ihre Frau oder warum ist Ihr Mann derart böse auf Sie und möchte Sie vernichten?“ Das ist eine ganz andere Frage als bisher, das ist so ein drittes, ganz anderes Moment. Da geht es nicht darum, wer hat Recht und wer hat Unrecht, oder darum „kommt euch doch wieder näher“. Sondern warum glaubt der Vater, dass die Mutter ihn vernichten will. Es geht darum, mit solchen Vätern und solchen Müttern daran zu arbeiten, den eigenen Anteil auf diese Art und Weise zu entdecken und zu erforschen und plötzlich, im Bemühen hier etwas zu verändern, ein Stück narzisstische Zufuhr zu erleben. Ich sage das vielleicht ganz umgangssprachlich: Das reizt dann solche Väter und Mütter in ihrem narzisstischen Erleben, mit mir daran zu arbeiten, wie man den Partner manipulieren könnte, sodass er oder sie nicht mehr so böse ist. Tatsächlich kommen sie auf die eigenen Probleme drauf und auf die eigenen Anteile, wie sie der Exfrau Angst gemacht haben und Ähnliches mehr. Aber dieses Forschen ist z. B. ein solches neues, drittes, unerwartetes Moment, das eine Rekapitulation des bisherigen Geschehens verändert. Oder dass ich eben sage, erzähle einfach, erzähle. Ich versuche mich zu vermitteln. Ich versuche keine Lösung zu finden, sondern erzähle. Katharsis und auftanken, das war Punkt 1.

2 Ausweichen und Beratung durch die Hintertür

Das klassische Beispiel dazu liefert dieser neue § 95/1a Außerstreitgesetz, nach dem alle Eltern eine Beratung machen müssen. Ideales Setting ist dabei nicht die Einzelberatung mit Elternteilen, sondern die Arbeit mit Gruppen. Da sitzen fünf, sechs, sieben Elternpaare im Raum und es ist vollkommen klar: Wir können nicht auf eure individuelle Problematik eingehen. Das geht nicht. Das einzige, wonach ich frage, ist das Alter der Kinder, damit ich nicht von Belastungen von 3-Jährigen spreche, während hier alle Teenager zu Hause sitzen haben. Ich bitte um Verständnis, dass ich nicht auf die speziellen Probleme eingehen kann. Ich beschränke mich darauf, ihnen ganz wichtiges darüber zu erzählen, wie die Kinder reagieren, welche Belastungen, Probleme und innere Konflikte sie haben, wie langfristige Folgen aussehen können, was sie im Zusammenhang mit Scheidung und Trennung unbedingt brauchen und was ihnen guttut etc. Möglicherweise wissen sie das schon alles und wenn sie überhaupt nichts Neues erfahren, dann sind sie nur bestätigt in dem, was sie schon wissen. Vielleicht ist aber auch irgendetwas Neues dabei. Damit bin ich draußen aus diesem Assimilationsso. Ich für mich selber, ich brauche mich nicht darum kümmern, auf wessen Seite ich bin. Ich erzähle ihnen einfach eine Geschichte über ihre Kinder, wie es denen geht und welche Probleme sie haben und Ähnliches mehr. Dann fangen sie teilweise zum Heulen an und sind betroffen, und dann kommt es hin. Dann dringt es unter Umständen vor.

3 Emotionaler Elektroschock

Zwei Szenen, die Ihnen veranschaulichen, was ich damit meine. Das liegt ein paar Monate zurück, auch so eines dieser Elternpaare, bei dem ich wirklich verzweifelt war. Sie haben sich angebrüllt und ich konnte nichts tun. Ich habe so eine Wut gehabt, ich habe mich so klein und hilflos gefühlt und dann habe ich irgendwann einmal geschrien: „Ruhe und aus!“ Ich habe halt nicht gewusst, was ich tun soll. Das war kein reflektierter, psychologischer Akt. Mir blieb nichts Anderes übrig, als ihnen zu erzählen, wie es mir im Augenblick geht. Und während ich ihnen erzähle, wie es mir geht und auch, dass ich zwischen wahn-sinniger Wut und totaler Hilflosigkeit hin und her gerissen bin, kommt mir der Gedanke, dass ich sage: „Wissen Sie was mir gerade einfällt? Ich meine – grundsätzlich bin ich ja als Erziehungsberater mit den Kindern identifiziert – könnte es sein, dass das, was ich da spüre an Wut, Zorn, Verzweiflung oder auch Ohnmacht und Hilflosigkeit, etwas zu tun hat damit, wie es Ihrem Kind gehen könnte?“ Dann fängt die Mutter zum Heulen an, der Vater ist still und dann sagen sie beide: „Sie haben völlig recht“. Das war so einfach, das ist mir eingefallen, so etwas, was sie aufgerüttelt hat.

Zweites Beispiel von Aufrüttelung: Gerichtsverhandlung und der Kinderbeistand tritt auf. Er liest aus einem Brief vor: „Liebe Mama, lieber Papa, liebe Richterin! Ich habe viel mit meinem Kinderbeistand gesprochen und dabei gab es auch die Frage, ob ich lieber bei der Mama leben möchte oder lieber beim Papa leben möchte. Vielleicht ist es schon so, dass ich vielleicht ein ganz kleines bisschen eher bei dem Einen als bei dem Anderen leben möchte, aber ich möchte das nicht sagen – weil ich niemanden kränken möchte. Und ich habe euch beide lieb. Und so wichtig ist das auch nicht, weil etwas Anderes ist viel, viel wichtiger: Ich halte es nicht mehr aus, wie ihr miteinander umgeht! Ich halte es nicht mehr aus, wie ihr kämpft! Ich halte es nicht mehr aus, wie ihr streitet! Und es ist nicht der Papa schuld, dass ich meine letzten Schularbeiten verhaut habe, sondern ihr seid beide schuld daran. Und wenn das noch weitergeht, dann schmeiße ich die Schule überhaupt. Und ich sage, so wie es jetzt ist, macht mir das Leben überhaupt keine Freude mehr. Bitte verändert etwas. Bitte liebe Richterin, mach, dass sich irgendetwas verändert. Sonst mag ich nicht mehr. Eure unglückliche Conny.“ Während der Brief vorgelesen wird, haben beide Elternteile schon zum Heulen angefangen. Das meine ich mit emotionalen Elektroschocks. Diese Eltern lieben ihre Kinder, die waren auch einmal gute Eltern oder sie sind es prinzipiell immer noch. Es geht darum, dieses Verschlütete hervorzuholen, indem man sie einmal durchschüttelt und manchmal gelingt einem das. Ich habe auch irgendwann einmal schon Eltern richtig zusammengeschissen. Ich habe gesagt: „So, und jetzt sage ich Ihnen was Sie tun, ja! Und Sie sind jetzt ruhig und ich sage Ihnen, wie es Ihrem Kind geht!“ Und habe ihnen aufgezählt, was sie zurzeit mit ihrem Kind machen und ob sie das verantworten können. Nicht: „Könnte es nicht sein, dass das für Ihr Kind auch eine Belastung ist?“ Nein, das geht nicht. Das führt zu nichts. Da muss man sich auch im unbewussten Er-

leben der Eltern in die Position des schimpfenden Vaters oder der schimpfenden Mutter stellen und dieses dritte, um dieses außerordentliche, dieses andere Moment hinzubekommen.

4 Äußeren Konflikt in einen inneren Konflikt gestalten

Was diese Eltern immer wieder tun, ist ihre ganz persönlichen Bedürfnisse – das Kind haben zu wollen, den anderen Elternteil oder seine Einflüsse möglichst ausschließen zu wollen – immer mit dem Wohl des Kindes zu rationalisieren. Es ist immer zum Wohl des Kindes, auch wenn es überhaupt nicht mit dem Wohl des Kindes zusammenhängt. Was ganz wichtig ist, worauf ich sehr große Hoffnung lege ist, in solchen Situationen jetzt nicht pädagogisch zu argumentieren, dass das aber sinnvoll ist usw. Sondern wenn ich den Raum geschaffen habe, dass sich diese Mutter oder dieser Vater mir emotional anvertrauen kann, dass ich sagen kann, dass ich sie verstehe: „Nachdem was er Ihnen angetan hat, nachdem was da stattfindet, nachdem, wie es Ihnen geht, verstehe ich Sie. Ich würde es vielleicht auch so machen, ich würde mir auch wünschen, den nie mehr wiederzusehen. Und vielleicht neu zu beginnen, mit einer neuen Frau, oder mit einem neuen Mann. Ein ganz neues Leben, das Projekt Familie noch einmal zu versuchen, ja. Und diese furchtbaren Erfahrungen hinter mir lassen, ich verstehe das. Ich würde es vielleicht auch denken. Das Problem ist – als Erziehungsberater muss ich Ihnen sagen, für Ihr Kind wäre es eine Katastrophe. Wie Sie sich entscheiden, ist Ihre Angelegenheit. Ich kann Sie nicht zwingen, sich für das eine oder das andere zu entscheiden.“ Was ich mache ist, die Rationalisierung zu einem Konflikt zwischen persönlichen Interessen und pädagogischen Überlegungen, aufzubrechen.

5 Die Rute ins Fenster stellen und Angst machen

Als letzte Option, wenn es gar nicht geht, erzähle ich den Eltern, was mit ihrem Kind alles passieren wird. Da haben wir genügend Forschungsmaterial über Drogensucht, über asoziales Verhalten, über Schulabbrüche, Bildungskarriere und Sonstiges, was es alles mit sich bringt, wenn die Eltern nicht in der Lage sind, einigermaßen miteinander auszukommen. Das ist vielleicht dann auch noch etwas, was durchschüttelt, eine letzte Möglichkeit, die gehört auch zur schwarzen Pädagogik. Mit diesem Beispiel beschließe ich: Ein Elternpaar redet seit sechs Jahren kein einziges Wort mehr miteinander. Es gibt ein Gutachten. Die Gutachterin stellt fest, dass die beiden Eltern eine Katastrophe für das Kind sind und empfiehlt die Aberkennung der Obsorge und die Übertragung der Obsorge ans Jugendamt. Der Aufenthaltsort der Kinder müsste noch beschlossen werden, er sollte aber weiterhin bei der Mutter, wo sie leben, bleiben. Das Gutachten geht ans Gericht, das Gerichtsprotokoll wird den Parteien zugeschickt, die Eltern finden dieses Gutachten in ihrem Postkastl, greifen zum Telefon, rufen einander an und sitzen stundenlang und überlegen miteinander. Denn die Obsorge wollen sie sich nämlich nicht vom Jugendamt aberkennen lassen. Auch das war ein Durchschütteln – oder eine Rute ins Fenster stellen.



AMBULANTE UNTERSTÜTZUNG IN FAMILIEN.

AUSWIRKUNG AUF DIE PRAKTISCHE ARBEIT IN DER KINDER- UND JUGENDHILFE.

Im vorliegenden Beitrag gehe ich ein auf die veränderten Anforderungen an die Sozialarbeit in der behördlichen Kinder- und Jugendhilfe durch die Auslagerung beziehungsweise den Zukauf ambulanter Erziehungshilfen. Es soll dargestellt werden, welche Aufgaben zusätzlich auf die SozialarbeiterInnen zukommen und welche anspruchsvollen Leistungen damit verbunden sind.

Am Beginn meiner Ausführungen gehe ich auf den gesetzlichen Auftrag der Kinder- und Jugendhilfe ein, der die Grundlage für die praktische Arbeit in der Kinder- und Jugendhilfe darstellt, leite sodann über zu maßgeblichen fachlichen Standards der Sozialen Arbeit im Diagnoseverfahren sowie im Bereich Einschätzung des Hilfebedarfs. Im Anschluss daran befasse ich mich mit der Hilfeplanung und – wie angekündigt – den Veränderungen, die mit der Auslagerung oder dem Ankauf von sozialpädagogischen Leistungen verbunden sind. Zusätzlich spielen die Rahmenbedingungen eine Rolle, in denen die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe mit den Familien erbracht werden. Der Einfachheit halber wähle ich aus den Angeboten exemplarisch den Einkauf sozialpädagogischer Leistungen aus, stellvertretend für alle möglichen Konstellationen im Hilfeprozess.

Auftrag der Kinder- und Jugendhilfe

Die Kinder- und Jugendhilfe berät Eltern und werden- de Eltern. Ihr Auftrag ist es, die persönliche und soziale Entfaltung von Kindern und Jugendlichen zu fördern und abzusichern. Diese Leistungen werden einerseits von den behördlichen SozialarbeiterInnen in der Kinder- und Jugendhilfe erbracht, sowie verschiedenen anderen Institutionen und Einrichtungen.

Familien werden bei ihren Aufgaben in Pflege und Erziehung beraten und unterstützt. Dabei werden alle Betroffenen, also Eltern, Kinder und Jugendliche sowie Stiefeltern oder gegebenenfalls auch Großeltern entsprechend eingebunden. Zu den wichtigsten Aufgaben der Kinder- und Jugendhilfe gehören Maßnahmen zur Sicherung des Kindeswohls und des Kinderschutzes. Hier greifen Interventionen bei Vernachlässigung oder anderen Gefährdungen von Kindern und Jugendlichen. Bereits mit der Einführung des Jugendwohlfahrtsgesetzes 1989 (JWG 1989) konnten private Jugendwohlfahrtseinrichtungen (JWG 1989: Freie Jugendwohlfahrtsträger) Leistungen im Rahmen der Erziehungshilfe im Auftrag des Kinder- und Ju-

gendhilfeträgers (JWG 1989: Jugendwohlfahrtsträger) erbringen. Seither haben sich zahlreiche Dienste gegründet und spezialisiert. Eine Implementierung und Begleitung von ambulanten, teilstationären und stationären Maßnahmen erfolgt seither aufgrund einer Vereinbarung mit den Eltern oder aufgrund eines Beschlusses des Pfllegschaftsgerichtes. Eingriffe gegen den Willen der Familie sind nur dann zulässig, wenn Erziehungsberechtigte das Wohl der Kinder oder Jugendlichen nicht ausreichend gewährleisten. In der Praxis basiert der größte Teil der Erziehungshilfen aber auf freiwilligen Vereinbarungen zwischen Erziehungsberechtigten und Kinder- und Jugendhilfe.

Familien werden vor allem auf ihr eigenes Verlangen hin beraten und erhalten entsprechende, individuell abgestimmte Hilfe. Ziel ist es, Familien so weit zu unterstützen, dass sie die Aufgaben der Pflege und Erziehung wieder selbst wahrnehmen können. Dazu müssen Lösungswege gemeinsam mit den Betroffenen nicht nur problemorientiert, sondern ressourcenorientiert in individuellen Hilfeplänen im Rahmen eines Prozesses ausgearbeitet werden. Im Ergebnis sollen die Familien ihre Aufgaben wieder alleine bewältigen können. Bei allen Schritten steht die Zusammenarbeit mit den Familien im Vordergrund, daher sind diese in der Regel genau darüber unterrichtet, welche Schritte als nächste erfolgen und wann ein Abschluss der gemeinsamen Arbeit vorgesehen ist.

Fachliche Standards

In der Beratung, aber auch zu Beginn eines Abklärungsverfahrens, nehmen die Kontaktaufnahme und der Kontaktaufbau eine wichtige Stellung ein. Der Erstkontakt und das dabei entstandene Gesprächsklima beeinflussen in Folge die Motivation und die Paktfähigkeit der betroffenen Familie in der weiteren Arbeit. Zu einer tragfähigen Arbeitsgrundlage gehört die Erklärung, welche Aufgaben der Kinder- und Jugendhilfe zukommen und wie eine Zusammenarbeit zwischen Familie und Sozialarbeit aussehen wird. Die Familien möchten zu Recht auch wissen, wann eine Betreuung durch die Kinder- und Jugendhilfe wieder beendet werden kann. Bevor eine soziale Anamnese startet, sollten die Positionen und Erwartungen von beiden Seiten formuliert und nach Möglichkeit ein Einvernehmen in zentralen Punkten hergestellt werden.

Die soziale Anamnese dient als eine Grundlage für die Einschätzung der Entwicklungsfähigkeit und Lösungskompetenz des familiären Systems und in Folge des Hilfe- und



VON ELFA SPITZENBERGER



Unterstützungsbedarfs. Gemeinsam mit der Problem- und Ressourcenanalyse anhand verschiedener Instrumente der Sozialarbeit kann eine umfassende soziale Diagnose erstellt werden. Wenn auch in der Praxis erfahrungsgemäß die im Rahmen der Ausbildung erlernten Instrumente selten ausführlich angewandt werden, so sollten neben der Zusammensetzung der Kernfamilie vor allem biografische Informationen eine Rolle spielen. Ferner sind die sozialen Verbindungen außerhalb der Familie relevant, seien es private als auch professionelle.

Die sogenannte soziale Diagnose ist kein Alleingang der Fachkraft. Sie ist das Ergebnis der gemeinsamen Arbeit von SozialarbeiterInnen und Familienmitgliedern. Lediglich die fachliche Ausformulierung ist Aufgabe der Fachkräfte. Nicht nur eine Beteiligung aller Familienmitglieder ist notwendig, sondern auch die Beachtung deren individueller Sichtweise sowie gegebenenfalls auch die Einbeziehung anderer Berufsgruppen. Es handelt sich dabei um einen individuellen Prozess in jedem Fallgeschehen. Die Positionen der Familienmitglieder sowie deren Rollenverteilungen mit ihren Aufgaben im Alltag müssen erfasst werden. Die SozialarbeiterInnen sollen das Lebensumfeld der Familie kennenlernen. Dazu zählen die Gegebenheiten beim Wohnen, die Arbeitsbedingungen und die Sozialkontakte sowie die wirtschaftlichen Grundlagen der Familien. Probleme und fehlende Ressourcen sowie mangelnde Kompetenzen müssen im gesamten Kontext gesehen und beurteilt werden.

Alle persönlichen Kontakte bieten bereits die Möglichkeit Interventionen zu setzen. Es erscheint daher sinnvoll, den Faktor Zeit nicht außer Acht zu lassen und keine vorschnellen Auslagerungen der Arbeit mit den Familien an externe Dienstleistungsbetriebe vorzunehmen, solange noch nicht ausreichende Informationen vorliegen. Die Personen und ihre Stärken und Schwächen sowie ihre Eigenheiten zu kennen, Vertrauen aufzubauen und die Motivation zur Zusammenarbeit zu fördern sind Grundlagen für einen eventuell notwendigen, fachlich fundierten und ausformulierten Unterstützungs- und Hilfeplan. Dieser erleichtert (und verkürzt) die Arbeit der SozialpädagogInnen, die in Folge die Arbeit mit der Familie fortsetzen. Ich greife diese Art der Hilfe (SozialpädagogInnen) wie angekündigt als Beispiel heraus; es könnte sich jedoch auch mit geringen Variationen um eine Familienhilfe, eine therapeutische Maßnahme oder eine andere Unterstützungsform handeln.

Beurteilung des Hilfebedarfs und Prozess der Hilfeplanerstellung

Die soziale Diagnose, welche sorgfältig dokumentiert wird, ist die Grundlage für die Beurteilung des Hilfe- und Unterstützungsbedarfs. Für die Ausarbeitung eines Hilfeplanes ist man darauf angewiesen, dass die betroffenen Familienmitglieder zumindest in grundlegenden Fragen motiviert sind, mit den Fachkräften zusammenzuarbeiten. An dieser Stelle weise ich nochmals darauf hin: Die Einstiegsphase und der Kontaktaufbau im Rahmen der Anamnese und des Diagnoseverfahrens beeinflussen den Prozess der Hilfeplangestaltung. Das Ergebnis dieser Phase ist eine Beschreibung der Ausgangssituation sowie eine Ausformulierung des Hilfe- und Unterstützungsbedarfs unter Angabe von Mankos und Fähigkeiten im Familienleben. Ferner müssen Ergebnis- und Teilziele für die sozialpädagogische Arbeit vorliegen, die die Familien verstehen und mittragen, im schlechtesten Fall zumindest vorerst tolerieren können. Der Hilfeplan dient der Familie, der Kinder- und Jugendhilfe und vor allem den beauftragten externen Kinder- und Jugendhilfeeinrichtungen als Grundlage für die Arbeit mit der Familie und die Kooperation mit der behördlichen Sozialarbeit. Er muss transparent, nachvollziehbar und für die Familie akzeptabel sein. Im Prozess der Hilfeplanung müssen die Wünsche der Betroffenen unter Berücksichtigung der Erfordernisse des Familienalltags beachtet und einbezogen werden.

Hier soll nochmals festgehalten werden, dass es sich bei der Hilfeplanerstellung um einen anspruchsvollen Prozess handelt, der nicht in einem oder zwei Terminen abgehandelt werden sollte. Ziele lassen sich von Seiten der Fachkräfte zwar aufgrund der Vorarbeit schnell ausformulieren, die betroffenen Familienmitglieder müssen diese Ziele jedoch mittragen können, sie sollen die Formulierungen verstehen und akzeptieren. Dazu ist stets einfühlsame Motivationsarbeit von Seiten der SozialarbeiterInnen erforderlich. Die Maßnahmen müssen die Bedürfnisse und Interessen der Familie berücksichtigen und vor allem im familiären Alltag umsetzbar und zu bewältigen sein. Genauso sorgfältig müssen daher auch die Teilziele ausdiskutiert und formuliert werden.

Maßnahmen, die als sogenannte Auflagen vorgeschrieben werden, müssen den Eltern oder Jugendlichen subjektiv einen Nutzen bringen. Die Fachkraft sollte sich daher genau überlegen, wie sie unerlässliche Forderungen erklärt und darstellt. Der Hinweis auf einen möglichen Antrag auf Entzug der Obsorge beim Pflégschaftsgericht ist gegeben-

nenfalls wichtig, jedoch nicht das einzige und vor allem nicht das beste Argument; verschwiegen sollte es jedoch nicht werden. Transparenz und Klarheit erfordert auch diese Information, wenn sie zur Debatte steht.

Der verschriftlichte Hilfeplan wird allen Beteiligten aus-gefolgt und nach Möglichkeit von allen unterzeichnet. Zuletzt wird er mit der Familie und den Fachkräften der gewählten externen Dienstleistungseinrichtung ausgiebig besprochen. Ambulante Hilfen sollen eine praktische Entlastung für Familien darstellen. Ferner sollen sie vor allem auch Entwicklung ermöglichen, sodass die Familien wieder ohne Unterstützung durch die Kinder- und Jugendhilfe zu Rande kommen. Dafür ist es notwendig, dass die Familien Perspektiven entwickeln können, um Verbesserungen in unterschiedlichen Lebensbereichen zu erwirken.

Veränderungen durch die Auslagerung von sozialpädagogischer Arbeit

Nun gehe ich auf die veränderten Arbeitsanforderungen in der Kinder- und Jugendhilfe ein, wenn sozialpädagogische Arbeit an freie Kinder- und Jugendhilfeeinrichtungen im Rahmen der Erziehungshilfe ausgelagert wird. Dabei handelt es sich normalerweise um ein wöchentliches Stundenausmaß von neun bis zwölf direkten Betreuungsstunden, zuzüglich des Aufwandes an Fahrt- und Vorbereitungszeit sowie Dokumentation und Reflexion.

Die fachliche Arbeit der Kinder- und Jugendhilfe erfordert, verkürzt dargestellt, folgende Schritte und Handlungen: Zu Beginn des Falleinstieges sind Kontakt- und professioneller Beziehungsaufbau notwendig, sodass ein Zugang zur Familie und eine Grundlage für die Zusammenarbeit entstehen können. Im nächsten Schritt müssen Problem- und Ressourcenlage in der Familie eruiert, erörtert und analysiert werden. Schließlich werden mit den Betroffenen tragfähige Vereinbarungen, erforderlichenfalls im Rahmen eines Hilfeplanes, ausgearbeitet und abgeschlossen. In den nächsten Schritten müssen die festgestellten Problembereiche gemeinsam bearbeitet werden. Im Rahmen der Gespräche und Treffen werden entsprechende Interventionen gesetzt. Dabei werden Ressourcen und Möglichkeiten der Familie in ihrem Lebensumfeld berücksichtigt. Immer wieder werden Feedbackschleifen eingebaut und die Schritte der Entwicklung angepasst. Als Abschluss der Betreuung wird gemeinsam mit der Familie reflektiert und entweder der Kontakt beendet oder man vereinbart Treffen in größeren Abschnitten. Im Anschluss daran sollte der Betreuungsverlauf im Fachteam evaluiert werden. Zu allen Schritten gibt es eine Fachdokumentation.

Die Auslagerung der sozialpädagogischen Arbeit stellt zusätzlich zu fachlich inhaltlichen Kenntnissen noch andere Anforderungen an die SozialarbeiterInnen. Es sind zu den

oben genannten fachlichen Leistungen noch zusätzlich Kenntnisse notwendig: Die Umsetzung der Familienarbeit im Alltag im Rahmen privater Dienstleistungen erweitert die Rolle der SozialarbeiterInnen durch die Position der Auftragsvergabe. Dazu ist ein anderes Leistungsverständnis erforderlich, das in das traditionelle Berufsfeld eingepasst werden muss. Neben Beachtung fachlicher Aufgaben und behördeninterner Abläufe sind zusätzliche Schritte notwendig und müssen (nicht nur gegenüber den Fachkräften selbst) kommuniziert werden. Die unterschiedlichen Aufträge und Aufgaben sollen für alle Beteiligten verständlich sein. Im Laufe der weiteren Arbeit ergeben sich möglicherweise auch für Kinderbetreuungseinrichtungen oder Schulen Unklarheiten, die es im Interesse der Familie zu beseitigen gilt. Jedenfalls müssen die Aufgabenverteilungen und Aufträge ausreichend kommuniziert und dokumentiert werden.

Kontaktaufnahme und -aufbau sowie Anamnese bleiben den SozialarbeiterInnen in der behördlichen Kinder- und Jugendhilfe erhalten. Auch Anamnese und soziale Diagnose im Rahmen einer ausführlichen Abklärungsarbeit ist ihre Aufgabe. Sie bilden die Grundlage, mit der die Fachkräfte den Hilfe- und Unterstützungsbedarf unter Einbeziehung der betroffenen Familienmitglieder und des sozialen Umfeldes einschätzen können. Im Rahmen dieses Prozesses ist es häufig erforderlich, andere Professionen hinzuzuziehen und auch deren fachliche Stellungnahmen in ein Gesamtbild einzuordnen. Im Anschluss daran werden sowohl mit den erziehungsberechtigten Eltern als auch in altersgerechter Form mit den betroffenen Kindern und Jugendlichen Vereinbarungen für die künftige Entwicklung getroffen. Letztlich münden diese in einen ausführlichen Hilfeplan, in dem Ergebnis- und Teilziele für die sozialpädagogische Arbeit formuliert sind.

Bei Auslagerung der sozialpädagogischen Arbeit, was in besonders intensiven und vor allem spezialisierten Betreuungen äußerst sinnvoll und notwendig erscheint, werden von den SozialarbeiterInnen zusätzlich folgende Leistungen erwartet: Aufgrund des individuellen Unterstützungsbedarfes der Familie muss die Fachkraft passende externe Hilfen zusammenstellen und einen geeigneten Anbieter dafür auswählen. Das erfordert, wie bei allen Überweisungen und Kooperationen, eine ausreichende Kenntnis über das Angebot und die Qualität der Leistungen.

Der nächste Schritt ist die Einschätzung des Kosten- und Nutzenverhältnisses für in Frage kommende Angebote, schließlich ist der Auftrag zu vergeben. (Dabei vernachlässige ich innerbehördliche Abläufe.) Dabei sind nicht in erster Linie die rechtlichen Schritte am anspruchsvollsten, sondern die fachliche Weitergabe der Informationen, die Kontaktanbahnung zwischen Familie und Dienstleistungsunternehmen und letztlich die Vereinbarung über die konkrete Zusammenarbeit und Kommunikation im Dreieck Behörde, Familie, Dienstleistungseinrichtung.

Ferner müssen Aufgaben und Verantwortungen geklärt und zugeteilt sowie der Kommunikationsfluss diesbezüglich sichergestellt werden.

In der weiteren Betreuung haben die SozialarbeiterInnen der Kinder- und Jugendhilfe die Aufgabe, die installierte Hilfe im Rahmen von Reflexions- und Evaluationsgesprächen zu begleiten. Während dieser Gespräche ist es vorgesehen und erforderlich, dass Teil- und gegebenenfalls sogar Ergebnisziele angepasst werden. Die Fachkräfte der Behörde müssen daher den Betreuungsprozess beurteilen können und dessen Erfolgsaussichten einschätzen. Ihre Position als Beobachter ist wichtig, da sie durch die Auslagerung eine gewisse Distanz zur inhaltlichen Arbeit in der Familie erhalten. Sie müssen außerdem die Erfolgsaussichten von eventuellen Verlängerungen von Betreuungen beurteilen, bzw. den Abschluss einleiten. Da sich ihr Wissen in der Regel auf Reflexionsgespräche, auf Telefonate und Berichte stützt, liegt das Gewicht hier auf den Explorationen unter allen involvierten Fachkräften unter Einbeziehung der Familien.

In vielen Fällen sind bei Kriseninterventionen oder anderen krisenhaften Ereignissen doch Einbeziehung und mitunter auch die Mitarbeit der Behörde notwendig. Erfolgreiche Meldungen von den Betreuungseinrichtungen oder von sogenannten Drittmeldern, müssen diese mit den externen SozialpädagogenInnen kommuniziert und bearbeitet werden. Unter Umständen muss die behördliche Fachkraft die Entscheidung treffen, dass andere, zusätzliche Hilfen installiert oder Anträge beim PflEGschaftsgericht eingebracht werden. Der Abschluss der extern vergebenen Arbeit wurde oben schon angesprochen. Durch das Abschlussgespräch soll sich für die Familie ein rundes Bild ergeben, bei dem ihr auch Anerkennung für ihre Leistungen ausgesprochen werden muss. Außerdem wird die Fachkraft nach Auslaufen der externen Hilfe den Fallabschluss insgesamt oder die Vereinbarung über die Form des weiteren Kontaktes mit der Familie vornehmen.

Rahmenbedingungen für die Vernetzungsarbeit

Für die erfolgreiche Arbeit der SozialarbeiterInnen in der Kinder- und Jugendhilfe mit den betroffenen Familien im Einzelfall müssen von Seiten der Vorgesetzten bzw. von Seiten der Behörden bestimmte Rahmenbedingungen vorgegeben sein. Dazu sind Maßnahmen auf verschiedenen Stufen der Hierarchie erforderlich, um ein tragfähiges strukturelles Netzwerk zur Verfügung zu stellen.

Im Rahmen der Betreuungs- und Auftragsarbeit sind zahlreiche Vernetzungsgespräche notwendig. Es ist nicht sinnvoll, dass grundsätzliche Vereinbarungen in jedem Einzelfall und womöglich durch die SozialarbeiterInnen selbst erfolgen. Die Rahmenbedingungen für die Arbeitsvereinbarungen zwischen Behörde und Auftragnehmer bzw. Vernetzungspartner sowie Abrechnungsmodalitäten müssen einheitlich und stabil festgelegt sein. Es verblei-

ben ohnehin im Einzelfall Bereiche, die individuell abgestimmt sein müssen.

Aufgabe der Länder und Kommunen ist es, geeignete kostenfreie und kostenpflichtige, qualitativ hochwertige Dienste zur Verfügung zu stellen. Diese sollen auch lebensweltorientiert agieren und im Gemeinwesen eingebettet sein. Ferner bedarf es der Kooperationsgespräche mit diversen Institutionen und Einrichtungen, die mit der Kinder- und Jugendhilfe sowie mit den privaten Jugendhilfeeinrichtungen zusammenarbeiten. Hier würden sich „Runde Tische“ eignen, in denen Themenbereiche wie Zusammenarbeit, Verschwiegenheit und Zuständigkeiten reflektiert werden können.

Für die Fachkräfte an der Basis muss es entsprechende Schulungen und Fortbildungen geben, in denen auf die konkreten Anforderungen eingegangen wird, die in der Praxis auf das Personal zukommen.

Als beste Qualitätssicherungen erscheinen mir einerseits kollegiale Fallreflexionen, andererseits kontrollierte Fallsupervisionen. Für Fallreflexionen bzw. generell für die Fallarbeit sind Teamstrukturen notwendig, die verbindliche Regeln für die Zusammenarbeit sicherstellen. Für die Evaluation von Hilfe- und Betreuungsprozessen auf Prozess- und Ergebnisebene stehen aus meiner Sicht noch nicht ausreichend Abläufe zur Verfügung. Evaluation sollte im Interesse der Klientel von jeder Fachkraft nach einem längeren Betreuungsabschnitt vorgenommen werden. Dabei geht es um die sorgfältige Reflexion von Ausgangssituation, getroffenen Vereinbarungen und Prozessen während der Betreuung. Letztlich sind die erzielten Ergebnisse für die betroffenen Kinder und Jugendlichen maßgeblich. Ein Evaluationsergebnis sollte schriftlich festgehalten werden. Der eigentliche Nutzen liegt jedoch in der Reflexion der Fachkräfte im Kollegenkreis. Hierfür benötigt man Raum und passendes Klima (sowohl zwischen den eigentlichen Akteuren als auch im größeren Kontext der Behörde), um Erfolge und Nichterfolge sowie Kurskorrekturen einzuschätzen und den Fallabschluss aus fachlicher Sicht zu bewerten. Und schließlich sollen die Fachkräfte auch die Chance erhalten, aus ihren Erfahrungen und Fehlern lernen zu dürfen.

Zusammenfassung

Im vorliegenden Beitrag habe ich versucht, die Anforderungen und Veränderungen in der behördlichen Arbeit der SozialarbeiterInnen in der Kinder- und Jugendhilfe darzustellen. Der Ankauf von sozialpädagogischen Leistungen ermöglicht vielen Kindern und Jugendlichen in ihren Familien aufzuwachsen, auch wenn zu Beginn der Betreuung gravierende Mängel in Bezug auf die Versorgung und Förderung vorhanden sind. Betreuungsausmaße von acht bis zwölf Wochenstunden für eine Familie aufzuwenden, wäre in der Behörde selbst nicht möglich. Die geschilder-

ten Abläufe zeigen jedoch deutlich, dass durch die Übergabe der Betreuungsarbeit an freie Jugendwohlfahrtseinrichtungen höhere, jedenfalls zusätzliche Anforderungen an alle involvierten Fachkräfte und Institutionen gestellt werden.

Der Schwerpunkt der Arbeit liegt auf der Anamnese und Einschätzung des Hilfebedarfs unter Einbeziehung der betroffenen Familien und der Expertisen anderer Professionen. Ferner geht es darum, die Familien aufzuklären, zu beraten und sie zu motivieren, einvernehmlich mit bestimmten sozialen Einrichtungen zusammenzuarbeiten. Aufgrund der Einschätzung und der Prognose über Entwicklungschancen müssen schließlich geeignete Anbieter gefunden werden. Dies erfordert fachliches Einschätzungsvermögen sowie detaillierte Kenntnis des gesamten Angebotes. Schließlich ist es notwendig, Kontakte herzustellen und gesammeltes Wissen zu übermitteln.

Im Rahmen der Begleitung einer externen Erziehungshilfe sind die Fachkräfte gefordert, den Prozess zu verfolgen und ihn gemeinsam mit Betroffenen und Einrichtungen an die Entwicklungen anzupassen. Dabei darf das gewünschte Ergebnis nicht aus den Augen verloren werden. Schließlich muss das Fallgeschehen evaluiert werden, mit der Familie, mit dem Anbieter und im kollegialen Gespräch im Team oder mit Vorgesetzten. Der Fallabschluss soll für die betroffene Familie nicht nur erfolgreich bzw. in Teilen erfolgreich sein, sondern auch für die Gebietskörperschaft in einem vertretbaren Kosten-Nutzen-Verhältnis stehen.

Die Rolle der SozialarbeiterInnen hat sich daher verändert. Genauer gesagt, muss ein/e SozialarbeiterIn in diesem Kontext ihr Fachwissen erweitern und zwischen der Rolle SozialarbeiterIn an der Basis und AuftraggeberIn wechseln. Die Auslagerung von Betreuungen reduziert nicht die Anforderungen an die Soziale Arbeit, sondern stellt insgesamt höhere an die Fachkräfte.

Das erfordert auch die Anpassung der notwendigen Rahmenbedingungen für diese anspruchsvolle Arbeit. Hier sind Behörden, Organisationen und vor allem Vorgesetzte gefordert, passende Arbeitsbedingungen und ein konstruktives Betriebsklima herzustellen.



■

IMPRESSIONEN



DER DOPPELTE BLICK.

KINDER UND IHRE FAMILIEN IM RAHMEN DER
FREMDUNTERBRINGUNG BEGLEITEN UND BEFÄHIGEN.

Mit diesem Beitrag möchte ich Ihnen Handlungsansätze vorstellen, wie im Kontext stationärer Hilfen systematisch mit Kindern und Eltern bzw. den Herkunftssystemen zusammengearbeitet werden kann. Dabei stütze ich mich wesentlich auf Forschungsergebnisse, die wir im Rahmen des Projektes „Heimerziehung als familienunterstützende Hilfe“ gewonnen haben. Über drei Jahre haben wir zwölf Einrichtungen in Rheinland-Pfalz in dieser Frage begleitet und mit ihnen konkrete Handlungsansätze für den Bereich der Regelgruppen herausgearbeitet. Ergänzend zu den Inhouse-Prozessen haben wir die Praxisentwicklung hinsichtlich ihrer veränderten Handlungsmöglichkeiten und der Effekte in der Zusammenarbeit mit den Eltern bzw. Herkunftssystemen evaluiert (vgl. Moos/Schmutz 2012).

Die Erkenntnisse unseres Forschungsprojektes rahme ich im Folgenden zunächst mit Hinweisen, warum der doppelte Blick auf Kinder und ihre Familien für eine gelingende Gestaltung stationärer Hilfen so bedeutsam ist. Außerdem werfe ich einen Blick darauf, welche besonderen Herausforderungen sich im Kontext der stationären Hilfen diesbezüglich stellen. Denn wir wissen schon über 30 Jahre um die Bedeutung der Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem für die nachhaltige Wirksamkeit von stationären Hilfen (vgl. IGfH (Hg.) 1977) und dennoch stellt sich nach wie vor die Frage, wie dies im Alltag der Heimerziehung regelhaft umgesetzt werden kann. Im dritten Abschnitt zeige ich dann konkrete Handlungsmöglichkeiten auf, wie wir sie im Verlauf des Projektes herausarbeiten und erproben konnten. Abschließend ziehe ich ausgewählte Evaluationsergebnisse hinzu und spreche schließlich Empfehlungen für Einrichtungen aus, die sich in einen ähnlichen Entwicklungsprozess begeben möchten.

Warum ein doppelter Blick auf Kinder und ihre Familien?

1. Aus Evaluationsstudien und Forschungsarbeiten wissen wir, dass die Einbeziehung der Eltern bzw. des Herkunftssystems einen zentralen Gelingensfaktor stationärer Hilfen darstellt. So kam beispielsweise die JULE-Studie (Baur u. a. 2002) zu dem Ergebnis, dass fünf von sechs Hilfeverläufen, in denen eine Zusammenarbeit mit den Eltern stattfand, positiv verlaufen sind. Fand dagegen keine Zusammenarbeit statt, verlief annähernd jede dritte Hilfe negativ. Dieser Befund ist gut nachvollziehbar, bedenkt man die Bedeutung früher Bindungen der Kinder zu ihren Eltern. Auch in schwierigen familiären Lebensbedingungen und Sozialisationsverläufen fühlen sich Kinder

mit ihren Eltern verbunden. Es entstehen Loyalitäten und Verpflichtungen, die auch im Kontext der Fremdunterbringung wirksam sind und das Handeln der Kinder (mit) bestimmen (vgl. Schleiffer 2009). Stationäre Hilfen, die auf Veränderung im Sinne der Stärkung von gelingenden Bewältigungskompetenzen ausgerichtet sind, müssen darum Kinder und Jugendliche immer auch in ihren Beziehungen und Bindungen zu ihren Eltern sowie in ihrem Herkunftssystem verstehen und diese in Veränderungsprozesse einbeziehen. Dies ist nicht immer in gleicher Weise aktiv möglich. Die Potentiale gilt es aber in jedem Fall auszuloten.

Die Einbeziehung des Herkunftsmilieus beginnt damit, das Einverständnis der Eltern bzw. der zentralen familiären Bezugspersonen für die Fremdunterbringung des Kindes zu gewinnen. In dem Maße, wie die stationäre Hilfe seitens der Eltern oder auch allgemeiner des Herkunftssystems akzeptiert und mitgetragen wird, erhält das Kind bzw. der Jugendliche die Erlaubnis, sich auf den Hilfeprozess einzulassen. Loyalitätskonflikte können auf diese Weise vermieden oder zumindest abgemildert sowie leichter offensiv bearbeitet werden. Darüber hinaus ist die kontinuierliche Beteiligung der Eltern oder sonstiger relevanter Bezugspersonen aus dem Herkunftssystem bedeutsam, damit Ziele und angestrebte Veränderungen mitgetragen sowie möglichst für alle Beteiligten nachvollziehbar werden können. Das erleichtert die innerfamiliäre Kommunikation und das wechselseitige Verstehen, pflegen doch die meisten jungen Menschen auch während der Zeit der Fremdunterbringung mehr oder weniger intensiv den Kontakt zu ihrer Herkunftsfamilie. Viele von ihnen kehren außerdem anschließend in das Herkunftsmilieu zurück. Damit stehen sie vor der Herausforderung, im Kontext der stationären Hilfe erlernte alternative Bewältigungs- und Handlungsmuster auch in der neuen Lebenssituation für sich nutzbar zu erhalten, möglicherweise aber auch mit veränderten Reaktions- und Handlungsrouninen auf Unverständnis zu stoßen. Indem die Herkunftsfamilie am Hilfeprozess beteiligt und in zentrale Veränderungsschritte einbezogen wird, kann diesen Hürden der Reintegration in das Herkunftsmilieu aktiv entgegengewirkt werden. Wechselseitiges Verstehen wird im Hilfeprozess gefördert, Eltern und auch andere bedeutsame Bezugspersonen erhalten die Chance sich mitzuverändern. Damit wird die Anschlussfähigkeit an das soziale Miteinander bei Besuchskontakten und auch bei der Rückkehr ins Herkunftsmilieu nach Beendigung der Hilfe erhöht, was als zentraler Aspekt nachhaltiger Hilfen anzusehen ist.

Schließlich stellt die Akzeptanz der Hilfe durch die Eltern



VON ELISABETH SCHMUTZ



auch eine zentrale Voraussetzung dafür dar, dass die Kinder und Jugendlichen die innere Erlaubnis erhalten, sich auf die Beziehungsangebote der stationären Hilfen einzulassen. Erziehungs- und Entwicklungsprozesse im Kontext stationärer Hilfen sind wesentlich auf einen gelingenden Beziehungsaufbau der Fachkräfte zu den Kindern und Jugendlichen angewiesen. Diese müssen sich aber auch auf die Beziehungsangebote einlassen können. Aus der Bindungsforschung wissen wir um die Bedeutung der frühen Eltern-Kind-Bindungen und die darin enthaltenen Botschaften an die Kinder, wenn sie weitere Beziehungen eingehen. Deshalb sind in jedem Einzelfall die Reflexion des Bindungsstatus und die sich daraus ergebende Klärung mit den Eltern hinsichtlich eines gelingenden Beziehungsaufbaus zu neuen bzw. weiteren erwachsenen Bezugspersonen wichtig (vgl. Schleiffer 2009).

Diese Klärungsprozesse stehen im Kontext der stationären Hilfen immer unter dem Zeichen schwieriger biographischer Erfahrungen, die die Kinder und Jugendlichen mitbringen. Die Eltern und das Herkunftsmilieu spielen dabei eine zentrale Rolle. Denn die stationäre Hilfe wird ja genau darum notwendig, weil die Eltern ihre Kinder nicht ausreichend versorgen, erziehen und schützen können, aber auch das Herkunftsmilieu keine ausreichenden Ressourcen zur Unterstützung der Eltern bereit hält bzw. diese nicht aktiviert werden können. Die Bearbeitung gerade der schwierigen biographischen Erfahrungen und die Versöhnung mit den Eltern und dem Herkunftsmilieu stellen eine wesentliche Gelingensbedingung für das weitere Aufwachsen der jungen Menschen und ihre Lebensbewältigung dar. Je nach Möglichkeit kann eine solche Versöhnungsarbeit im Dialog mit den Eltern geschehen. Sie kann aber auch bedeuten, dass das Geschehene zunächst allein als solches benennbar wird, eingeordnet und stehen gelassen werden kann. Je nach Ausgangssituation können hier selbstverständlich sehr unterschiedliche Wege angemessen und möglich sein.

Der doppelte Blick auf Kinder und ihre Eltern bzw. ihr Herkunftssystem wird schließlich auch hinsichtlich einer möglichen Rückführung bedeutsam. Ein wesentliches Ergebnis unserer Forschungsarbeiten zu diesem Themenfeld ist, dass es zielführend ist, die Arbeit an möglichen Rückkehroptionen von der Entwicklung der Eltern-Kind-Beziehung zu entkoppeln. Dies bedeutet zugleich, dass erfolgreiche stationäre Hilfen nicht allein an der Rückführungsquote zu messen sind, sondern die Klärung des Eltern-Kind-Verhältnisses gleichermaßen einen Erfolg darstellen kann. Dies gilt umso mehr, wenn wir die soeben

ausgeführte Bedeutung der biographischen Aufarbeitung und Versöhnung für die Persönlichkeitsentwicklung des jungen Menschen betrachten.

Die Beziehungsklärung und damit verbunden die Versöhnung mit der eigenen biographischen Entwicklung ist eine wichtige Voraussetzung für gelingende Rückkehrprozesse. Darüber hinaus erfordern Rückführungsprozesse im Sinne nachhaltig wirksamer Hilfen zunächst die Klärung, welche Bedingungen zur Herausnahme des Kindes aus der Herkunftsfamilie geführt haben und welche Veränderungen zuerst erreicht werden müssen, bevor ein weiteres gelingendes Aufwachsen des Kindes in diesem Kontext erwartet werden kann. Stationäre Hilfen, die die Rückführung der Kinder und Jugendlichen in ihr Herkunftsmilieu anstreben, können dann gar nicht mehr anders als immer in einem doppelten Blick danach zu fragen, was die Ausgangssituation, der Bedarf und die Veränderungsmöglichkeiten der Kinder auf der einen Seite und der Eltern bzw. der Herkunftsfamilie auf der anderen Seite ausmachen.

Herausforderungen für den doppelten Blick im Alltag stationärer Hilfen

2. Nun denken vielleicht manche von Ihnen: Das hört sich ja alles gut an, aber im Alltag der stationären Hilfen ist das alles nicht so einfach. Das stimmt. Und die eingangs skizzierte Diskrepanz, wie lange wir schon um die Bedeutung der Zusammenarbeit mit den Eltern wissen und wie wenig systematisch das bisher umgesetzt wird, bestätigt diese Einschätzung. Wir haben darum im Verlauf des oben benannten Projektes auch danach gefragt, wo genau die Herausforderungen im stationären Alltag liegen. Folgende Aspekte haben sich dazu herauskristallisiert:

Zunächst haben wir es im Kontext der stationären Hilfen immer mit Familien zu tun, in deren Lebenssituation sich Problemlagen verdichtet haben. Neben schwierigen Lebensbedingungen (Armut, Arbeitslosigkeit, enge Wohnverhältnisse etc.) treten Beeinträchtigungen und belastende biographische Erfahrungen bei den Eltern, die sie für sich als Person bewältigen müssen. Sie übernehmen damit gewissermaßen unter erschwerten Bedingungen die Erziehungsverantwortung für ihre Kinder. Oftmals kommen dann aber auch noch besondere Pflege- und Erziehungsanforderungen seitens der Kinder hinzu (Entwicklungsverzögerung, herausforderndes Verhalten, Schwierigkeiten in der Schule etc.). Hieraus ergibt sich ein Konglomerat an Bewältigungsanforderungen auf Seiten der Kinder und der Eltern, dem meist begrenzte Ressourcen gegenüber-

stehen. Für die stationären Hilfen resultiert daraus immer auch die Frage, was in diesem Rahmen tatsächlich geleistet werden kann, was die Kinder brauchen, was die Eltern einbringen können, welche Entwicklungsoptionen zu erwarten sind und wie vor diesem Hintergrund angemessen und zielführend eine Zusammenarbeit gestaltet werden kann.

Dazu kommt allerdings, dass die Eltern wie auch die Herkunftsfamilie insgesamt im Alltag stationärer Hilfen wenig präsent sind. Es gibt das Wissen um sie, aber im Alltag überwiegen die Notwendigkeiten, die sich aus der aktuellen Situation des Kindes und dem Zusammenleben der Gruppe ergeben. Da sich zudem Alltag immer auch dadurch auszeichnet, dass er umfassend in Anspruch nimmt, geraten die Eltern und die Zusammenarbeit mit ihnen leicht aus dem Blick. Es muss aktiv für sie Raum geschaffen und erhalten werden. Allerdings haben die Anforderungen, die das alltägliche Zusammenleben der Gruppe sowie die Begleitung und Erziehung der einzelnen Kinder mit sich bringen, auch ihre Berechtigung. Auch das darf nicht zu kurz kommen. Die Anforderungen rund um die Gestaltung des Alltags in der Gruppe müssen gegenüber den Anforderungen an die Zusammenarbeit mit den Eltern und der Herkunftsfamilie austariert werden.

Schließlich ist aber auch festzustellen, dass es bislang noch kaum Konzepte gibt, wie im Kontext der Regelgruppen dieses Nebeneinander an Anforderungen angemessen bewältigt werden kann, welche Rahmenbedingungen es dazu braucht und welche Methoden und Gestaltungsoptionen zielführend sind. Hierzu Handlungsansätze und Modelle zu entwickeln, war zentrale Zielsetzung des besagten Projektes. Motiviert war dieses Vorhaben durch ein vorangegangenes Projekt, mit dem Spezialkonzepte familienaktivierender Heimerziehung evaluiert wurden (vgl. Moos/Schmutz 2006). Hier war deutlich geworden, dass die Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem ein hoch relevantes Thema aller stationären Hilfen ist und dass diese in allen Fällen angestrebt werden sollte, aber stets individuell ausgestaltet werden muss. Im Folgenden werde ich Ihnen nun zentrale Erkenntnisse vorstellen, wie das gelingen kann.

Handlungsgrundsätze zur Realisierung des doppelten Blicks

3 . Es haben sich fünf Aspekte herauskristallisiert, die wesentlich dazu beitragen, einen doppelten Blick auf die Bedarfe und Veränderungsmöglichkeiten der Kinder wie auch ihrer Eltern bzw. der Herkunftsfamilie zu entwickeln. Diese sind:

- **Es braucht systematische Verfahren und Instrumente, um die Optionen zur Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem im Einzelfall einzuschätzen.** Das heißt neben der weithin üblichen Eingangsdiagnostik zum Entwicklungsstand der Kinder gilt es, mit den Eltern eine Einschätzung ihrer Erziehungskompetenzen vorzunehmen. Auch die sozialpädagogische Diagnostik nimmt damit einen doppelten Blick ein. Allerdings

geht es bezogen auf die Eltern für die stationären Hilfen immer primär um die Elternrolle, also um die Wahrnehmung der Erziehungsverantwortung und die diesbezüglichen Entwicklungspotentiale, weniger um die persönliche Situation der Eltern, auch wenn diese für die Wahrnehmung ihrer Elternrolle relevant ist.

- **Es braucht eine stärkere Orientierung an den Zielen der Eltern und der Kinder.** Gemeinhin wird in den Erziehungshilfen danach gefragt, was die Kinder für eine gelingende (aufholende) Entwicklung brauchen und was die Eltern dazu beitragen können. Diese Perspektive gilt es systematisch zu erweitern um die Frage, was die Eltern darüber hinaus brauchen, um ihre Elternrolle zu entwickeln und ihre Erziehungskompetenzen zu erweitern.
- **Es braucht eine beteiligungsorientierte Gestaltung von Hilfe- und Erziehungsplanung und deren handlungsorientierte Konkretisierung.** Das heißt entsprechend der Zielorientierung auf Eltern und Kinder ist gleichermaßen die Beteiligung von Eltern und Kindern in der kontinuierlichen Hilfeplanung relevant. Während in der Regel im Rahmen der Hilfeplanung lediglich grobe Ziele vereinbart werden können, stellt die Erziehungsplanung den Rahmen dar, um sowohl mit den Eltern als auch mit den Kindern herauszuarbeiten, in welchen Schritten die vereinbarten Ziele erreicht werden können und was genau dafür getan werden kann. Sowohl für die eltern- als auch die kindbezogenen Ziele wird so auf der Handlungsebene konkretisiert, wie diese Ziele erreicht werden können, wie die Eltern ihre Erziehungskompetenzen erweitern und die Kinder sich zu eigenständigen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeiten entwickeln können. Das können die Fachkräfte nicht alleine erarbeiten, sondern dazu braucht es das gemeinsame Gespräch mit den Eltern und den Kindern, ggf. mit unterstützenden Methoden, damit Eltern und Kinder für sich formulieren und mitteilen können, was für sie wichtig und machbar ist. Eine beteiligungsorientierte Gestaltung trägt so dazu bei, dass die Ziele nicht nur von Eltern und Kindern mitgetragen werden, sondern ihre eigenen Ziele sind, die sie selbst erreichen wollen.
- **Es braucht eine explizite Klärung zwischen Eltern und Fachkräften, welche Verantwortungsbereiche durch wen übernommen werden.** Herkömmlicherweise haben Eltern mit der Aufnahme ihrer Kinder in eine stationäre Hilfe alle Verantwortung an die Fachkräfte abgegeben. Nach einer gewissen Zeit, spätestens bei der Planung einer Rückführung, wird dann – oftmals mühsam – daran gearbeitet, dass die Eltern sukzessive wieder mehr Verantwortung übernehmen. Hier stellt sich die Frage, wie Eltern von Anfang an bestmöglich in der Verantwortung bleiben können und damit zugleich als Eltern für ihre Kinder präsent bleiben. Dies erfordert allerdings, zu Beginn

einer stationären Hilfe gemeinsam mit den Eltern zu prüfen, welche Verantwortungsbereiche bzw. welche (kleinen) Erziehungsaufgaben sie nach wie vor gelingend für ihre Kinder ausfüllen können und wie sie diese auch unter den Bedingungen der Fremdunterbringung weiter wahrnehmen können. Dazu bedarf es eines dialogischen Prozesses sowohl in der Übergangsgestaltung zu Hilfebeginn als auch im Zuge der Eingangsdiagnostik mit den Eltern.

- **Es braucht Möglichkeiten, um Eltern gezielt in Veränderungsprozessen bezogen auf ihr Erziehungshandeln unterstützen zu können** – als Pendant zur Förderung der jungen Menschen in ihrer Entwicklung. Ausgehend von den elternbezogenen Zielvereinbarungen und deren handlungsorientierter Konkretisierung bedeutet dies, gemeinsam mit den Eltern herauszuarbeiten, wie sie im Rahmen der stationären Hilfe ihre Erziehungskompetenzen erweitern können und welchen Rahmen und welche Unterstützung sie dazu brauchen. Dies ist in jedem Einzelfall zu klären und auf die Möglichkeiten der Eltern wie auch der Fachkräfte abzustimmen.

Um im aufgezeigten Sinne einen doppelten Blick für die Kinder und ihre Eltern bzw. die Herkunftsfamilie entwickeln zu können, müssen für die Fachkräfte aber auch bestimmte Rahmenbedingungen und Standards gegeben sein bzw. erreicht werden. Besonders hervorzuheben sind dazu folgende Aspekte:

- In allen zentralen Prozessen müssen systematisch die Kinder wie auch die Eltern bedacht werden. Dazu empfiehlt es sich besonders, die Schlüsselprozesse wie den Hilfebeginn, die Eingangsdiagnostik bzw. sozialpädagogische Diagnostik, die Gestaltung der Hilfe- und Erziehungsplanung, aber auch die Vorbereitung von Rückkehrprozessen und Beendigungen daraufhin zu überprüfen.
- Um eine tragfähige Arbeitsbeziehung mit den Eltern aufzubauen und eine gelingende Zusammenarbeit zu erreichen, haben sich eine stärkere Fokussierung des Hilfebeginns und eine gezielte Gestaltung von Veränderungsprozessen als notwendig erwiesen. Über die Art und Weise wie Eltern zu Beginn stationärer Hilfen angesprochen und zur Mitwirkung eingeladen werden, werden oftmals nachhaltig Türen geöffnet oder auch verschlossen. Die Ausrichtung auf Veränderung knüpft an die Frage an, warum eine Fremdunterbringung des Kindes notwendig geworden ist, wie der junge Mensch zu einer gelingenden Lebensführung gelangen kann, ob und wie eine Rückführung möglich werden kann. Dabei werden die Eltern bzw. die Herkunftsfamilie als aktive Partner angesprochen, die diesen Prozess mitgestalten. Um solche Prozesse zu gestalten, benötigen die Fachkräfte entsprechende Qualifikationen. Als bedeutsam haben sich insbesondere Gesprächsführungs- und

Kommunikationskompetenzen erwiesen. Aber auch ein systemisches Denken erweist sich in der Gestaltung solcher Hilfeprozesse immer wieder als hilfreich.

- Eine zentrale Rahmenbedingung für die Entwicklung einer systematischen Zusammenarbeit mit den Eltern bzw. dem Herkunftssystem im Kontext stationärer Hilfen stellt die Gewährleistung entsprechender Zeitressourcen dar. Dies gilt sowohl für die Personalausstattung als auch die Organisation. So müssen in der Dienstplangestaltung neben dem Gruppenalltag und der Einzelarbeit mit den jungen Menschen systematisch Zeiten für die Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem berücksichtigt werden. Nur so können gemeinsame Gespräche und Arbeitseinheiten verlässlich geplant und durchgeführt werden.
- Insbesondere eine intensivere veränderungsorientierte Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem, die neue Handlungsmuster einzuüben sucht, erfordert in der Regel zusätzliche Personalressourcen. Dies gilt vor allem, wenn über regelmäßige Gespräche hinaus Lern- und Übungseinheiten angeboten werden sollen, zumal wenn diese in der Herkunftsfamilie stattfinden. Im Rahmen des Modellprojektes, auf das die Erkenntnisse Bezug nehmen, wurden verschiedene Umsetzungsmodelle dazu entwickelt, die von der Erweiterung der Personalressourcen in der Wohngruppe bis zu Kooperationsmodellen mit ambulanten Hilfen reichen.

Um die aufgezeigten Handlungsansätze zu konkretisieren, soll im Folgenden skizziert werden, wie eine stärkere Fokussierung des Hilfebeginns erreicht und wie mit der Herkunftsfamilie gemeinsam an Veränderung gearbeitet werden kann.

Stärkere Fokussierung des Hilfebeginns

3.1 Die stationäre Unterbringung eines Kindes stellt für Eltern und Kinder ein „kritisches Lebensereignis“ (Lambers 1996) dar. Dies gilt umso mehr, wenn der Übergang kaum vorbereitet worden ist, für Eltern und Kinder abrupt erfolgt und nicht nachvollziehbar ist. Zurück bleiben oftmals Gefühle von Verlust, Verlassen werden, Enttäuschung, Schuld etc. sowohl auf Seiten der Eltern wie auch der Kinder. Das erschwert den Beginn der stationären Hilfe, das Ankommen am neuen Lebensort für das Kind und den Einstieg in eine ziel- und veränderungsorientierte Zusammenarbeit mit den Eltern. Eine stärkere Fokussierung des Hilfebeginns bedeutet bezogen auf die Implementierung des doppelten Blicks, über eine veränderte Gestaltung günstigere Ausgangsbedingungen für die stationäre Hilfe und die damit intendierten Veränderungsprozesse zu schaffen.

Vor dem Hintergrund insbesondere auch bindungstheoretischen Wissens geht es darum, einen fließenderen Übergang zu schaffen, Eltern als Eltern die Chance zu bieten, ihr Kind an den neuen Ort zu begleiten und damit Sicherheit und Zustimmung zu dieser Veränderung des Le-

bensortes zu signalisieren und erlebbar zu machen. Das erfordert mehr Zeit für die Vorbereitung einer stationären Hilfe. Dabei sollte es Gelegenheiten für Eltern und Kinder geben, die Einrichtung samt den hier tätigen Fachkräften und den hier lebenden Kindern und Jugendlichen kennenzulernen. Aber auch erste Klärungen zur Form der Kontaktgestaltung und der Zusammenarbeit sind für die Gestaltung des Übergangs bedeutsam: Welche Rolle kommt den Eltern im Rahmen der stationären Hilfe zu? Wie können sie sich einbringen? Wie können sie in Verantwortung bleiben? Wie können sie Anteil nehmen am Leben und der Entwicklung ihres Kindes?

Angesichts der meist komplexen Problemlagen in der familiären Lebenssituation, in denen oftmals auch Aspekte einer Kindeswohlgefährdung eine Rolle spielen, ist darüber hinaus eine transparente Rahmung der Hilfe zu Beginn wichtig. Einen wesentlichen Bezugspunkt stellt dazu die Einschätzung des Jugendamtes zum Hilfebedarf einschließlich der Ergebnisse zur Risiko- und Gefährdungseinschätzung dar. Hieraus ergeben sich eventuelle Grenzen der Zusammenarbeit mit den Eltern bzw. dem Herkunftssystem, etwa wenn im Rahmen des Schutzplanes bestimmte Kontakte unterbunden worden sind. Aber auch die explizite Formulierung von Aufträgen und Zielen bezüglich der Zusammenarbeit zwischen Einrichtung und Eltern seitens des Jugendamtes bereits zu Hilfebeginn ist zielführend. Damit erhält die Hilfestellung durch die entscheidende Stelle eine inhaltliche Ausrichtung und damit verbundene Erwartungen werden für alle bekannt. Hierauf können Einrichtung und Eltern in den weiteren Schritten der sozialpädagogischen Diagnostik und der Konkretisierung der Zusammenarbeit Bezug nehmen. Diesen Rahmen braucht es nicht zuletzt, um Optionen der Zusammenarbeit in einem realisierbaren Horizont ausloten zu können.

Arbeit an Veränderungen im Herkunftssystem

3.2 Es wurde bereits aufgezeigt, dass im Kontext der stationären Hilfen die Arbeit an Veränderungen gemeinsam mit den Eltern fallbezogen und prozessorientiert entwickelt werden muss. Der Fokus liegt dabei auf der unterstützenden Begleitung der Eltern mit dem Ziel der Erweiterung ihrer Kompetenzen zur Verantwortungsübernahme für ihre Kinder. Im Folgenden soll etwas näher ausgeführt werden, was diese Verantwortungsübernahme ausmacht und wie gemeinsam an Veränderung und Kompetenzerweiterung gearbeitet werden kann.

Zunächst ist festzuhalten, dass sich Verantwortung immer dadurch auszeichnet, dass einer Person eine Aufgabe und die dazugehörige Kompetenz zugewiesen werden. Es besteht also eine lineare Verkettung von Verantwortung und Aufgaben sowie den dazu notwendigen Tätigkeiten. Für die Erziehungsverantwortung lässt sich dieser Zusammenhang konkretisieren, indem der Gesamtbereich der Erziehungsverantwortung in sechs Handlungsbereiche (Gesundheitsfürsorge/medizinische Aspekte, Förderung/Bildung/schulische Aspekte, Alltagsversorgung, Freizeitgestaltung, Emotionalität/Bindung, Werte/Normen/

Erziehungsfragen) gegliedert und dann in Aufgaben und Tätigkeiten operationalisiert wird. Entlang einer solchen Folie kann mit Eltern gemeinsam sondiert werden, welche Aufgaben und Tätigkeiten sie gelingend bewältigen können und welche sie mit entsprechender Unterstützung in Zukunft (wieder) wahrnehmen können wollen. So ergeben sich aus dieser Betrachtung sowohl Anknüpfungspunkte, wie Eltern auch im stationären Kontext als Eltern präsent bleiben können als auch Hinweise, in welchen Bereichen gemeinsam an Veränderung gearbeitet werden soll.

Kompetenzerweiterung vollzieht sich analog eines Ver selbständigungsprozesses und kann durch die sukzessive Reduktion von Begleitung und Unterstützung gefördert werden. In der Zusammenarbeit mit Eltern hat sich dabei eine Differenzierung von drei Stufen als hilfreich erwiesen:

- Lernen am Modell, das heißt Eltern erhalten die Möglichkeit, an einem Vorbild (in der Regel eine Fachkraft) zu beobachten, wie bestimmte Erziehungsaufgaben erbracht werden können (z. B. Kind ins Bett bringen, Hausaufgaben unterstützen etc.).
- Eigenes Tun unter Anleitung, zunächst praktisch, dann theoretisch. Das heißt, zunächst nehmen die begleitende Fachkraft und die Eltern eine bestimmte Aufgabe gemeinsam wahr, im nächsten Schritt wird gemeinsam besprochen, wie eine bestimmte Aufgabe erbracht werden kann und die Eltern handeln anschließend selbstständig.
- Schließlich übernehmen die Eltern die eingeübten Aufgaben eigenständig und reflektieren anschließend mit der begleitenden Fachkraft den Verlauf und das Ergebnis.

Um jeweils bedarfsgerecht mit den Eltern den passenden Lern- und Übungskontext zu bestimmen, sind folgende Reflexionsfragen hilfreich:

- Wie kleinschrittig müssen (Teil-) Aufgaben für Eltern untergliedert werden?
- Welche Kriterien gelten für eine „gute“ Aufgabenerledigung?
- Wie erfolgen die Absprachen zwischen Fachkräften und Eltern?
- In welcher Form werden übernommene Tätigkeiten und Aufgaben überprüft und reflektiert?

Hinsichtlich der Settings, in denen Eltern angemessen in ihren Veränderungsprozessen unterstützt werden können, lassen sich drei Formate unterscheiden:

- Angebote im stationären Kontext (Gruppe, Einrichtung),
- Angebote im häuslichen Umfeld der Eltern bzw. Familie,
- gruppenbezogene Angebote zum Austausch der Eltern untereinander (ähnlich angeleiteten Selbsthilfegruppen).

Um im Einzelfall die jeweiligen Veränderungspotentiale und die adäquate Gestaltung von Entwicklungsprozessen

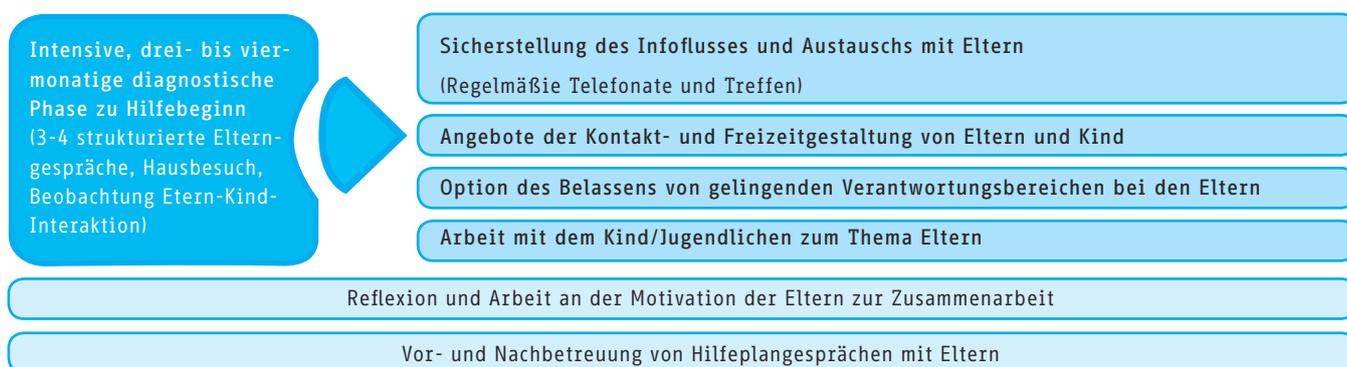
gemeinsam mit den Eltern ausloten zu können, müssen sogenannte Grundleistungen der Zusammenarbeit mit den Eltern bzw. dem Herkunftssystem regelhaft angeboten werden.

Wie die einzelnen Schritte im Zuge des Hilfebeginns und der weiteren Hilfestaltung zusammenwirken, wird in der nachfolgenden Grafik dargestellt.

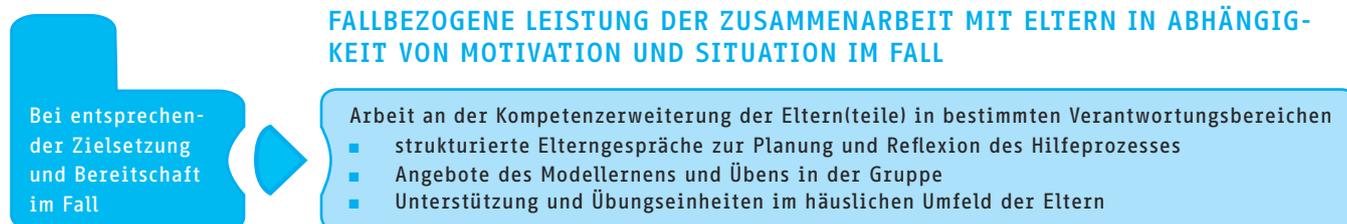
Vor- und Nachbereitung der Hilfeplangespräche mit den Eltern einen wichtigen Beitrag zur Stärkung ihrer Beteiligung im Hilfeplanungsprozess dar.

Diese bisher benannten Ansätze sollten grundsätzlich allen Eltern angeboten werden. Auch wenn sie diese unterschiedlich nutzen, so wird damit die Basis gelegt, auf der dann bei entsprechender Zielsetzung und Bereitschaft seitens der Eltern gemeinsam an der Kompetenzerweiterung in bestimmten Bereichen gearbeitet werden kann.

GRUNDLEISTUNGEN IN DER ZUSAMMENARBEIT MIT ELTERN IN ALLEN FÄLLEN



FALLBEZOGENE LEISTUNG DER ZUSAMMENARBEIT MIT ELTERN IN ABHÄNGIGKEIT VON MOTIVATION UND SITUATION IM FALL



Um zu einer fallbezogenen Einschätzung und zielorientierten Ausgestaltung der Zusammenarbeit mit den Eltern zu kommen, bedarf es in jedem Fall zu Beginn einer intensiven diagnostischen Phase. In der Regel sind hierfür drei bis vier Monate zu veranschlagen. Zur Kontaktgestaltung und zur Ermöglichung von positiven Erfahrungen der Eltern mit ihren Kindern haben sich insbesondere drei Handlungsansätze bewährt, nämlich die Sicherstellung von Informationsfluss und Austausch der Fachkräfte mit den Eltern beispielsweise über regelmäßige Telefonate und Treffen, Angebote der Kontakt- und Freizeitgestaltung der Eltern gemeinsam mit ihren Kindern sowie die Option, gelingende Verantwortungsbereiche bei den Eltern zu belassen. Diese Zugänge können bereits bei Aufnahme vereinbart oder aber im Zuge der diagnostischen Eingangsphase ausgelotet werden. Darüber hinaus sollte neben der Zusammenarbeit mit den Eltern auch die Arbeit mit den jungen Menschen am Thema Eltern und damit ihren Erfahrungen mit den eigenen Eltern Raum gegeben werden. Kontinuierlich vom Erstkontakt bis zur Entlassung bedarf es zudem der Reflexion und Arbeit an der Motivation der Eltern zur Zusammenarbeit. Die Motivation muss in der Regel erarbeitet und gepflegt werden. Außerdem stellt die

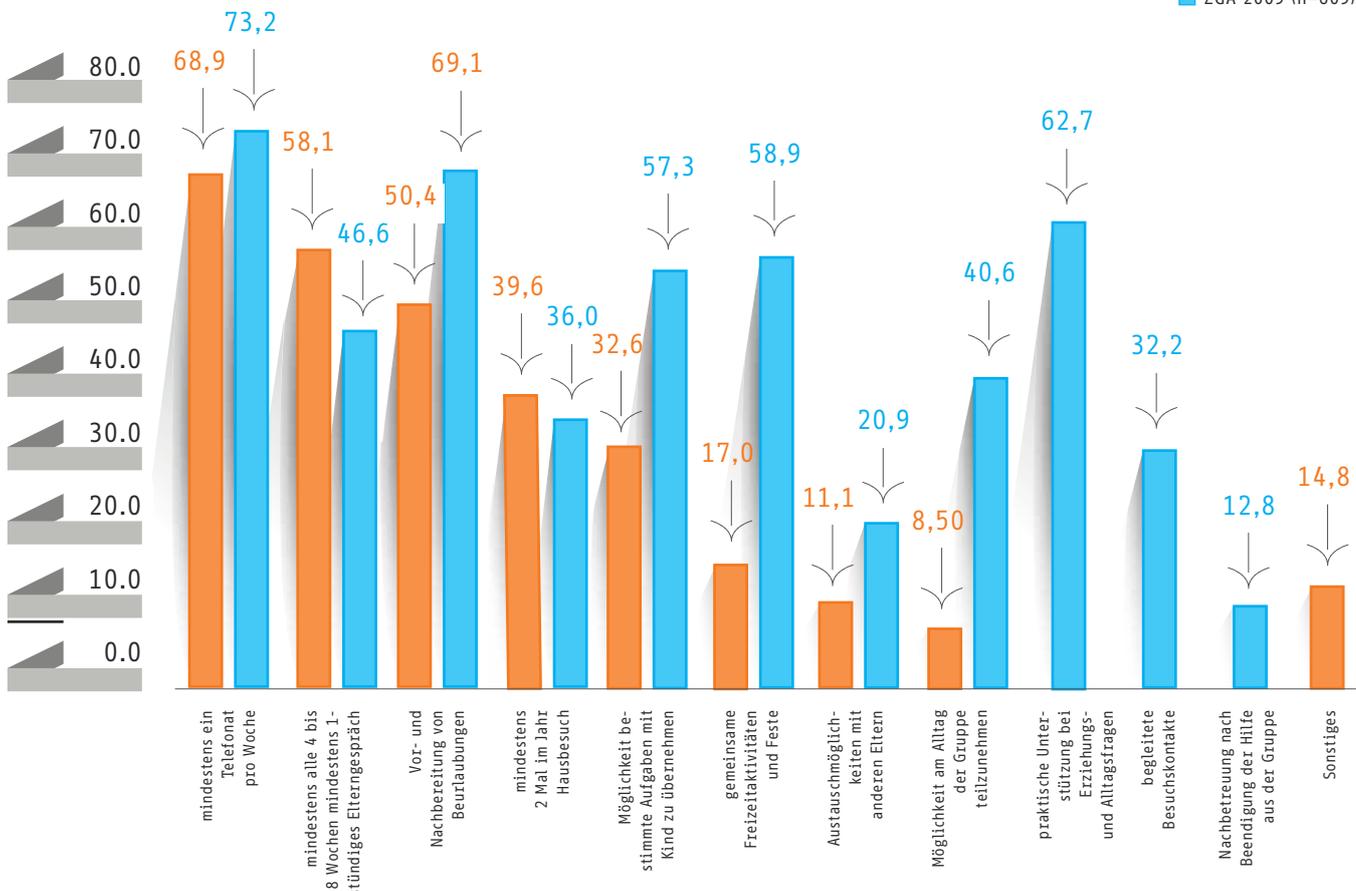
Dazu empfiehlt sich eine Methodenmischung. Zentrale Elemente sind strukturierte Elterngespräche zur Planung und Reflexion des Hilfeprozesses, Angebote des Modelllernens und Übens in der Gruppe sowie Übungseinheiten im häuslichen Umfeld der Eltern.

Erkenntnisse aus der Evaluation des Modellprojektes „Heimerziehung als familienunterstützende Hilfe“

4. Die Evaluation der Praxisentwicklungsprozesse in den projektbeteiligten Einrichtungen zeigte ergänzend zu den bisher dargestellten Erkenntnissen, wie der doppelte Blick auf und für Kinder und ihre Eltern im Kontext der stationären Hilfen gefördert und regelhaft implementiert werden kann. Ausgewählte Evaluationsergebnisse werden darum nachfolgend dargestellt. Es wurden insgesamt drei Evaluationszugänge gewählt. Zum einen wurde zu zwei Zeitpunkten eine sogenannte Zielgruppenanalyse durchgeführt. Dazu wurden mit Hilfe eines Erhebungsrasters zu Projektbeginn 282 Fälle und zum Projektende 693 Fälle erfasst und ausgewertet. Außerdem wurden eine Elternbefragung (ca. 200 Fälle) sowie eine Befragung der jungen Menschen (ca. 300 Fälle) durchgeführt.

ALS ZENTRALE EVALUATIONSERGEBNISSE KÖNNEN FESTGEHALTEN WERDEN:
 Form, in der regelmäßig eine Zusammenarbeit mit der Herkunftsfamilie stattfindet
 am 30.6.2007 laufende bzw. zw. 30.06.2007 und 30.06.2009 beendete und am
 30.06.2009 laufende Hilfen; Angaben in % aller gültigen Fälle

Durchschnittliche Anzahl
 der Formen der Formen
 der Elternarbeit:
 2007: 3,0 / 2009: 5,1
 ■ ZGA 2007 (n=270)
 ■ ZGA 2009 (n=609)



Die Praxisentwicklungsprozesse führten dazu, dass zum Ende des Projektes deutlich mehr Formen der Elternarbeit umgesetzt wurden. Lag zu Hilfebeginn der Durchschnitt der je Fall eingesetzten Formen bei 3,0, betrug dieser Wert zum Ende des Projektes 5,1. Vermehrt umgesetzt wurden insbesondere solche Formen der Zusammenarbeit, in denen die Eltern oder andere familiäre Bezugspersonen in den Gruppenalltag einbezogen werden, sie Aufgaben mit und für ihre Kinder übernehmen oder explizit Erziehungsfragen Gegenstand sind. Im Vergleich der Einrichtungen zeigte sich, dass diese Intensivierung der Zusammenarbeit mit den Eltern bzw. der Herkunftsfamilie bis zu einem gewissen Maß im Zuge interner Konzept- und Organisationsentwicklungsprozesse im Kontext der bestehenden Rahmenbedingungen erreicht werden kann. Denn in keiner der projektbeteiligten Einrichtungen wurden im Projektverlauf die Personalausstattung oder ähnliche Rahmenbedingungen verbessert. Die Prüfung verschiedener Zusammenhänge ergab, dass die strukturierte, veränderungsorientierte Zusammenarbeit mit den Eltern bzw. dem Herkunftssystem – unabhängig vom Sorgerechtsstatus, dem Alter des jungen Menschen bei Aufnahme sowie der Entfernung zwischen Einrichtung und Wohnort der Herkunftsfamilie – intensiviert wurde. Maßgeblich sind das einrichtungsbezogene Konzept sowie die fallbezogene fachliche Ausgestaltung der Zusammenarbeit. Nach Ein-

schätzung der Fachkräfte lag die Bereitschaft der Eltern zur Zusammenarbeit bei Beginn der Hilfe im Durchschnitt bei 3,6 auf einer Schulnotenskala von 1 (beste Note) bis 6 (schlechteste Note). Ungefähr 30 % der Eltern zeigten eine hohe Motivation. Bei gut der Hälfte der Eltern konnte im Zuge der Zusammenarbeit eine Motivationssteigerung erreicht werden (53 %), bei 35 % blieb die Ausgangsmotivation erhalten. Eine deutliche Motivationssteigerung konnte bei mittlerer und geringer Ausgangsmotivation erreicht werden (65 % bzw. 53 %). Dieser Befund zeigt, dass Motivation erarbeitet werden kann.

Bei geringer Ausgangsmotivation lagen auf Seiten der Eltern am häufigsten die Problemindikationen mangelnde Sicherstellung der Grundbedürfnisse des Kindes (38 %), Suchtprobleme (25 %) und Ablehnung des Kindes bzw. der Kinder (24 %) vor. Eine Motivationssteigerung konnte am seltensten erreicht werden, wenn das Kind bzw. die Kinder abgelehnt wurden. Die Bedeutung der Beziehung zum Kind als motivationssteigernder Faktor zeigt sich ebenfalls in der Analyse der Faktoren, die bei einer erreichten Motivationssteigerung vorlagen.

Weitere Evaluationsergebnisse zeigen, dass die Umsetzung allgemeiner fachlicher Standards der Erziehungshilfen in der Motivationsarbeit mit den Eltern maßgeblich ist.

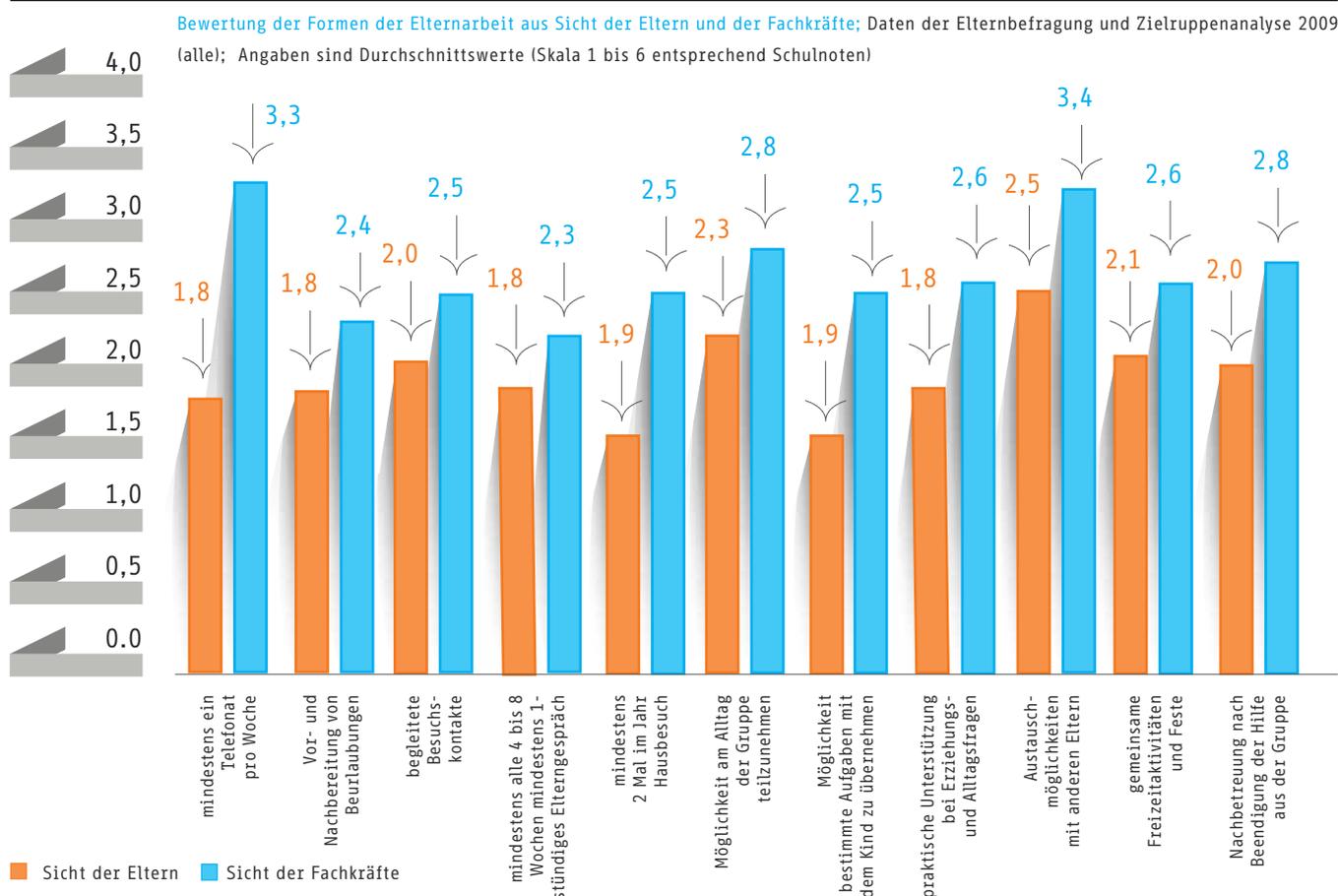
So konnte im Zuge der Zusammenarbeit eine Motivationssteigerung oftmals dann erreicht werden, wenn eine stabile Beziehung zum Kind als Ressource der Eltern verfügbar war (ein Drittel der Fälle). Weiter wurden in jeweils knapp 40 % der Fälle ein gelungener Beziehungsaufbau zwischen Fachkraft und jungem Mensch bzw. seiner Familie, die Beteiligung des jungen Menschen oder die Beteiligung der Eltern als Gelingensfaktor der Hilfe angegeben. In 26 % der Fälle wurde die Orientierung an gemeinsamen und konkreten Zielen als Gelingensfaktor benannt.

In der Bewertung der Zusammenarbeit fiel auf, dass die Eltern die Nützlichkeit der einzelnen Formen der Zusammenarbeit durchgängig besser bewerteten als die Fachkräfte.

Empfehlungen zur Umsetzung

5. Für stationäre Einrichtungen, die die Zusammenarbeit mit Eltern bzw. dem Herkunftssystem intensivieren und im aufgezeigten Sinne den doppelten Blick einüben wollen, können abschließend folgende Empfehlungen ausgesprochen werden:

- Es braucht eine klare Leitungsentscheidung für eine konzeptionelle Weiterentwicklung in Richtung einer strukturell verankerten und veränderungsorientierten Zusammenarbeit mit Eltern bzw. dem Herkunftssystem.
- Der dazu notwendige Konzept- und Organisationsentwicklungsprozess sollte unter größtmöglicher Beteiligung der Mitarbeiterschaft umgesetzt werden.



Außerdem konnte mit Hilfe der Evaluation festgestellt werden, dass die Eltern, die die Hilfe als Ganzes gut bewerteten, mehr Formen der Zusammenarbeit in Anspruch genommen hatten. In 84 % waren dies die Vor- und Nachbereitung von Beurlaubungen, in 79 % mindestens ein Telefonat pro Woche, in 73 % gemeinsame Freizeitaktivitäten und Feste, in 71 % praktische Unterstützung in Alltags- und Erziehungsfragen sowie in 55 % mindestens alle vier bis acht Wochen ein mindestens einstündiges Elterngespräch. Insgesamt zeigt sich, dass die positive Bewertung der Hilfe durch die Eltern mit einer gelingenden Hilfeplanung, einer zielorientierten Hilfestaltung sowie der Möglichkeit für die Eltern einhergeht, in der Verantwortung für ihre Kinder zu bleiben. Damit bestätigt sich der Zugang zur Intensivierung der Zusammenarbeit mit Eltern bzw. dem Herkunftssystem über die Überprüfung von Schlüsselprozessen und Organisationsstrukturen.

- Im Zuge dieses Prozesses sollten sämtliche Schlüsselprozesse hinsichtlich der Beteiligung von Eltern und der Berücksichtigung ihrer Anliegen überprüft werden (Hilfebeginn, sozialpädagogische Diagnostik, Hilfe- und Erziehungsplanung etc.). Außerdem sollte auch die Schnittstelle zum Jugendamt einbezogen werden.
- Knüpfen Sie an gelingende Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit Eltern und den Herkunftssystemen an.
- Starten Sie mit kleinen praxisorientierten Schritten zur Weiterentwicklung.
- Beginnen Sie mit Aktivitäten, die mit hoher Wahrscheinlichkeit für Fachkräfte und Eltern zu Erfolgserlebnissen führen.
- Begleitet von einer regelmäßigen Reflexion der Erfahrungen, fördert so die Implementierung einer strukturierten Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem einen umfassenden Organisationsentwicklungsprozess.

FAMILIEN STÄRKEN – WISSEN WIR ES DENN (HEUTE) BESSER?

Einleitung

Der Bogen unseres Vortrags wurde von einer historischen Beleuchtung der Beziehung von SOS-Kinderdorf zum Thema Herkunftsfamilien/Herkunftssystem hin zu konkreten Herausforderungen aus den gegenwärtigen Arbeitsschwerpunkten im stationären und familienstärkenden Bereich von SOS-Kinderdorf gespannt.

Historischer Abriss

1. Für den historischen Abriss sind die grundsätzlichen Informationen, auch die Zitate aus anderen Quellen, einem Artikel von Christina Lienhart und Bettina Hofer zur Konstruktion von SOS-Kinderdorf-Familie und Herkunftsfamilie entnommen. (Lienhart/Hofer 2013)

Die GründerInnenzeit

1.1 Die GründerInnen von SOS-Kinderdorf wollten in den 1950er Jahren für die verlassenen Kinder, die durch den Weltkrieg da waren, etwas Neues, Besseres als Waisenhäuser oder Kinderheime schaffen.

Die deklarierte Zielgruppe in der GründerInnenzeit waren also die Waisenkinder.

Wie das Neue, Bessere aussehen sollte, entwickelte sich erst mit der Zeit – gleichzeitig veränderte sich aber auch die Zielgruppe. Bereits Ende der 1950er Jahre wurden nicht nur elternlose Kinder aufgenommen, sondern auch verlassene, aus der Familie herausgebrochene Kinder. (vgl. Hofer/Lienhart 2006) Eine SOS-Kinderdorf-interne Erhebung von Vinzenz Neubauer 1958 zeigte, dass 7 % der Kinder Vaterwaisen, 25 % Mutterwaisen und ca. 11 % Vollwaisen waren. Das bedeutet, dass bereits neun Jahre nach Gründung 57 % der Kinder noch beide Elternteile hatten und von zwei Dritteln der Kinder die Mutter lebte.

Neubauer sieht die Zahl der Kinder aus „nicht geordnetem Familienverbände“ stark im Wachsen begriffen und verortet bereits 1968 die Ursachen in:

- Zerfall der Großfamilie,
- steigende Zahl an Scheidungen und
- ledigen bzw. berufstätigen Müttern. (vgl. Neubauer 1968)

Die Konstruktion der Kinderdorffamilie fand dann ihre

fachliche Fundierung durch Vinzenz Neubauer in den vier Prinzipien: Mutter, Geschwister, Haus, Dorf.

In dieser Konstruktion der SOS-Kinderdorf-Familie treffen sich alle Idealvorstellungen für eine gute Mutter oder einen guten Vater – es ist aber auch die Konstruktion einer Ersatzfamilie. (Lienhart/Hofer 2013) Da ist es auch konsequent, dass man die Kinder vor dem schlechten Einfluss der Herkunftsfamilie schützen muss. „Kinderdorferziehung kann nur dann zum Erfolg führen, wenn sie, von faktischen Einflüssen der bisherigen Erziehungsberechtigten ungestört, durch längere Zeit durchgeführt wird.“ (Tomasi o. J., S. 8)

Von den 1950er bis zu den 1970er Jahren

1.2 Bis in die 1970er Jahre waren die Beschreibungen der Herkunftseltern der negative Gegenentwurf zur Kinderdorffamilie. Die Herkunftseltern wurden diagnostiziert, stigmatisiert und auch kriminalisiert – nicht nur von SOS-Kinderdorf, sondern auch von Jugendämtern. (Lienhart/Hofer 2013)

Dies belegen Zitate aus diversen Schriften wie z. B.:

- Die Kinder kommen aus sozial und emotional gestörtem Milieu. (Juen 1978)
- Die Mütter seien Gelegenheitsmütter mit sexuell pathologischen Zügen. (Neubauer 1959)
- Eine 1972 durchgeführte Studie wies z. B. eine höhere Zahl an Geschwistern bei fremduntergebrachten Kindern auf. Man findet das erklärende Zitat: – „diese Feststellung entspricht der bekannten Populationserscheinung der größeren Zeugungsbereitschaft bei Partnern mit asozialen Zügen ...“ (Dunovsky 1972, S. 10)
- Auch aus den Schriften von Asperger zeigt sich, dass dem Sexualverhalten der Kindesmutter eine zentrale Rolle eingeräumt wird. So beschreibt er eine Mutter als moralisch sehr verwahrlost und dass sie einen großen Verbrauch an Männern habe. (Asperger 1974)
- Selbst in statistischen Analysen zeigt sich eine klare Haltung: Das Ergebnis einer Studie des Sozialpädagogischen Institutes von SOS-Kinderdorf (SPI) von 1978 zeigt, dass 45,4 % der Kinder unehelich oder außerehelich geboren wurden – dies führt die Autoren zum Schluss, dass im SOS-Kinderdorf vor allem Kinder aus instabilen sozialen Beziehungen leben. (Juen 1978)
- In dieser Studie wird auch noch der Leumund der



VON SUSANNE MAURER
UND THOMAS KREINER



Eltern angeführt: 72,1 % der Mütter haben einen negativen Leumund. Interessant ist, dass neben Vorstrafen, Alkoholikerin, Deblität, geistige Störungen aber eben auch Haltlosigkeit, Triebhaftigkeit und der Verdacht auf Prostitution zur Kategorisierung herangezogen werden. Diese sexuellen Kategorien gibt es bei Männern nicht. Sie werden häufig als unbekannt und/oder arbeitsscheu bezeichnet. (Juen 1978)

Da wie dort wird ein Umdenken bemerkbar
1960er und 1970er Jahre

1.3 Während 1962 bei einem pädagogischen Kongress noch die Forderung fiel: „Wir müssen die Kinder gegenüber ihren Angehörigen um jeden Preis abschirmen“ (Haider 1964), beginnt in den 1960ern peu à peu ein anderer Blick auf die Eltern laut zu werden. Vinzenz Neubauer erkannte 1964 auch, dass manche Eltern „doch keinen so negativen Einfluss“ auf Kinder im Kinderdorf ausüben. (Neubauer 1964, S. 21) Auch der ehemalige Dorfleiter Haider war der Meinung: „Es ist bedenklich, wenn man allgemein eine negative Einstellung zu den Angehörigen bezieht.“ (Haider 1964, S. 24)

Ulrich Lange, ein beratender Psychiater aus einem SOS-Kinderdorf Deutschland, schreibt bereits 1963, dass für jedes Kind die leiblichen Eltern eine wichtige Rolle spielen würden. Lange forderte, dass man im Kinderdorf niemals ablehnend gegenüber den Herkunftseltern des Kindes sprechen darf. (Lange 1963) Er schreibt in einem Beitrag, dass das Interesse der Kinder an ihren Herkunftsfamilien in der Pubertät verstärkt erwacht. Die Kinder würden sich aber nicht trauen, das mit der Kinderdorfmutter zu besprechen, weil sie befürchten, sie traurig zu machen. Er forderte von den Kinderdorfmüttern, dass sie die Kinder von Anbeginn über die Herkunftseltern aufklären müssten. (Lange 1964) Lange war auch der Meinung, dass SOS-Kinderdörfer nur Kindern zur Verfügung stehen sollten, die endgültig und für immer die Verbindung zur leiblichen Mutter verloren hatten und beschreibt schon die Idee von temporären, wohnortnahen Unterbringungen mit Rückführungsfokus. (ebd.)

1968 schrieb Neubauer dann schon: „Die SOS-Kinderdörfer erkennen die Bedeutung der Eltern-Kind-Beziehung an, pflegen diese und bauen sie, soweit die Möglichkeit dazu besteht, in ihre Erziehungsaufgabe ein.“ (Neubauer 1968) Henriette Rieder, Leiterin des ersten Mädchenheims, war dann eine der ersten, die in die Umsetzung dieser neuen Vision gegangen ist – sie zeigt vielfach Verständnis und Respekt vor den Herkunftsfamilien. So konnten Eltern in

ihrem Mädchenwohnheim auch zu Besuch kommen. Sie dachte sich: „Wenn mein Leben anders verlaufen wäre, hätte es mir genauso gehen können. Es hätte mir unter anderen Umständen auch passieren können, dass ich mit zwanzig Jahren drei Kinder habe, der Vater weg und kein Geld da ist. Man hat einfach Glück gehabt im Leben.“ (Rieder in Hofer/Lienhart 2006, S. 270)

Elternarbeit und Rückführung
in den 1980er Jahren

1.4 Elternarbeit wurde ab den 1980er Jahren umfassend umgesetzt, was auch in Studien und Weiterbildungen sichtbar wurde. So wird der Wandel auch in den Erhebungen und Interpretationen der statistischen Daten zu den Herkunftseltern sichtbar. Die Stichtagserhebungen der 1980er zeigen wesentlich weniger Kategorien über die Eltern, auch keinen Leumund mehr. Die Interpretation erfolgte nicht mehr in einer abwertenden oder moralisierenden Form. (Lienhart/Hofer 2013)

Henriette Rieder bekräftigt, dass SOS-Kinderdorf gelernt hat umzudenken und Ansätze von Elternarbeit vorhanden seien. Sie schildert aber auch, dass Kinderdorfmütter mit der enormen Elternarbeit vielfach überfordert seien. Für die Kinderdorfmutter bedeute dies eine Änderung in den Einstellungen, für SOS-Kinderdorf, dass sie den Kinderdorfmüttern Hilfestellung leisten müssten. Das individuell geprüfte Wohl des Kindes müsse im Mittelpunkt stehen. (Rieder 1983) 1988 geht Werner Leixnering auf die Bedeutung der Elternarbeit ein: Bei fremduntergebrachten Kindern müssen stets „die leiblichen Eltern dezidiert miteinbezogen werden“. (Leixnering 1988) Auch Nachbetreuungsstellen von SOS-Kinderdorf fordern eine Verstärkung der Elternarbeit, da ein familiäres stützendes Netzwerk außerhalb von SOS-Kinderdorf fehle. (Lienhart/Hofer 2013) Hilweg macht 1986 klar, dass sich die Bedingungen für objektive Erziehungsfähigkeit rasch ändern können und Rückführungswünsche damit aktuell werden können. Eine partnerschaftliche Zusammenarbeit mit der Herkunftsfamilie wird daher gefordert und eine Veränderung des Jugendwohlfahrtsgesetzes, was auch 1989 eintritt. (ebd.) Den Wandel in der Sprache verorten Lienhart und Hofer in ihrem Artikel als deutlichen Hinweis auf einen langsam einsetzenden Wandel in Richtung positiver Haltung gegenüber leiblichen Eltern. (Lienhart/Hofer 2013)

An dieser Stelle sei auch eine in den Jahren 1983 bis 1987 durchgeführte Rückführungsstudie erwähnt. Sie zeigt deutlich, dass 7,5 % der Kinder aus Kinderdorffamilien rückgeführt wurden. (Müllner 1990) Interessant sind be-

reits die Aufnahmegründe dieser Kinder: In erster Linie waren dies Kinder alleinerziehender Mütter mit damit verbundenen finanziellen Schwierigkeiten und ohne geeigneten Betreuungsplatz.

Herausgearbeitete Rückführungsgründe waren:

- Wiederverheiratung der Eltern,
- Verbesserung der Wohnverhältnisse,
- Änderung der Arbeitsbedingungen,
- Persönlichkeitsentwicklung,
- drei Mal Rücknahme der Einwilligung.

Rückführungen werden in dieser Studie aber noch dezidiert negativ betrachtet. Das Argument sind die Bindungen zwischen dem Kind und der Kinderdormutter, zudem wird die Konkurrenzsituation von Kinderdormutter und leiblicher Mutter hervorgehoben.

Interessant ist, dass in dieser Studie empfohlen wird, dass sich SOS-Kinderdorf für oder gegen Rückführungen entscheiden soll und es werden Empfehlungen gegeben, wie man das Risiko einer „Rückführung“ vermeiden kann. (ebd.)

Seit den 1990er Jahren

1.5 Es hat sich in den 1990ern im Hinblick auf die Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem bestimmt viel getan: Bis Ende der 1990er Jahre gab es nur Kinderdorffamilien und Jugendwohngruppen im Angebot von SOS-Kinderdorf. Erst in den 2000er Jahren begann eine stärkere Differenzierung der Angebote für Kinder und Jugendliche. Diese neuen Angebote waren und sind in der Folge auch von Wachstum geprägt. Waren es 2001 noch 14 Plätze in Kinder- und Schülerwohngruppen, die speziell auch an Rückführungen arbeiten, so sind es 2005 bereits 56 Kinder gewesen. Innerhalb der letzten 15 Jahre hat sich der Angebotsbereich rund um das Thema „FamilienStärken“ ständig weiterentwickelt.

Als Beispiel wird hier die Entwicklung der Kinderwohngruppe Balu in Stübing in der Steiermark kurz skizziert: Sie war eine der ersten Rückführungswohngruppen von SOS-Kinderdorf in Österreich. Aufgrund der Erfahrungen äußerst negativ gelaufener Rückführungen hat der pädagogische Leiter Gröbacher 2001 in Deutschland Ideen gesammelt und sie in der Wohngruppe Leuchtturm gefunden. Seit 13 Jahren gibt es das Balu nun, es werden zwischen 16 und 18 Kinder in 2 Gruppen betreut. Neben Sozialpädagogen, deren Fokus auf Kind und Herkunftssystem gerichtet ist, gibt es pro Gruppe einen Familienberater, der mit den Eltern arbeitet. Die nachhaltige Rückführungsquote liegt bei über 50 %.

Der mobile und ambulante Teil des Tätigkeitsbereichs FamilienStärken hat sich im letzten Jahrzehnt kontinuierlich vergrößert. So hat sich seit 2002 die Zahl der betreuten Kinder mehr als verdreifacht. Wurden 2002 noch 636 Kinder und Jugendliche betreut, so waren es 2012 schon 2041 Kinder und Jugendliche.

Aufgrund der Professionalisierung und der damit einhergehenden Differenzierung zu einem Programmbereich erschien es 2011 notwendig zu sein, den Tätigkeitsbereich genauer zu beleuchten und zu definieren.

2012 wurde ein/e Rahmenkonzept/-richtlinie zum Tätigkeitsbereich „FamilienStärken“ verfasst.

Die Definition

Unter FamilienStärken verstehen wir die Arbeit mit Kindern/Jugendlichen und deren Familien (Bezugspersonen im Herkunftssystem), die mit mehrschichtigen Belastungssituationen konfrontiert sind und Unterstützung in der Wahrnehmung ihrer Erziehungsverantwortung benötigen. Diesen Familien bieten wir ambulante, aufsuchende und (teil-)stationäre Leistungen im Rahmen der Kinder- und Jugendhilfe in Kooperation mit dem Bildungs-, Gesundheits- und Sozialsystem an.

Die Angebote im Bereich FamilienStärken zielen darauf ab, das Kindeswohl

- innerhalb der Familie (wieder) herzustellen,
- nachhaltig zu sichern oder
- bei Bedarf eine Fremdunterbringung vorzubereiten.

Darunter verstehen wir:

- die Unterstützung der Familie bei der Sicherung der Grundbedürfnisse und in der Gestaltung des Alltags,
- Stabilisierung der Familie und Aktivierung ihrer Ressourcen,
- Stärkung des Bewusstseins der familiären Erziehungsverantwortung,
- Unterstützung der Eltern in der Wahrnehmung ihrer Rolle als ExpertInnen für ihre Kinder,
- Förderung der Autonomie der Familie, damit sie zukünftige Herausforderungen selbständig bewältigen können,
- Arbeit an den Sichtweisen und Haltungen.

Es wurden zudem auch Qualitätsmerkmale und Stellenbeschreibungen für diesen Programmbereich formuliert, die diesen Rahmen aber sprengen würden.

Derzeit bietet SOS-Kinderdorf elf (teil-)stationäre Angebote, neun aufsuchende und fünf ambulante familienstärkende Angebote an. Eines dieser Angebote – nämlich die MOFA Burgenland - wird nun im Folgenden vorgestellt.

Die Mobile Familienarbeit (MOFA) Burgenland

2 . In diesem Teil des Vortrages wird die zugrundeliegende Idee der verstärkten Einbindung der leiblichen Eltern in den Betreuungs- und Beratungsalltag beleuchtet und ein kurzer Blick in die Zukunft geworfen, was die Herausforderungen in der Praxis, als Organisation, im Kinder- und Jugendhilfekontext sein können.

Wissen wir es heute also besser? Verstehen wir die Eltern

als Bedrohung, Gefahr, als Konkurrenz oder können wir Veränderungsprozesse initiieren, damit letztlich alle Beteiligten (Kinder/Jugendliche, Eltern, Betreuungspersonen, AuftraggeberInnen ...) einen Nutzen davon haben?

Ziel ist es, einen offenen Diskurs darüber anzuregen, wie leibliche Eltern einerseits im Rahmen der Kinder- und Jugendhilfe verstärkt in eine Verantwortung gebracht werden können und welche Rahmenbedingungen geschaffen werden müssen, damit dies vermehrt auch im Fremdunterbringungsbereich stattfinden kann. Als Grundhaltung gilt: „Elternarbeit muss immer dem Kind dienen.“

Dieser Teil des Vortrags besteht im Wesentlichen aus zwei Teilen. Der erste Teil beinhaltet die Arbeit der Mobilen Familienarbeit als eines von vielen Beispielen eines familienstärkenden Angebotes von SOS-Kinderdorf.

Im zweiten Teil werden Überlegungen angestellt, worauf möglicherweise in einer Verknüpfung/Verbindung, einem Ineinandergreifen der beiden Bereiche Familienstärken und FamilienGeben zu achten ist. Es geht um die aktuelle Herausforderung einer Zusammenführung dieser beiden Bereiche.

Zuletzt werden wir ein Resümee zu unseren Überlegungen geben und offene Fragen in den Raum stellen.

Mobile Familienarbeit – Ein Beispiel für ein Familienstärken-Angebot von SOS-Kinderdorf Pinkafeld

2.1 Mit der Neukonzeptionierung der Mobilen Familienarbeit (2009) sind die beiden Teams, auf drei Standorte im Burgenland (Pinkafeld, Güssing, Eisenstadt) verteilt, auf 13 MitarbeiterInnen angewachsen. Gearbeitet wird ausschließlich im Auftrag der Kinder- und Jugendhilfe, sprich der zuständigen SozialarbeiterInnen.

Die Mobile Familienarbeit hat es sich zum einen zum Ziel gemacht, ein Angebot für die Kinder- und Jugendhilfe zu setzen. Es richtet sich nach dem Burgenländischen Jugendwohlfahrtsgesetz unter dem Titel „Unterstützung der Erziehung“. Zum anderen arbeitet die MOFA mit Familiensystemen, die von sich aus wenig Veränderungsbereitschaft für sich und ihre Situation erkennen bzw. kaum von sich aus den Weg in Beratungszentren finden oder sich selbst Hilfe organisieren.

Daraus ergibt sich, dass die MOFA-MitarbeiterInnen Kinder/Jugendliche, deren Eltern und/oder Bezugspersonen begleiten, unterstützen und stärken, damit eine Veränderung in Bezug auf das Kindeswohl stattfindet. Es sollen letztlich konstruktivere Problemlösungsstrategien entwickelt werden.

Folgende Fragen beschäftigten am Beginn dieser Tätigkeit die Teams: Wie können und wollen wir mit sogenannten „unfreiwillig motivierten KlientInnen“ (vgl. Conen) arbeiten? Was muss in konzeptionellen Überlegungen bedacht werden? Sind wir mit diesem Angebot für potentielle AuftraggeberInnen hilfreich? Wie kann es dem Kindeswohl

dienen, wenn mit Eltern gearbeitet wird, „die von sich aus nichts brauchen oder gar nicht um eine Hilfe gebeten haben“? Ist es nicht sinnvoller, die Eltern „aufzugeben“ und nur das Kind zu unterstützen? Was gibt es bereits an Angeboten? Dabei ist es hilfreich, über den Tellerrand zu schauen. Die MOFA hat den Vorteil, dass SOS-Kinderdorf mit der AFA Tirol bereits über einige Jahre in diesem Bereich sehr erfolgreich gearbeitet hat und von dort dankenswerterweise sehr viel Know-how beziehen konnte. In ihrem Konzept bezieht sich die MOFA zudem zentral auf die Arbeit von Marie-Luise Conen, die u. a. ein Konzept für aufsuchende Familientherapie (vgl. Conen 2008) entwickelt hat. Diese wurde eingeladen und sie stand dem MOFA-Team mit Rat und Tat zur Seite.

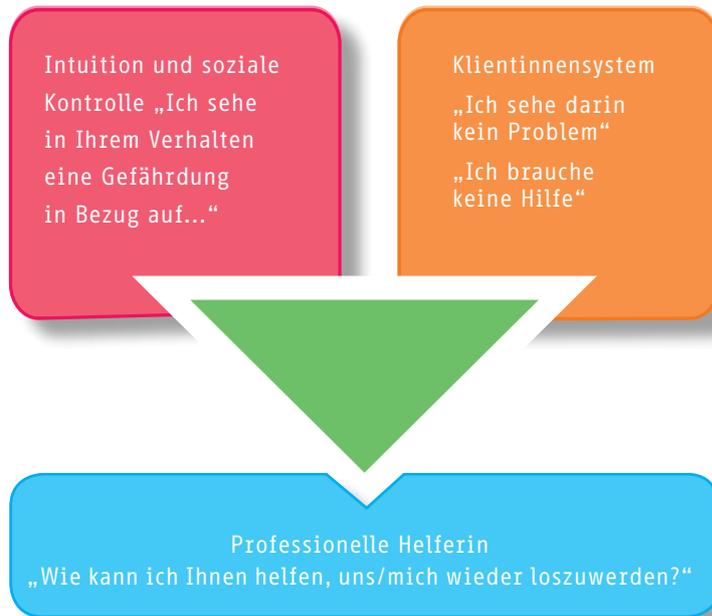
Diese vielen Überlegungen haben dazu geführt, dass sich zwei Arbeitsschwerpunkte entwickelt haben. Zum einen bietet die MOFA die klassische Erziehungshilfe („elterner-setzende“ Einzelfallarbeit mit Kindern/Jugendlichen) an und zum anderen richtet sich das Hauptaugenmerk auf die aufsuchende Familienarbeit nach systemischen Ansätzen und Konzepten.

Auf jeden Fall müssen die Lebensbedingungen der betroffenen Familien in der Arbeit bedacht und auch berücksichtigt werden. Diese sind häufig von Armut, Hoffnungslosigkeit, Skepsis und Resignation gekennzeichnet. Viele Familien haben wenige Ideen in Bezug auf ihre Selbstwirksamkeit. Ein Ziel kann es sein, ihre Autonomie und Selbstbemächtigung zu fördern. Verständlicherweise verhalten sich Familien sehr ambivalent gegenüber Veränderungen (unter dem Motto: „Wasch mich, aber mach mich nicht nass!“). Umso mehr, wenn es zu einer Aufforderung zur Veränderung des Erziehungsverhaltens und/oder des Sozialverhaltens der Kinder von außen kommt. Gleichzeitig ist der Pessimismus, die Resignation, Skepsis, Zurückhaltung – selbst etwas verändern zu können, ein Schutz vor neuen Hoffnungen. Diese könnten Bedrohungen darstellen. Eine Möglichkeit ist, die KlientInnen bei eigenen Problemlösungsansätzen zu unterstützen. Oder wie es M.L. Conen mit ihrem Buchtitel formuliert: „Wo keine Hoffnung ist, muss man sie erfinden.“ (Conen 2008).

Wie schon mehrfach erwähnt, bezieht sich die Mobile Familienarbeit häufig auf Ansätze von M.L. Conen. Im Beziehungsdreieck (Triangel) aus AuftraggeberInnen, KlientInnen und der MOFA wird deutlich, dass es eine enge Kooperation mit den AuftraggeberInnen braucht, diese ihre Rolle als AuftraggeberInnen wahrnehmen, ihre Sorge ausdrücken und uns sich gemeinsam mit der betreffenden Familie verpflichten, an bestimmten Themen zu arbeiten.

Hier sehen Sie im Folgenden eine grafische Darstellung (Conen & Cecchin 2009, S. 125) in Bezug auf Veränderungsdruck von außen, dem Arbeiten an der Motivation und der Problemeinsicht:

PROBLEMEINSICHT:



Auf jeden Fall ist es hilfreich, eine Idee der jeweiligen Familiendynamik zu bekommen, um nicht „dem Sog der Familie“ zu erliegen. Dabei kann Genogrammarbeit mit einem Blick auf die Mehrgenerationenperspektive, Arbeit am Familienbrett u. v. m. nützlich sein.

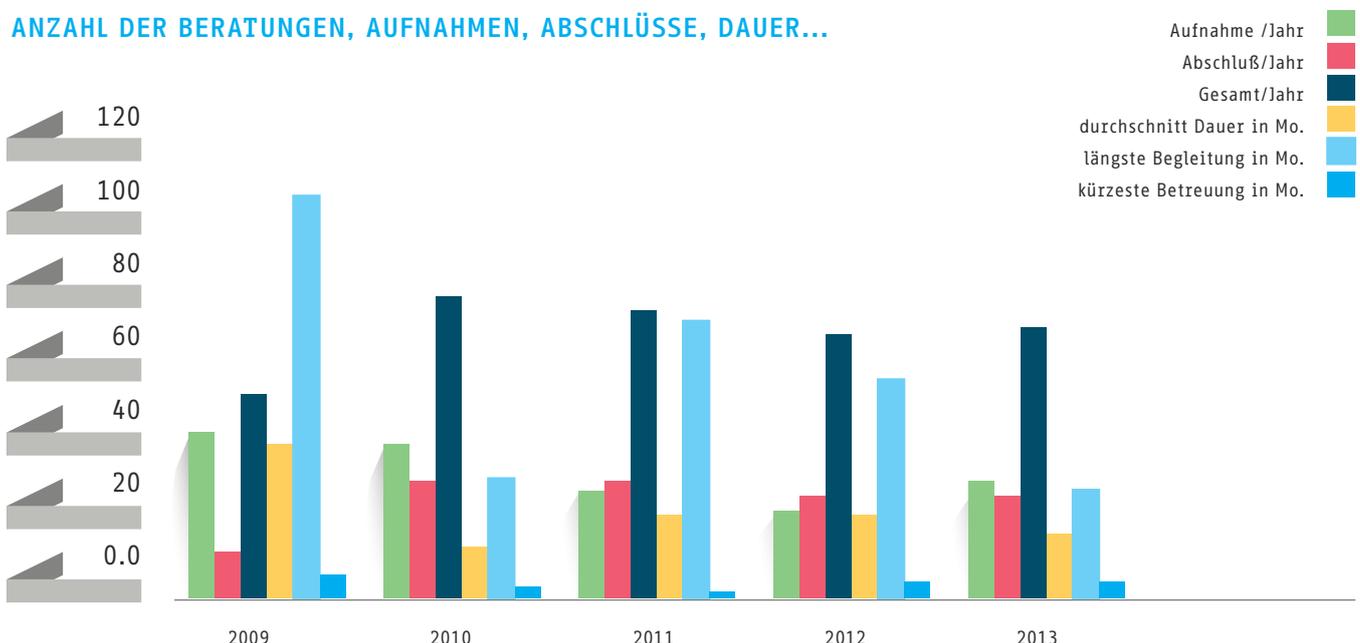
Gleichzeitig ist es notwendig „destruktive Stimmen“ (innere Anteile, Glaubenssätze, Selbst- und Fremdbild), Botschaften (Zuschreibungen, negative Prophezeiungen) und Verhaltensmuster zu nutzen und sie in der Familienarbeit zu berücksichtigen. Ein Hauptaugenmerk kommt in einer systemischen Betrachtung der Sinnhaftigkeit und Funktion von Störungen zu. Welchen Gewinn hat die Familie

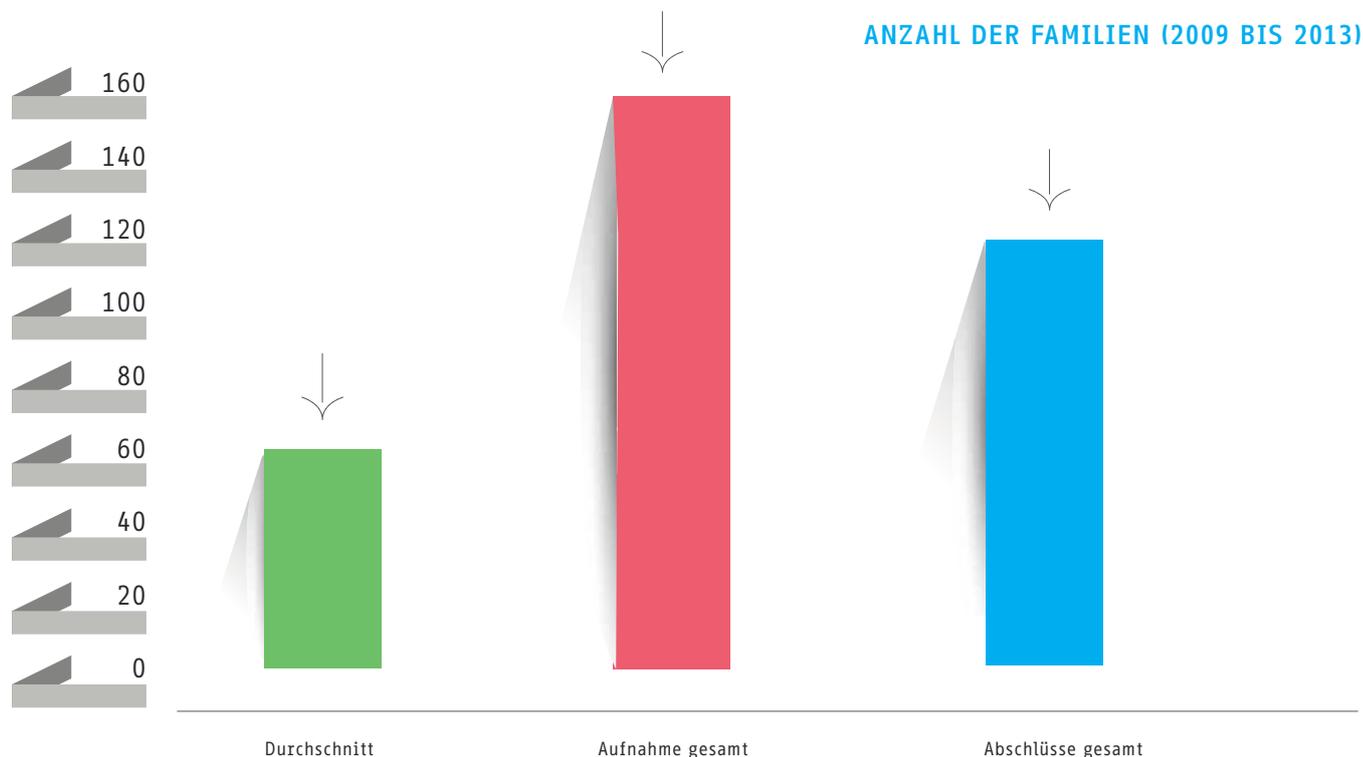
durch das Problem/Symptom? Was hält das Problem aufrecht?

Wichtig ist dabei eine Neugierde zu entwickeln, die Funktionsweise des Systems zu verstehen, die Sinnhaftigkeit von Symptomen anzuerkennen, unterschiedliche Sichtweisen herbeizuführen und die Eigenverantwortung der Veränderung bei der Familie zu belassen und zu stärken und Veränderungsprozesse zu initiieren.

In den anschließenden Grafiken können Sie die Anzahl der Familien, die Dauer, Aufnahmen und Abschlüsse der Beratungen über die Jahre 2009 bis 2013 sehen.

ANZAHL DER BERATUNGEN, AUFNAHMEN, ABSCHLÜSSE, DAUER...





Versuch einer Annäherung zwischen familienstärkenden und familiengebenden Bereichen

2.2. Wie bereits erwähnt, wird im Folgenden auf den derzeitigen Versuch einer Annäherung zwischen den familienstärkenden (Elternarbeit) und den familiengebenden (FU) Bereichen Bezug genommen.

Welche wichtigen Erfahrungen aus dem Fremdunterbringungsbereich haben zu diesen Überlegungen – dem Versuch, beide Bereiche zusammenzuführen – geführt und braucht es Veränderungen in der Herangehensweise mit „schwierigen Eltern“ in der Elternarbeit?

Als grundsätzliche Haltung den leiblichen Eltern gegenüber möchten die Fachkräfte der MOFA verdeutlichen, dass sie darauf vertrauen, dass sich die Situation der Eltern ändern kann, sich neue Möglichkeiten auftun, ihre „Geschichte“ einen anderen Ausgang nehmen kann und vieles noch nicht gesagt worden ist. Dabei ist es unabdingbar, den Menschen mit Achtsamkeit und Respekt vor dem Hintergrund ihrer eigenen Geschichte, ihren Problemen oder auch Leiden zu begegnen.

Zum anderen bemühen sich viele Kinderdorfmütter, -väter, -eltern, SozialpädagogInnen und Pädagogische Leitungen tagtäglich, die ihnen anvertrauten Kinder und Jugendlichen gut durchs Leben zu begleiten. Sie alle bringen sich mit viel Engagement und persönlichem Einsatz ein, um den Kindern/Jugendlichen ein (vorübergehendes) Zuhause zu bieten. Es ist nicht immer ganz einfach, denn mit der Aufnahme eines Kindes wird meist ein großer Rucksack mit unbekanntem Inhalt abgestellt. Dank ihres behutsa-

men Einlassens auf die Bedürfnisse der Kinder/Jugendlichen, Dank dem stabilen Beziehungsangebot, Dank der Bereitschaft, oft nach individuellen Lösungen für jedes/n einzelne/n Kind/Jugendliche zu suchen, Kinderschutz zu bieten und sehr nah an dem dran zu sein, was jedes/r einzelne Kind/Jugendliche braucht, werden bzw. wird viel Wissen, viele Informationen und Erfahrungen gesammelt. Es ist letztlich die Aufgabe der „neuen“ Betreuungspersonen, „elternersetzend“ zu arbeiten. Gleichzeitig habe ich von vielen KollegInnen die Rückmeldung, dass es nicht immer ganz einfach ist, die zweite Geige im Beziehungsorchester der jeweiligen Familie zu spielen.

Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf einen Vortrag von Dr. M.L. Conen (vom 10.11.2012) im SOS-Kinderdorf Pinkafeld.

Ausgangspunkt sind zwei Arbeitshypothesen:

- „Wenn der mögliche Loyalitätskonflikt zwischen leiblichen Eltern und dem stationären Bereich in der Fremdunterbringung eines Kindes/Jugendlichen berücksichtigt wird, kommt es verstärkt zur Kooperation zwischen beiden und zu weniger Konkurrenz.“
- „Wenn die Rollen und Aufgaben unter den HelferInnen klar verteilt sind, kann man die daraus entstehenden Unterschiede konstruktiv nutzen.“

Auch wenn hier möglicherweise ein Tabu angesprochen wird: Konkurrenz zeigt sich nicht nur zwischen stationärem Bereich und Familie, sondern ist oft in der Zusammenarbeit zwischen dem familienstärkenden und dem familiengebenden Bereich spürbar. Häufig zeigt sich die

Frage, „Wer hat Recht in Bezug auf die Entwicklung?“ in der Betreuung und Beratung eines Kindes, Jugendlichen oder der Familie. Gleichzeitig bekommt das Verhalten der Eltern oft eine negative Zuschreibung. Die Schwierigkeiten in der Elternarbeit können sein:

- Nichteinhaltung von Absprachen,
- nachtragende Eltern,
- Engstirnigkeit der Eltern,
- inkonsequentes Verhalten der Eltern,
- sich nicht ihrer Verantwortung stellende Eltern,
- Konkurrenz der Eltern,
- Suchtprobleme,
- mangelnde Gesprächsbereitschaft,
- negatives Verhalten der Eltern gegenüber dem Kind,
- Jugendamtsauftrag: Fernhaltung der Eltern vom Kind.

In der Arbeit der MOFA stellt sich u. a. häufig die Frage, welche Bedeutung die Fremdunterbringung der Kinder für die Eltern haben kann. Hier noch einige Beispiele.

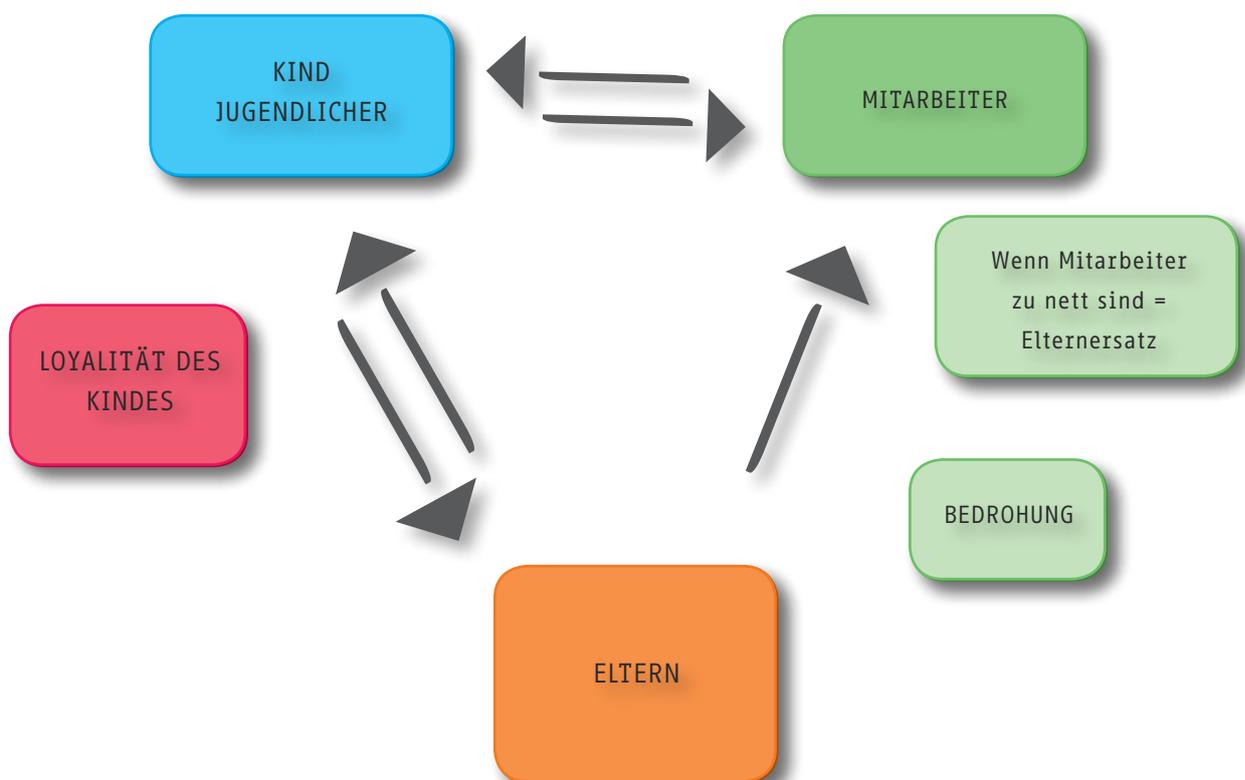
- Entlastung,
- Versagensgefühle,
- Scham- und Schuldgefühle,
- Einmischung von Außenstehenden,
- Enttäuschung über Kind/Jugendlichen,
- andere Probleme kommen an die Oberfläche,

- Ohnmachtsgefühle/Hilflosigkeit,
- außen vor sein/unwichtig sein,
- Abbruch der Beziehung zum Kind/Jugendlichen,
- Abgabe von Verantwortung,
- Verletztheit,
- Konkurrenzgefühle,
- Gleichgültigkeit,
- Anforderungen durch Außenstehende,
- Beteiligung an den Kosten,
- auf sich selbst zurückgeworfen sein,
- Infragestellung des eigenen Lebens,
- Eingeständnis von Unfähigkeit.

Häufig geht es dabei „um Kritik an den Eltern und der Abwertung ihrer Funktion als Eltern“, die ja selbst Kinder ihrer Eltern waren. Unsere Aufgabe als Institution ist es, mit den Eltern ressourcenorientiert zu arbeiten und ihnen bei Möglichkeit und je nach Möglichkeit Verantwortung (in Teilbereichen) zurückzugeben.

Hier wird graphisch der Spagat, also der innere Konflikt eines fremduntergebrachten Kindes/Jugendlichen, sichtbar. Kinder verhalten sich ihren Eltern gegenüber loyal. Gleichzeitig fühlen die Eltern, dass MitarbeiterInnen aus dem stationären Bereich eine Bedrohung für sie sein könnten.

LOYALITÄTSKONFLIKT:



Durch die Berücksichtigung dieser Loyalitätsbindungen in der Fremdunterbringung sowie in der Elternarbeit, z. B. durch Betonung der elterlichen Kompetenz und deren Wertschätzung, könnte es zu einer Erleichterung dieser ursprünglichen Konkurrenzproblematik kommen. So wie in der Überschrift erwähnt, könnte es damit auch zu einer Annäherung der beiden Bereiche „FamilienGeben“ und „FamilienStärken“ kommen.

Aus genau diesen Gründen ist es möglicherweise sinnvoll, die Elternarbeit und die Arbeit mit dem Kind/Jugendlichen voneinander zu trennen, die Aufgaben diesbezüglich entsprechend zu teilen und gleichberechtigte, gleichwertige und gleichrangige Rollen herzustellen. Der stationäre Bereich ist kindbezogen – die MitarbeiterInnen sehen, erleben das Kind/den Jugendlichen und die Auswirkungen dessen, was Eltern ihren Kindern antun. Während die Elternarbeit familienbezogen ist – sie sehen und erleben die Schwierigkeiten der Eltern, sehen die Ressourcen und müssen auf diese aufbauend schauen, wie sie diese auf- und ausbauen.

Dabei wäre es wichtig, dass die einzelnen Bereiche die unterschiedlichen Rollen anerkennen. Der stationäre Bereich darf mit „Zeigefinger“ darauf hinweisen, was schief läuft, was auch vom Jugendamt als problematisch in der Familie gesehen wird u. v. m.

Die Elternarbeit setzt genau dort an. Sie sind auf die wichtigen Rückmeldungen und die Wahrnehmungen aus dem stationären Bereich angewiesen und stärken die Kindeseltern, damit sie ihre Kinder aus der Verantwortung nehmen können.

Würden wir in der Konkurrenz verharren, wären die einzelnen Sichtweisen verhärtet. MitarbeiterInnen aus dem

stationären Bereich würden nicht daran glauben, dass sich Eltern ändern können und FamilienberaterInnen würden sich in ihrer positiven Sicht von den Eltern und ihren Ressourcen nicht gesehen fühlen.

Ziel ist eine Kooperation, wo pädagogische MitarbeiterInnen und FamilienberaterInnen den Unterschied positiv und konstruktiv sowohl für die Arbeit mit den Kindern/Jugendlichen als auch mit den Eltern nutzen.

So könnten in gemeinsamen Gesprächen pädagogische MitarbeiterInnen die Interessen der Kinder „verteidigen“ und FamilienberaterInnen um die Eltern „werben“, um Veränderung in deren Erziehungsverhalten vorzunehmen.

Resümee

- Elternarbeit muss dem Kind dienen,
- Achtsamkeit und Respekt vor der Geschichte der betroffenen Eltern und ihrer Einzigartigkeit in der Lösung ihrer Probleme,
- Berücksichtigung der Loyalitätskonflikte,
- Funktion des Problems im System,
- gleichberechtigte, gleichwertige und gleichrangige Rollenverteilung im stationären Bereich und in der Familienarbeit,
- beide Seiten wissen um die jeweilige Rolle und deren Notwendigkeit sowie Nützlichkeit,
- respektieren und akzeptieren der daraus resultierenden Betrachtungs- und Arbeitsweisen,
- ... und noch viele offene Frage, die sich daraus zukünftig ergeben werden.

„Wir können nicht versprechen, dass es keine Probleme mehr gibt, sondern wir achten darauf, dass die Familien einen anderen Umgang damit bekommen.“



WENN EINE FAMILIE ZUR HERKUNFTSFAMILIE WIRD.

CHANCEN UND GRENZEN FAMILIENUNTERSTÜTZENDER HILFEN

Es erscheint außerordentlich plausibel, Familien in Schwierigkeiten rechtzeitig und intensiv genug so zu unterstützen, dass die Entwicklungschancen der Kinder nachhaltig verbessert und die Bewältigungsversuche der Familienmitglieder angeregt und gefördert werden. Alle mir bekannten postmodernen Gesellschaften haben solche Unterstützungsformen entwickelt – einige sehr differenziert, andere erst rudimentär. Die Antwort auf die gesellschaftliche Frage „Was tun wir mit den Kindern, die von ihren Eltern – aus welchen Gründen im Einzelfall auch immer – nicht hinreichend betreut werden?“ lautet dann: Neben der Herausnahme der Kinder und ihrer Betreuung an einem anderen Ort haben wir die Option geschaffen, die Lebens- und Entwicklungsbedingungen in der Familie so zu verbessern, dass die Kinder dort verbleiben können. Dazu werden dann Organisationen geschaffen und beauftragt, geeignete Programme entwickelt und Finanzierungsformen institutionalisiert, die dies ermöglichen sollen. Welche Organisationsformen, Programme und Finanzierungsformen dafür besonders geeignet sind, das kann umstritten sein – darüber, dass eine solche Unterstützung grundsätzlich notwendig und sinnvoll ist, besteht ein breiter Konsens.

Andererseits gibt es Vorbehalte. Aus der Perspektive stationärer Einrichtungen und noch stärker in der Wahrnehmung von Pflegeeltern erscheinen die ambulanten familienaufsuchenden Interventionen als eine erfolglose Verlängerung eines Verbleibs des Kindes in problematischen Verhältnissen. Sie verzögerten eine rechtzeitige Intervention und reduzierten die Chancen der Betreuung an einem neuen, besseren Lebensort – so erläutern sie an vielen Einzelfällen. Die zur Herkunftsfamilie gewordene Familie habe nun ihre Legitimation verloren, für das Kind zu sorgen. Allerdings lernen sie die Fälle, in denen die aufsuchende Familienarbeit erfolgreich war, auch gar nicht erst kennen. Ähnlich kritisch den Familien gegenüber war der Tenor bei den Online-Kommentaren zu einem Interview im Standard, das Michael Winkler und ich anlässlich der Tagung gegeben hatten.

Andere Vorbehalte beziehen sich auf die Kontrolle in und durch die Familienarbeit. Während die einen die Bewältigungschancen der Armutsfamilien durch die sanften, aber effizienten Kontrolleure Sozialer Arbeit bedroht sehen, sehen andere eine Vernachlässigung des Kindeswohls, indem die Kontrollmöglichkeiten nicht ausgeschöpft werden.

So beobachten wir in Deutschland eine deutliche Zu-

nahme der Fälle bei gleichzeitiger Reduzierung der Zeit pro Familie, eine zunehmende Tendenz, die Eltern unter Druck zu setzen, damit sie eine Familienhilfe in Anspruch nehmen, eine Fernsteuerung der Träger ambulanter Erziehungshilfen durch die Kostenträger und weitere Fehlentwicklungen, die zum Ruin der aufsuchenden Familienarbeit in Deutschland führen kann (Wolf 2014).

Kindeswohlgefährdung und Kontrolle sind ein wichtiges Thema für die ambulanten Erziehungshilfen. Damit sind Grundfragen der SPFH berührt, auch wenn nur „16 % der Hilfen im Kontext einer Kindeswohlgefährdung“ (Schone 2012 mit Bezug auf Pothmann und Wilk) stehen. Diese Relation sollten wir allerdings festhalten (16 von 100), damit wir die Frage nach den Schutzkonzepten nicht zum absoluten Schlüsselthema der ambulanten Erziehungshilfen hochstilisieren.

Hier soll die Debatte um Kontrolle, Kinderschutz und ambulante Interventionen kurz kritisch kommentiert werden, um dann die eigene Position darzustellen und zu begründen.

Vermessung der groben Linien

So wie die (wissenschaftlichen) Autorinnen und Autoren manchmal beklagen, dass in der Praxis kaum noch Fachbücher und Fachzeitschriften gelesen würden, so beklagen sich die Fachkräfte in der Praxis manchmal, dass die Klugen und Oberklugen, die sich wissenschaftlich mit ihrer Praxis (oder was sie dafür halten) befassen, ihnen nicht zuhören und kaum Ahnung von ihrer Lage an der Basis haben und neuerdings sogar ethnografische Expeditionen zu den Eingeborenen in die fremde Kultur der Praxis unternähmen. Gerade weil es beim Thema Kontrolle verschiedene Relevanzsysteme gibt, sei das vorausgeschickt, wenn ich jetzt holzschnittartig Positionen skizziere, die ich in Forschungsprojekten, Fortbildungsveranstaltungen, Tagungen, Veröffentlichungen und durch Berichte von Studierenden kennengelernt habe.

Die erste Position könnte man die der pragmatischen Auftragserfüllung nennen (oder norddeutsch: watt mutt, dat mutt). Die Begründungen gehen in folgende Richtung: „Wenn ich vom Jugendamt den Auftrag bekomme Kontrollen durchzuführen, Vorkommnisse zu melden oder Daten für das Familiengericht zu liefern – dann mache ich das. Das ist dann der Auftrag, wenn ich den nicht erfülle, bekommen wir keine Aufträge mehr vom Jugendamt und wenn etwas passiert in der Familie bin ich dran. Wenn ich



 VON KLAUS WOLF



die Kontrollaufträge kritisch sehe, dann signalisiere ich das im Hilfeplangespräch (vorsichtig), aber wenn es trotzdem so festgelegt wird, dann gilt das halt.“ Bevor wir die Gehorsamsbereitschaft als präkonventionelle moralische Orientierung entlarven oder die (verlorene) Ehre der freien Träger beklagen, sollten wir uns vielleicht fragen, worin der Sinn dieses Verhaltens – unterstellen wir mal „einer kompetenten, Erfahrungen verarbeitenden Mitarbeiterin“ – liegt. Dann stellen wir fest, dass sich die Machtbalance zwischen öffentlichen und freien Trägern manchmal verschoben hat – oft radikal zu Ungunsten der freien Träger. Wenn zum Beispiel Städte in Deutschland – wie die Stadt Münster – die SPFH-Fachkräfte freier Träger zwingen, ihre Anwesenheitszeiten in der Familie quittieren zu lassen, ist das ein Indikator für eine Struktur unmittelbarer Steuerung durch den öffentlichen Träger. Die Abgrenzung von hoheitlichen Aufgaben, Aushandlung mit den Menschen, die zu Klienten wurden oder die filigrane Orientierung an deren Alltagsproblemen sind bei einem solchen Selbstverständnis kaum möglich oder kontraproduktiv. So negativ diese Kontrollpraxis zu bewerten ist, sei doch auch daran erinnert, wie Ämter durchgeschüttelt wurden, denen der Tod eines Kindes angelastet worden war, bevor wir den schwarzen Peter entspannt an die öffentlichen Träger weitergeben. Unserer pragmatisch, auftragserfüllenden Fachkraft fehlt es vielleicht eher an Naivität – sie kann sich vorstellen was passiert, wenn sie die Erwartungen dauerhaft nicht erfüllt – als nur (und das „nur“ ist schillernd) am richtigen Bewusstsein.

Für die zweite Position nehme ich die Chiffre „Bei Kindeswohlgefährdung hört der Spaß auf“. Hintergrund ist hier die Beobachtung, dass es manchmal ein deutliches Umschalten zwischen zwei Modi gibt: der eine Modus kann grob als Modus des lebensweltorientierten Handelns beschrieben werden, der andere als der der Kinderschutzintervention. Zwischen beiden gibt es bei diesem Muster keine allmähliche Verschiebung und keine Integration der Kinderschutzinterventionen in den Rahmen und die Haltungen der Lebensweltorientierung, sondern einen Switch. Mit der Zuordnung als Kinderschutzfall ändert sich die Wahrnehmung – weg von der Sammlung und gegenseitigen Relativierung verschiedener Informationen hin zur zielgerichteten Suche und Zuordnung der Interpretationen auf die Feststellung „Kindeswohlgefährdung“ – und ein anderes Handlungsmodell und Programm wird nun gestartet („roter Bereich“).

Elisabeth Backe-Hansen (2003) hat für Norwegen sehr überzeugend gezeigt, wie die Entscheidungsprozesse über

die Herausnahme von Kindern plötzlich eine völlig andere Richtung erhalten, wenn bestimmte Codes (z. B. „Drogenabhängigkeit der Eltern“) neu in der Fallbeschreibung auftauchen. Auch hier ist der Sinn dieser Strategie – wenn man denn will – nicht so schwer zu finden. Zum einen haben die Fachkräfte es manchmal mit einer extremen Komplexität an widersprüchlichen und schwer zu interpretierenden Informationen zu tun, die aus strukturellen Gründen phasenweise hohe Unsicherheit hervorbringen muss. Außerdem stehen sie unter einem erheblichen Sanktionsdruck. Die deutlich schärferen und wirksameren Sanktionen sind nicht bei einer überdosierten Kinderschutzintervention zu erwarten, sondern bei einem Handeln, das im Nachhinein als zu schwach eingestuft wird, um die Kindeswohlgefährdung abzuwenden. Schließlich wird ihr bei der Feststellung, was eine Kindeswohlgefährdung ist, als Fachkraft Sozialer Arbeit auch keine hohe Definitionsmacht zugestanden, sondern das Feld ist durch juristische Codes hoch kontaminiert. In so einer Lage kann ein überschaubares Klassifikationssystem relativ gut Handlungssicherheit ermöglichen – und zwar auf der Ebene des einzelnen und der der Organisation. Nebenwirkungreich bleibt sie damit trotzdem.

Die dritte Position hat ein ganz anderes Referenzsystem und wird vorrangig – wenn auch nicht ausschließlich – auf den wissenschaftlichen Diskursebenen gepflegt und vertreten, ich nenne sie „alles staatliche Disziplinierung“. Sehr kurz lässt sie sich so skizzieren: Die Zunahme der familienbezogenen Interventionen wird als repressive staatliche Antwort auf gesellschaftliche Probleme interpretiert. Die Adressaten erscheinen als Opfer von staatlicher Kontrolle, die damit soziale Ungleichheit stabilisiert und legitimiert. Kontrollen erscheinen als autoritäre Beeinflussung und Ausdruck ordnungsrechtlichen Denkens. Handlungsrelevant wird sie in der Zurückweisung aller Formen von Kontrolle. Antworten auf konkrete Notsituationen von Kindern in ihren Familien bleiben in diesem Reflexionsraum oft bemerkenswert blass.

Mit der Darstellung dieser drei Positionen ist das Feld natürlich nicht sehr genau vermessen. Selbstverständlich gibt es auch differenzierte und differenzierende Positionen zwischen und jenseits dieser Pole. Insofern ist die Darstellung notwendigerweise sehr holzschnittartig. Sie erscheint mir aber gerechtfertigt, weil die Diskurse oft sehr geschlossen geführt werden: Da gibt es einen Teil der Kinderschutzfreunde, die von kritischen Fragen, ob man das Problem durch repressive staatliche Kontrollen und Interventionen denn tatsächlich lösen könne, überhaupt

nicht erreicht werden. Und es gibt die Analysten, die den Kinderschutz ausschließlich als Problem des repressiven Staats diskutieren und auch zu Beispielen extremer Not von Kindern höchstens sehr allgemeine Antworten (Arbeitsbekämpfung, Verwirklichungschancen verbessern etc.) anbieten. Diese Polarisierung finden wir auf verschiedenen Ebenen in und zwischen Verbänden, auf vielen Tagungen und in verschiedenen Fachzeitschriften. Man kann die beiden Lager anhand ihrer Codes leicht erkennen. Beide Seiten haben ein selbstbewusstes Verständnis von richtigem und falschem Bewusstsein entwickelt und beziehen sich auf die entgegengesetzten Positionen nur, um das eigene Denken davon kontrastreich abzugrenzen. Gegenseitige Irritationen, das Eingehen auf die Argumente des anderen sind dann kaum möglich. Exemplarisch dafür war der Abschluss einer großen Erziehungsstellen- und Pflegefamilientagung 2013 in Frankfurt: ein Vortrag, der eine sehr wohlwollende Haltung den (Herkunfts-)Familien gegenüber ausdrückte und keinerlei Irritationen über Gewalt gegenüber den eigenen Kindern thematisierte und ein zweiter, der die Kinder ausschließlich als (potenzielle) Opfer ihrer Eltern wahrnahm, ohne irgendeinen Zweifel an den Rettungskonzepten und seinen Nebenwirkungen. Die eigene Position erscheint dann als ethisch fundiert, die Gegenposition als moralisierend. Eine nachdenkliche Weiterentwicklung der antagonistischen Positionen kann so kaum stattfinden.

Ich halte zwei Bezugspunkte beim Nachdenken über Familien – Kontrolle und Kinderschutz – für unverzichtbar und möchte dafür werben, solche konzeptionellen Antworten weiter zu diskutieren, die beide Bezugspunkte zugleich berücksichtigen.

- Der erste Bezugspunkt ist die potenzielle Not von Kindern in ihren Familien und die zivilgesellschaftlichen Antworten auf die Risiken des Lebens im abgekapselten privaten Lebensfeld.
- Der zweite Bezugspunkt ist der Schutz des privaten Lebens – insbesondere des privaten Lebens in benachteiligten Lebenslagen – vor Eingriffen, Übergriffen und Veröffentlichungen.

Not der Kinder in ihrer Familie

Ein zentrales Thema der Hilfen zur Erziehung sind Kinder, die sich in ihren Familien in einer gravierenden Notlage befinden. Im Extremfall ist ihr Überleben gefährdet. Die Zahl der unter 6-Jährigen, die getötet wurden, soll in Deutschland nach Angaben des Bundes Deutscher Kriminalbeamter 2010 bei 129 gelegen haben. Jenseits der Todesfälle finden wir eine deutlich höhere Zahl von Kindern, die unter extrem ungünstigen Lebens- und Entwicklungsbedingungen aufwachsen müssen. Die Sensibilität für sexuelle Gewalt ist in den letzten 20 Jahren deutlich gestiegen, die für andere Formen harter Gewalt und harter Vernachlässigung hoffentlich auch. Was dabei sichtbar

wurde sind ganz überwiegend gravierende reale Probleme, die die Soziale Arbeit ernst nehmen und beantworten muss. Um dies zu können benötigt sie Kategorien, mit denen sie die Not und die Einschränkungen von Entwicklungschancen (vielleicht die pädagogische Fassung der Verwirklichungschancen) auf den Begriff bringen und einschätzen kann. Diese Einschätzungen dürfen sich nicht auf Abweichungen von Normalitätsvorstellungen beziehen, sondern ihre Basis sind vorrangig erziehungswissenschaftliche und psychologische Wissensbestände, mit denen die Chancen und Risiken generell und für den Einzelfall beurteilt werden können. Für eine sozialpädagogisch-hermeneutische Diagnose spielen die Signale der Kinder eine zentrale Rolle und ihre Partizipation ist ein genuin pädagogisches Qualitätskriterium, das sozialpädagogische Interventionen von Behandlungskonzepten unterscheidet (vgl. Wolf 2012a).

Grundsätzlich haben wir drei Interventionsmodi (Wolf 2012), die alle drei im Repertoire der Antworten bleiben müssen:

1. die Veränderung der Lebensbedingungen der Familie und in der Familie, einschließlich der materiellen Lebensbedingungen und der entwicklungsrelevanten Umgangsformen,
2. die Verbesserung des Zugangs der Kinder zu entwicklungsrelevanten Ressourcen außerhalb der Kernfamilie, z. B. in den privaten Netzwerken und pädagogischen Einrichtungen,
3. die Organisation eines anderen Lebensortes auf Zeit oder auf Dauer.

Die im Einzelfall festgestellten und als gravierend erkannten Risiken bilden dann den Maßstab für die Bewertung der Notwendigkeit und Eignung der Antwort der Sozialen Arbeit für diesen Fall. Da die Entwicklungschancen keine ordnungspolitische, sondern eine sozialpädagogische Kategorie darstellen, muss die Antwort jeweils für das einzelne Kind in seiner Notlage passen und die Not hinreichend abmildern oder beseitigen.

Allgemeine Feststellungen alleine sind nicht ausreichend – zum Beispiel:

- Jetzt geht es in den Kindergarten oder in die Ganztagschule, da verbessert sich alles.
- Jede Familie kann so unterstützt werden, dass eine Herausnahme nicht mehr nötig ist.
- Das Problem ist Armut, wenn das gelöst ist, wird alles andere auch besser.
- Der Sozialraum muss hinreichend mit Ressourcen ausgestattet werden, dann geht es auch der

einzelnen Familie besser.

Sie können sinnvoll sein oder unsinnig, für den Einzelfall sind sie als allgemeingültige Antworten alleine nicht ausreichend. Deswegen insistiere ich darauf, dass Konzeptionen der Hilfen zur Erziehung unzureichend sind, die keine realistischen Aussagen enthalten, wie die Entwicklungs- und Lebenschancen des konkreten Kindes so verbessert werden können, dass sie vor dem Hintergrund der Möglichkeiten unserer Gesellschaft verantwortlich sind.

Schutz des benachteiligten privaten Lebens und Not der Eltern

Die Eltern, ihre Lebenslage und ihre Biografien sind oft eine Ursache für die Not der Kinder. Die Sorge um die – z. B. radikal überforderten – Eltern, die Reduzierung des Drucks auf sie und die Verbesserung ihrer materiellen und sozialen Lebenslage sind daher sehr oft ein Weg, auch die Entwicklungschancen der Kinder zu verbessern. Deswegen ist ein mit Ressentiments geladener Umgang mit den Eltern immer schlecht – auch für die Kinder – und eine schnelle und feste Kopplung von Ursachen mit Schuldzuschreibungen ein Indikator für eine Soziale Arbeit, die ihren Anspruch auf Professionalität verfehlt.

Das Wissen und Nachdenken über Wechselwirkungen von Benachteiligung und Armut einerseits und Belastungen in und von Familien andererseits stellt einen wichtigen – auch gesellschaftspolitischen – Reflexionsraum dar, der Ressentiments und die Verachtung von Menschen in Schwierigkeiten ebenso erschweren kann wie ein Bewusstsein über die den Eltern in ihrer Lebensgeschichte selbst vorenthaltenen Entwicklungschancen. Auch ein Wissen über die Zumutungen und Risiken (vgl. Wolf 2012: 149ff), die für die Familien in dem Zugang zu ihrem privaten Lebensraum durch Fachkräfte, also zunächst Fremde, die mit einem – manchmal unklaren, manchmal sogar bewusst verschleierte – Interventionsauftrag ausgestattet sind, ist unverzichtbar. Gerade die von den betroffenen Menschen nicht uneingeschränkt gewollten Interventionen im privaten Feld bedürfen zweier Legitimationen zugleich: der juristischen – wie sie das SGB VIII und andere Gesetze regelt – und einer sozialpädagogischen, die auf die Verbesserung der Entwicklungsmöglichkeiten und Bewältigungschancen aller Familienmitglieder ausgerichtet ist. Aus dem, was vom Gesetzgeber und den Organisationen Sozialer Arbeit „Hilfe“ genannt wird und was nicht so selten (zunächst) unter Druck erzwungen wird, würde sonst für die Familien ein Schaden entstehen – das wäre das Gegenteil eines Nutzens. Auch diese Kategorien, des Schutzes des privaten Lebens der sowieso schon Benachteiligten, der Schadensvermeidung und des potenziellen Nutzens, erscheinen mir völlig unverzichtbar.

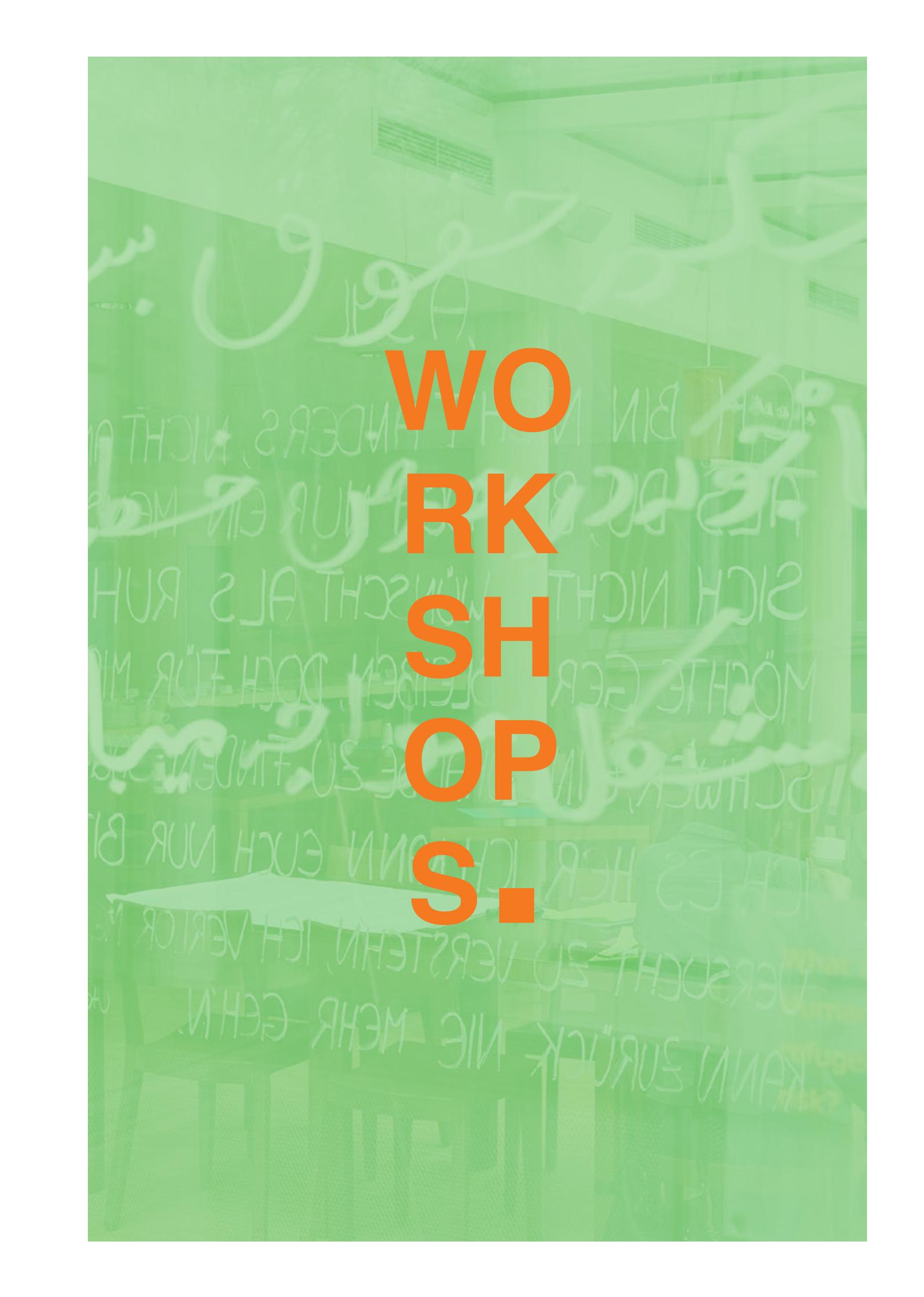
Beide Bezugspunkte bilden das Spannungsfeld der ambulanten Hilfen

Diese beiden, hier nur sehr kurz skizzierten Verankerungspunkte einer **sozialpädagogischen** Familienhilfe, müssen erhalten werden und sie dürfen nicht zu einer Seite aufgelöst werden. Das erfordert einen anspruchsvollen Umgang mit Ambivalenz, wenn die Not der Kinder und ihre vorenthaltenen Entwicklungschancen einerseits und ein wohlwollender, auf Verstehen ausgerichteter Zugang zu den Eltern andererseits, nicht alternativ, sondern zugleich in den Blick genommen werden. Die Sicherheit und Wärme einfacher Parteilichkeit ist dann verloren. Es bleibt die mühsame Soziale Arbeit mit den eben nicht a priori identischen Interessen und Bedürfnissen von Kindern und Erwachsenen. Haltungen und Habitusformen, die dies zulassen und fordern, sind die Grundlage. Es geht nicht um eine Technologie der Personenbeeinflussung oder Organisation von Sicherheit. Das Ziel sind zumindest ausreichende Lebens- und Entwicklungsbedingungen der Kinder in ihren hoch belasteten Familien. In den allermeisten Situationen ist dieses Ziel am besten in Koproduktion mit den Eltern zu erreichen. Wenn bestimmte Bedingungen (Wolf 2012: 215 ff) vorliegen sind auch Direktiven und kontrollierende Elemente geeignet, die Handlungsfähigkeit der Eltern wieder herzustellen. Auch und gerade dafür ist eine Vertrauensbeziehung notwendig. Alles, was deren Entwicklung beeinträchtigt, ist kontraproduktiv. Wenn zentrale Entwicklungsbedürfnisse der Kinder stark gefährdet sind und das Minimum an Vertrauen und Kooperation der Eltern nicht entwickelt werden konnte, steht die Herausnahme der Kinder auf der Tagesordnung – nicht als Drohung, sondern als die am wenigsten schlechte Lösung. Auch hier spielen die Haltungen und Habitusformen eine zentrale Rolle – für die Entscheidungen, für ihre Durchführung und die weitere Planung.

Somit ist eine professionelle Praxis an folgenden Merkmalen zu messen: Ist das Wissen über die Bedingungen für eine gute Entwicklung der Kinder und die Aufmerksamkeit für ihre direkten und indirekten Notsignale garantiert? Gelingt ein wohlwollender Umgang mit den Eltern – gerade auch in ihren Grenzen und Verwicklungen und trotz der Belastungen, die daraus für die Kinder entstehen können? Bestimmt der Respekt und das Bewusstsein über die potenziellen Zumutungen den Zugang zum privaten Lebensfeld? Sind die Suchbewegungen auf adäquate Antworten für die Not gerichtet? Werden die Entscheidungen zum richtigen Zeitpunkt und auf eine konstruktive – das heißt negative Nebenwirkungen auch der richtigen Entscheidungen abmildernde – Weise umgesetzt? Das ist eine anspruchsvolle Aufgabe und hier liegen Gründe, warum wir unbedingt sehr gut ausgebildete Fachkräfte in den ambulanten Erziehungshilfen brauchen.

„Sie haben immer
mit den Eltern geredet.
Die haben das super gemacht.
Nein, also ohne die Eltern
geht nichts dort. Ja, das ist cool.
Du merkst, dass du nicht alleine bist.“¹

¹ Ein Jugendlicher über seine Erfahrung
mit familienstärkender Fremdunterbringung, in: Lienhart, 2011



WORKSHOP



BEZIEHUNG BEWEGT.

WAS PASSIERT, WENN FAMILIEN
IN DIE BINDUNG EINES SEILES GEHEN?

Anke Dalhoff und Ralf Klausfering stellten anhand einer Familie ihr Konzept der „Bewegten Beratung“[©] und der bindungsbasierenden Körperpsychotherapie vor und luden zum Austausch ein. Klausfering ist in der flexiblen, ambulanten Hilfe der KIWO Jugendhilfe Dülmen/D tätig und leitet den Hochseilgarten auf dem Gelände der Einrichtung. Anke Dalhoff ist KBT-Therapeutin (Konzentrierte Bewegungstherapie) an der Kinder- und Jugendpsychiatrie der Universitätsklinik Münster. Diese zeichnet sich durch einen Schwerpunkt im familientherapeutischen Arbeiten aus.

„Bewegte Beratung“ – Familienbeziehungen in Bewegung

Für Klausfering ist der Beginn einer „Bewegten Beratung“ und somit ihr methodischer Ansatzpunkt „banal“: „Wir verlassen den Beratungsraum, den ‚sicheren Tisch‘, an dem man so gerne sitzt und sich die Dinge erzählt. Wir gehen nach draußen – wenn die Familie bereit ist. Wir suchen uns einen fremden Raum und andere Medien, wo wir bewegt beraten.“ Dieses Fremde, Andere können der Wald oder andere Naturräume sein, Flüsse, ein Baum oder ein Hochseilgarten zum Erleben von Höhe, Bogenschießen, mit Feuer arbeiten etc. Die Grundannahme lautet, dass sich in dem „anderen“ Raum die Familienbeziehungen bewegen.

Als Einstieg in die Thematik wurden Videosequenzen der „Bewegten Beratung“ mit einer Familie gezeigt. Die TeilnehmerInnen sollten nachspüren, welche Gefühle die einzelnen Familienmitglieder bei ihnen auslösen und in Folge Überlegungen zur Familie und deren Dynamiken anstellen.

1. Intervention: gemeinsames Kochen am offenen Feuer

Michi (10) hackt mit aller Inbrunst Holz. Klausfering erläutert, dass Michi, seine Schwester Lea (13) und deren Eltern eingeladen wurden, Feuer zu machen und gemeinsam darauf zu kochen. Die Eltern versuchen das Feuer zu entzünden – und das bei heftigen Windböen. Trotz Sturmwarnung ist die Familie gekommen und bereitet sich Schweinesteaks zu. Die Familienmitglieder nehmen ihre vertrauten Rollen ein und wirken sicher geübt miteinander. Michi erlebt sich selbstwirksam und zeigt sich fokussiert und bezogen.

2. Intervention: Bogenschießen

Nach drei Wochen erhält die Familie die Einladung zum Bogenschießen. Sie sollen verschiedene Aufgaben erfüllen. Beispielsweise soll die Mutter den ersten Pfeil abschießen und im unmittelbaren Anschluss die anderen Familienmitglieder im Sinne eines „Dominoeffekts“. Das gelingt nicht, weil die Mutter nicht darauf achtet, ob die Kinder schon bereit sind. Zudem verhindert die Art der Aufstellung, dass die Eltern die Kinder sehen. Deshalb wird geraume Zeit mit den Positionen experimentiert und die Familie überlegt, wie sie über Kommunikation („fertig“) die allseitige Bereitschaft als Voraussetzung für den Start feststellen kann. In einer weiteren Aufgabe soll die Person die schießt, währenddessen von einem anderen Familienmitglied und bei einem weiteren Schuss von allen anderen berührt werden. Ein selbstverständlicher Umgang mit leiblicher Berührung und Vertrautheit prägen die Beziehung. Michi scheint mit der Vielzahl der gestellten Anforderungen an den Grenzen seiner Belastbarkeit.

3. Intervention: Hochseilgarten

Drei Wochen später wird im Hochseilgarten gearbeitet. Michi klettert, seine Eltern und Lea sichern ihn. Michi versucht Papa über den Seilzug zu spüren, versichert sich, ob er wirklich hält. Er kann klettern, möchte probieren, wird vom Vater angeregt und ermutigt. Es fällt ihm schwer, seine Ängste dem Vater anzuvertrauen. Erkennbar ist das an seiner piepsigen Stimme. Der Vater wird zur Überprüfung der Gefühle angeleitet.

Leas diversen Versuche dauern „gefühlte Stunden“. Sie scheint ambivalent zwischen Selbstregulation und sich anvertrauen und Hilfe holen. Die Mutter wird angeregt, mit nach oben zu gehen und Lea in Empfang zu nehmen. Das greift die Mutter auf und sie werden zu einer gemeinsamen Erfahrung angeleitet. In Folge soll sie auf das dritte Brett gehen und mit Lea klären, wie diese ihr folgen kann. Das gelingt nicht und so schlägt Klausfering vor, dass Mama zu Lea kommt und sie an der Hand nimmt. So schafft es Lea, nach wenigen Brettern treffen die beiden aber die Entscheidung, sich abzuseilen. Nächste Szene: Michi und Lea sollen über die Lückenbrücke und werden von den Eltern gesichert. Klausfering zollt Lea Respekt, dass sie sich noch einmal überwunden hat und ein Stück weiter gekommen ist.



WORKSHOPLEITUNG:
ANKE DALHOFF UND RALF KLAUSFERING

TEXT: CHRISTINA LIENHART

Wahrnehmungen der TeilnehmerInnen

Im Anschluss an die Videosequenzen bittet Anke Dalhoff die TeilnehmerInnen um ihre Wahrnehmungen und Empfindungen zu Michi und seiner Familie. Die zahlreichen Rückmeldungen ergeben folgendes Bild:

- Die Geduld der Familienmitglieder miteinander wird als Erfolg der bisherigen Arbeit interpretiert.
- Lea umarmte beim Bogenschießen alle und stellte viel Nähe her. Gleichzeitig war sie im Hochseilgarten sehr unsicher und vertraute erst nach Langem auf das „Festhalten“ durch den Vater. Klausfering ergänzt, dass Lea auch viel Stärke zeigte, indem sie es immer wieder probierte, das Tempo und das Ziel bestimmte. „Ein sehr adäquater Weg mit ihrer Angst umzugehen.“ Das Thema Angst greift Dalhoff auf: „Was machen wir, wenn wir Angst oder einen unangenehmen Affekt spüren? Wir greifen innerlich auf unsere Vorerfahrungen zurück, in Stresssituationen müssen wir uns beruhigen. Lea hat gesungen, um sich zu beruhigen. Michi war in dieser Situation überdreht, ist in die Aktivität gegangen und hat sich weggequatscht. Das sind alles Konzepte zur Selbstberuhigung auf der Körperebene.“ Sie verweist auch auf die Handholding-Forschung (Hasselmo/Coan/Beckes 2012). Deren zentrale Erkenntnis für die Situation im Hochseilgarten lautet, dass es sinnlos ist, jemanden „zuzuquatschen“, der von Angst überflutet wird. Jemanden hochzuschicken, der ihn an der Hand nimmt oder berührt, ist erwiesenermaßen wirksam. Die Person beruhigt sich sofort.
- Der Vater wurde im Kontakt mit den Kindern erlebt.
- Die Mutter wurde außerhalb eines Kontaktes mit den Kindern schwer fassbar und distanziert erlebt – auch in der Art der Berührung beim Bogenschießen. Sie wurde beschrieben als „Klettermeisterin“, die stoisch alles getan hat, was ihr gesagt wurde und Hinweise brauchte, wie sie ihrer Tochter im Hochseilgarten helfen könnte – sie wäre nicht auf die Idee gekommen, die Bewegung hin zum Kind zu machen. Eine Teilnehmerin stellt wenig Ermutigung der Kinder fest, interpretiert das aber so, dass man Kinder selbst probieren lassen und nicht zu viel in ihre Autonomie eingreifen soll. Insofern wurde der Vater als störend empfunden: der prescht immer vor. Dalhoff

stellte dazu, dass die Mutter sehr affektarm ist. An deren Beispiel weißt sie auf Forschungsarbeiten zur Affektarmut bei Eltern hin und zeigt ein Video zum „Still Face Experiment“ (Tronick et al.). Das Experiment zeigt, wie ein sicher gebundenes Baby auf die fehlende emotionale Resonanz seiner Bindungsperson in kurzer Zeit reagiert. Das Baby steigert all seine Möglichkeiten, um eine emotionale Reaktion zu bekommen, bis es letztlich ganz verzweifelt zu weinen beginnt. Abgemilderte und doch ähnliche Reaktionen sehen die TeilnehmerInnen bei Michi: Er geht in die Aktivität und macht Geräusche. Emotionale Resonanz ist unabdingbar dafür, dass sich in der Spiegelung Selbstbilder und eine Uridentität bilden können, so Dalhoff. Sie verweist auch auf den Fachdiskurs, ob ADHS eine neurologische Erkrankung oder eine Bindungsproblematik ist. Auch „Übertragungsphänomene“ wurden am Beispiel der Mutter deutlich: Sie stand bei den Reflexionen neben Klausfering – und der hat nicht mit ihr gesprochen. Das gibt einen Hinweis auf die affektive Situation der Mutter. Sie ist kaum spürbar und fällt schnell aus dem Blick.

- Die Eltern wurden nicht als Paar wahrgenommen, jeder war für sich, es gab wenig Blickkontakt und sie haben sich nicht direkt angesprochen. Die Berührung beim Bogenschießen wurde als „Erfüllung eines Auftrages und nicht mehr“ wahrgenommen.

Vertiefende Inputs für ein gemeinsames Fallverständnis

Vorgeschichte

Michi hat seit seinem 6. Lebensjahr aggressive Impulsdurchbrüche. Er ist sehr reizdurchlässig, psychomotorisch unruhig und fällt durch seinen Redefluss auf. Einem Aufenthalt in der Tagesklinik der regional zuständigen Kinder- und Jugendpsychiatrie folgte ambulante Behandlung. Michi wurde medikamentös eingestellt, beim Absetzversuch ein Jahr später kam es zu einem massiven Einbruch, der eine Schulsuspendierung zur Folge hatte. Daraufhin wandten sich die Eltern an das Jugendamt und wollten Hilfe für Michi. Das Jugendamt gewährte eine Hilfe unter der Voraussetzung, dass sich die ganze Familie darauf einließ. Die flexible ambulante Hilfe der KIWO Jugendhilfe Dülmen wurde beauftragt.

Hilfeverlauf

Im Juni/Juli 2013 fand die Diagnostikphase mit fünf Terminen bei der Familie statt. Für Diagnosen werden fallverstehende Herangehensweisen, aber keine psychologischen Tests verwendet. Das Genogramm zeigte eine starke väterliche Linie – „Männer halten eine ganze Menge aus“. Die Großmutter mütterlicherseits lebt im selben Haus und „schmeißt den Haushalt“. Eine Teilnehmerin vermutet eine demütige Haltung in der mütterlichen Linie. Die Zeitschiene gab keine Hinweise auf Krisen in der frühkindlichen Entwicklung. Klausfering schlug den Eltern vor, sie zu coachen. Michi hatte keinen Auftrag für ihn. Das Erziehungscoaching fand zu Beginn wöchentlich, dann vierzehntägig und zuletzt alle drei Wochen bei der Familie statt. Die Zeit kurz vor dem Wechsel auf die Mittelschule war noch einmal schwierig für Michi, weil er Angst vor der neuen Schule hatte. Mit ihm waren auch die Eltern gefordert und mussten entsprechend unterstützt werden. Seit dem Wechsel ist Michi schulisch auf einem guten Weg, bekommt aber auch wieder Medikamente. Mit den Eltern konnte gut gearbeitet werden – bis zu einem Punkt, wo über die „klassische Beratung“ nicht mehr viele Themen kamen. Dann wurde ihnen das Angebot der „Bewegten Beratung“ gemacht, da sich die Familie auf vieles gut einlassen konnte, eine große Bewegungsressource und Vertrauen hatte. Um vom Tisch wegzugehen und etwas Neues zu versuchen, braucht es Vertrauen. Dieses „Neue“ waren im konkreten Fall das „Kochen am offenen Feuer“, Bogenschießen und Arbeiten im Hochseilgarten. Die letzte Intervention im Hochseilgarten fand Anfang Januar 2014 statt. Jetzt befindet sich die Familie in einer stabilen Phase. Der wesentliche und nächste Schritt wäre, dass sich die Eltern noch einmal tiefer damit auseinandersetzen, was ihr Teil an „der ganzen Geschichte“ ist und auf bindungstheoretischer Ebene nachwirkt. Das kann nicht von einem Jugendhilfeangebot geleistet werden. Deshalb braucht es nun viel Fingerspitzengefühl, um vor allem die Mutter für einen therapeutischen Prozess zu gewinnen, in dem sie ihre Affektarmut bearbeitet. Mit Michi muss nicht gearbeitet werden.

Fachliche Hintergründe und Konzept der „Bewegten Beratung“

Vor dem Hintergrund eines systemischen Fallverständnisses adaptierte Klausfering 2001 erlebnispädagogisches Teamtraining im Hochseilgarten für die Arbeit mit Familien in Jugendhilfemaßnahmen. Nach ersten Erfahrungen wurde das Konzept mit der Kinder- und Jugendpsychiatrie der Universitätsklinik Münster weiterentwickelt.

Haltungen, Grundannahmen und Kernelemente

Die vertiefte Beschäftigung mit Bindungstheorien, Identitätsentwicklung und Familienidentitäten ließ zwei Konzepte für die „Bewegte Beratung“ zentral werden, so Dalhoff:

Im familientherapeutischen Konzept von H. Stierlin (1971) geht es darum, Familien wieder in Bewegung zu bringen. Bewegung heißt, sich gegenseitig anzuerkennen und zu verstehen und die Qualität der Bindungen darunter sichtbar werden zu lassen. Bewegungslosigkeit in einer Familie führt zu Erstarrung. Das kann zu psychopathologischen Befunden führen, die gegebenenfalls behandlungsbedürftig werden. Damit sich die Familie bewegt, so eine Grundannahme der „Bewegten Beratung“, benötigt es einen offenen, neuen Raum, Überraschung und Entfaltung. Dort zeigt sich dann ein Kernelement der Arbeit: Das Ausprobieren in der Bewegung ermöglicht Probehandeln, in Berührung kommen, sich szenisch-spielend zu begegnen und wahrzunehmen. „Was extrem wichtig ist: Anschließend wird das Erlebte ins Wort genommen, wir reflektieren alle Prozesse. Wir lassen sie nicht mit dem Erlebens teil gehen, sondern versuchen ihnen zu helfen, dass sie es sich mitteilen – vor allem ihre Emotionen, Wünsche und Bedürfnisse. Manchmal muss man um Kompromisse ringen“, so Dalhoff. Mit erlebnisorientierten Zugängen braucht es oft nicht viel, dass „die Worte purzeln“ und man vielleicht noch hinterfragt oder nachfragt, ergänzt Klausfering. Der Wechsel zwischen dem gerichteten Element Bewegung und entspannter Geborgenheit ermöglicht die Beziehung in ihrer Vielfalt wahrzunehmen. Es geht darum, die Qualität der Bindung sichtbar werden zu lassen. Die Muster, die sichtbar werden, werden als intrapsychische, lebensgeschichtlich gewachsene „Schemata“ von Beziehungserfahrung verstanden und mitgeteilt. Diese entstehen aus den familiären Beziehungserfahrungen und der subjektiven Realität. Wesentlich ist, sich gegenüber dem Raum und den Anwesenden öffnen, alles ausprobieren und denken zu dürfen. Mit dieser Offenheit gehen auch Dalhoff/Klausfering in die Prozesse: „Wir wissen nicht genau wohin es geht, sondern lassen es mal kommen. Deshalb können wir auch nicht garantieren, dass das, was am Ende raus kommt, auch das ist, was sich das Jugendamt wünscht.“

Ein weiterer Bezugspunkt ist das Identitätskonzept von M. Ermann (2011). Nach diesem bildet sich Uridentität über das Urvertrauen in der frühen Kindheit. Dann geht es ein Leben lang darum, Identifikation zu erarbeiten und immer weiter zu differenzieren. Wesentlich ist das Empfinden der Kohärenz und Kontinuität im Kontext der sozialen Bezogenheit, d. h. Identität reift über die Resonanz von anderen. Entsprechend ist eine Grundannahme in der „Bewegten Beratung“, dass Identitätsbildung ein dialogischer Prozess ist. In diesem dialogischen Prozess im Begegnungsraum Hochseilgarten, Bogenschießen etc., kommen die eigenen Selbstbilder und Selbstvorstellungen zum Ausdruck. Ermann betont, dass die Hinwendung und Abwendung zum Anderen Identität ist und wenn die Balance zwischen ihnen nicht aufrechterhalten werden kann, dann entstehen möglicherweise Störungen, wie es beispielsweise bei Michi und seiner affektarmen Mutter der Fall war. Eltern greifen in die Beziehungs- und Erlebenswelt ihrer Kinder ein – unabhängig davon, ob sie da sind oder nicht

und deshalb integrieren Dalhoff/Klausfering die Eltern – auch professionelle Eltern (Pflegeltern oder professionelle Lebensgemeinschaften) – in die „Bewegte Beratung“ und Therapie. In Bezug auf die Frage von „Identität und seelischen Entwicklungslinien“ orientieren sie sich an psychoanalytischen Objektbeziehungstheorien (Bindung, Triangulierung, ödipale Phase und Identität; Letzteres betrifft jede Lebensspanne).

Ziele

„Bewegte Beratung“ zielt darauf ab, über die Bewegung ins Spüren zu kommen, gegenseitige Aufmerksamkeit anzuregen und Raum für mehr Wertschätzung zu schaffen. Eltern sollen dabei unterstützt werden, die Sorgen und Nöte ihrer Kinder wahrzunehmen und anzusprechen. Ein weiteres Ziel ist die Spiegelung von Affekten. Eltern fällt es zunehmend schwer, emotionale Präsenz gegenüber ihren Kindern zu zeigen. Um den Kindern nahe zu bringen, dass Trennung und Individuation auch etwas Lustvolles sein können, wird im Sinne einer triangulierenden Exploration versucht, mit den verschiedenen Personen der Familie in der Dreiecksbeziehung zu arbeiten. Um das zu ermöglichen ist es wichtig, dass beispielsweise nicht nur die Mutter mit dem Kind kommt, sondern eben auch der Vater oder andere wichtige Bezugspersonen aus dem Herkunftssystem mitwirken.

Sicherung von Qualität und Nachhaltigkeit

Die Reflexion mit den Familien, wo sie ihre Entwicklungsprozesse zu beschreiben versuchen, ist eine der Maßnahmen zur Sicherung von Qualität und Nachhaltigkeit. Dazu dienen auch die eigene Reflexion der Prozesse mit Abstimmung über das weitere Vorgehen, Dokumentation, Vernetzung und Reflexion mit den KollegInnen, Fallsupervision und eigene Fortbildungen. Weitere Rückmeldungen zu den Entwicklungsprozessen der Familien bieten die getrennten oder gemeinsamen Abschlussgespräche mit der Familie und dem Jugendamt.

„Bewegte Beratung“ hat auch Fallen, die es zu beachten gilt: „Auf den Leim gehen, weil es Spaß macht und so gut läuft“ und man „das Eigentliche“ und die Zeit aus dem Auge verliert. Dann fehlt die Reflexion mit der Familie, der Prozess „bleibt einfach so stehen“. Übertragungen die nicht wahrgenommen werden, auch vom gleichge-

schlechtlichen und gegengeschlechtlichen Gegenüber, stellen eine weitere Falle dar, ebenso wie eine fehlende Anbindungen an die KollegInnen/das Netz oder eine Überforderungen der KlientInnen.

Aus all dem leitet sich folgendes Fähigkeitsprofil der PädagogInnen/TherapeutInnen ab: Diese sollten in der Beziehung bleiben und auf Verhaltensweisen, Kommentare etc. reagieren. Zudem gilt es, die Verhaltensweisen aufmerksam wahrzunehmen und im „Blick zu haben“. Sie müssen ein geeignetes Medium/Setting/Übung auswählen und dann Bedeutungserteilungen der jeweiligen TeilnehmerInnen anstoßen, indem sie diese fragend begleiten. Die Reaktionen sollten angemessen sein und nicht mehr beinhalten, als gerade von dem/der TeilnehmerIn gefordert wird. Unbewusste Übertragungsströme sollten wahrgenommen werden und lösen Gegenübertragungsreaktionen aus. Dies gilt es wahrzunehmen, zu reflektieren, einzuordnen und zu nutzen.

Beantwortung von Fragen

Sie würden sich bemühen, immer zu filmen, so Klausfering, weil in der Reflexion mit der Familie über das Video „vieles viel deutlicher wird und eine andere Sprache bekommt.“ Er zeigt sich auch beeindruckt über die Qualität der Beschreibungen der TeilnehmerInnen zur Familie, ohne dass er zuvor etwas erzählt hatte. „Das Bild wirkt einfach und das kommt auch bei den Eltern an.“ Letztlich entscheidet die Familie, ob sie gefilmt werden will, so wie insgesamt die Entscheidung für eine „Bewegte Beratung“ gemeinsam mit der Familie getroffen wird. Dieses Konzept ist hoch abhängig von der Freiwilligkeit. 15 bis 20 % der Familien werden damit erreicht. Ein Großteil möchte das nicht, weil damit auch mehr sichtbar wird. Vor allem Väter können dieses Angebot gut annehmen bzw. werden auch von den Müttern – „das ist nicht so meins“ – zu diesen Interventionen geschickt. Niemand muss in den Hochseilgarten, diese Mütter werden aber gebeten, zu sichern und mitzuwirken. Wann „Bewegte Beratung“ im Hilfeprozess angesetzt wird, entscheidet sich bei jeder Familie individuell. Für die „Bewegte Beratung“ gibt es keine gesonderte Finanzierung, denn das erlebnisorientierte Arbeiten ist EIN Zugang unter mehreren und somit eine ganz normale Leistung der KIWO. Der Hochseilgarten auf dem Gelände ist von Vorteil, aber diese Art der Arbeit ist auch mit einem Baum möglich: „Das wesentliche Element ist das Seil, das kann man überall hinhängen.“





FAMILIÄRE RESILIENZFÖRDERUNG.

SOZIALPÄDAGOGISCHE MÖGLICHKEITEN FÜR EINE
RESSOURCEN-BELASTUNGSANALYSE ZUR STÄRKUNG VON FAMILIEN.

Eine Auseinandersetzung mit dem Resilienzkonzept dient Martin Schröder als Grundlage, sich mit den WorkshopteilnehmerInnen mit ressourcenorientierter Familienarbeit im Kontext von Fremdunterbringung und ambulanten Hilfen zu beschäftigen. In einer Gruppenarbeit werden die Teilnehmenden eingeladen, eine Ressourcen-Belastungsanalyse vor dem Hintergrund ihrer praktischen Erfahrungen vorzunehmen. Mit einer solchen Analyse können Risiken und Chancen beim Kind, seinem familialen und sozialen Umfeld erhoben sowie Potentiale für die Hilfeplanung sichtbar gemacht und weiterentwickelt werden.

Das Resilienzkonzept

Der israelische Medizinsoziologe Aaron Antonovsky, der das ressourcenorientierte, salutogenetische Modell etablierte, setzte sich in seinem Werk „Salutogenese, Zur Entmystifizierung der Gesundheit“ intensiv mit der Frage auseinander: „Wie wird man, wo immer man sich im Fluss befindet, dessen Natur von historischen, soziokulturellen und physikalischen Umweltbedingungen bestimmt wird, ein guter Schwimmer?“ Lebensgeschichtliche Belastungen wie Krankheit oder eine chaotische Familiensituation, soziale Risiken wie Armut, eingeschränkte Bildungsmöglichkeiten oder kulturelle Herkunft, Arbeitslosigkeit und Wohnsituation bestimmen den Fluss, in dem sich benachteiligte Familien als Zielgruppe Sozialer Arbeit befinden.

Der Frage Antonovskys folgend besteht das Ziel einer familienstärkenden Arbeit darin, die Familie zu unterstützen, eine gute Schwimmerin zu werden, d. h. mit belastenden Lebensumständen einen produktiven Umgang zu entwickeln. Antonovsky stellt ein „Kohärenzgefühl“ ins Zentrum seines Konzeptes und benennt drei Aspekte, die eine positive Entwicklung trotz widriger Umstände fördern:

- die Fähigkeit, Zusammenhänge zu verstehen, Ereignisse einordnen und verarbeiten zu können,
- das Vertrauen, sein Leben gestalten und Herausforderungen durch eigene Fähigkeiten und durch Unterstützung anderer bewältigen zu können,
- die Überzeugung von der Sinnhaftigkeit, sich mit den Herausforderungen des Lebens auseinanderzusetzen, in der Erwartung, diese gut zu bewältigen.

Ein starkes Kohärenzgefühl zeichnet sich also dadurch aus, ein überdauerndes Vertrauen zu haben, dass die Herausforderungen des Lebens nachvollziehbar und die notwendigen Fähigkeiten zur Bewältigung in der Person und dem sozialen Umfeld vorhanden sind. Darüber hinaus lohnt es sich und besteht auch die Hoffnung, schwierige Situationen positiv zu bewältigen.

Vor dem Hintergrund einer Kritik am biomedizinischen Krankheitsmodell und der Etablierung der Salutogenese entwickelte sich die Resilienzforschung. Die empirischen Ergebnisse der Resilienzforschung zur positiven Entwicklung von Kindern und Jugendlichen trotz widriger Umstände, forcierten den Paradigmenwechsel von der Defizitorientierung zur Ressourcenorientierung. Martin Schröder verweist neben bedeutenden Studien der Resilienzforschung aus den 2000er Jahren (Mannheimer Risikokinderstudie, Bielefelder Invulnerabilitätsstudie, BELLA Studie) besonders auf die Kauai-Studie von Werner & Smith (1982), die den Einfluss von Risikofaktoren, von kritischen Lebensereignissen und von schützenden Faktoren auf die Entwicklung von Kindern untersuchte. In einer Längsschnittstudie wurden 698 Kinder, die 1955 auf der Insel Kauai in Hawaii geboren wurden, bis ins Alter von 40 Jahren mehrmals erfasst. Bei einem Drittel der Kinder wurde ein hohes Entwicklungsrisiko angenommen, weil sie in Familien mit chronischer Armut lebten, von Krankheit oder einer Trennung der Eltern, von Vernachlässigung oder Misshandlung betroffen waren. Während etwa zwei Drittel dieser „Risikokinder“ sich mit Lern- und Verhaltensschwierigkeiten auseinandersetzen mussten, straffällig wurden oder durch psychische Probleme beeinträchtigt waren, entwickelte sich ein Drittel erfolgreich in der Schule und war als Erwachsene gut in das soziale Leben eingebunden, hatte Arbeit und blickte positiv in die Zukunft. Das produktive Umgehen mit schwierigen Lebensverhältnissen wurde u. a. zurückgeführt auf die emotionale Bindung zu einer Bezugsperson innerhalb oder außerhalb der Familie, einen stabilen Familienzusammenhalt und die Unterstützung durch das soziale Umfeld. Aber auch schützende Faktoren im Kind wie eine hohe Sozialkompetenz oder ein positives Selbstkonzept, Ausgeglichenheit und Intelligenz unterstützten die Widerstandsfähigkeit.

Aufgrund der jungen Resilienzforschung und der vielfältigen Verwendung des Begriffes der Resilienz in unterschiedlichen Disziplinen ist eine Vielzahl von Definitionen zu finden. Martin Schröder bezieht sich auf eine im deutschsprachigen Raum prominente Definition von



WORKSHOPLEITUNG:
MARTIN SCHRÖDER

TEXT: BETTINA HOFER

Corina Wustmann: „Resilienz meint eine psychische Widerstandskraft von Kindern gegenüber biologischen, psychologischen und psychosozialen Entwicklungsrisiken.“ (Wustmann 2012, S. 18) Ergänzend beschreibt Schröder Resilienz „als eine kontextabhängige und spezifische Bewältigungskompetenz in Form einer Person-Umwelt-Konstellation, welche sich aus den gegenseitig durchdringenden personalen, familiären und sozialen Aspekten speist“. Von Resilienz spreche man allerdings erst dann, wenn es um den erfolgreichen Umgang mit Risikosituationen geht, wenn belastende Lebensumstände gut bewältigt werden konnten. In der wechselseitigen Beeinflussung von Kind und Umwelt werden beispielsweise stabilisierende Beziehungserfahrungen gemacht. Trotz chronischer Belastung in der Familie könne dadurch ihre Funktionsfähigkeit aufrechterhalten werden. Es gebe allerdings keine angeborene und universelle, sondern ausschließlich situations- und lebensbereichsspezifische Resilienz. Martin Schröder betont: „Resilienz ist eine relationale Größe, die sich multidimensional, kontextabhängig und prozessorientiert durch eine Transaktion zwischen Kind und Umwelt entwickelt.“ Resilienz sei dabei als dynamischer Prozess zu verstehen, der in verschiedenen Lebenssituationen und je nach Entwicklungsaufgabe variieren kann. Die in einem bestimmten Kontext angemessene Bewältigungsstrategie könne in späteren Entwicklungsabschnitten oder in anderen Situationen mehr oder weniger hilfreich sein. Ressourcen seien beim Menschen selbst zu finden sowie im familiären und im weiteren Umfeld. Den Blick gelte es daher in der Zusammenschau auf die individuelle Ebene, das Familiensystem und den sozialen Kontext zu richten.

In der Übertragung des Resilienzkonzeptes auf die gesamte Familie versteht Martin Schröder familiäre Resilienz als Fähigkeit von Familien, sich auf Veränderungen einzustellen und schwierige Situationen durch spezifische Bewältigungsstrategien aktiv zu meistern. Zur Förderung der familiären Resilienz müsse die Aufmerksamkeit „auf das Wechselspiel zwischen Risiko und Resilienz in der Familie als Funktionseinheit unter den Aspekten der Überzeugungen der Familie, der strukturellen und organisatorischen Muster sowie der Kommunikation und Problemlösung“ gelegt werden. Für die Familie gelte es, in widrigen Lebensumständen und deren gemeinsamer Bewältigung einen Sinn zu finden, möglicherweise unterstützt durch Spiritualität, durch Rituale oder übergeordnete Werte. Familien in ihrer Resilienz zu stärken, beinhalte auch, verändernd an Struktur und Organisation zu arbeiten, um flexibel auf Veränderungen reagieren zu können. Im Entwicklungsverlauf der Kinder wie im Übergang zur Schule oder in der

Adoleszenz, sei familiäre Veränderung unumgänglich und Flexibilität im gesamten System gefordert. Die gegenseitige Unterstützung in den Blick zu nehmen, beispielsweise verwandtschaftliche Ressourcen einzubeziehen oder vermehrt die Unterschiede und Grenzen der einzelnen Familienmitglieder zu respektieren, könne neue Chancen im Zusammenleben eröffnen und in der Entwicklung von Bewältigungsstrategien helfen. Mit Kommunikations- und Problemlösungskompetenzen können auch ein brisantes Thema besprochen, klare Botschaften vermittelt und Gefühle zum Ausdruck gebracht werden. Das gemeinsame Lösen von Problemen stärke den Familienzusammenhalt.

Für die Soziale Arbeit bedeuten die Ergebnisse aus der Resilienzforschung, bei den Gesundheitsressourcen von Familien, ihren Schutzfaktoren und den Bewältigungsstrategien in herausfordernden Lebenssituationen anzusetzen. Eine Resilienzförderung habe das Wechselspiel von Individuum, familiärem und sozialem Umfeld und der kommunalen Ebene im Blick. Mit einer Resilienzförderung korrespondieren Präventionsarbeit, systemische Ansätze, Casemanagement und Empowermentstrategien.

Als Kontroversen zum Resilienzkonzept benennt Martin Schröder eine fehlende einheitliche Begriffsklärung von Resilienz in den Sozialwissenschaften. Es liegen wenige empirische Beweise vor, dass Resilienzförderung zu einer Weiterentwicklung führe. Zudem erwähnt Schröder die „schlichte Gegenüberstellung von Risiko- und Schutzfaktoren als zu trivial für die menschliche Komplexität“ und warnt vor einer „simplen sozialtechnologischen Resilienzförderungsrezeptur“.

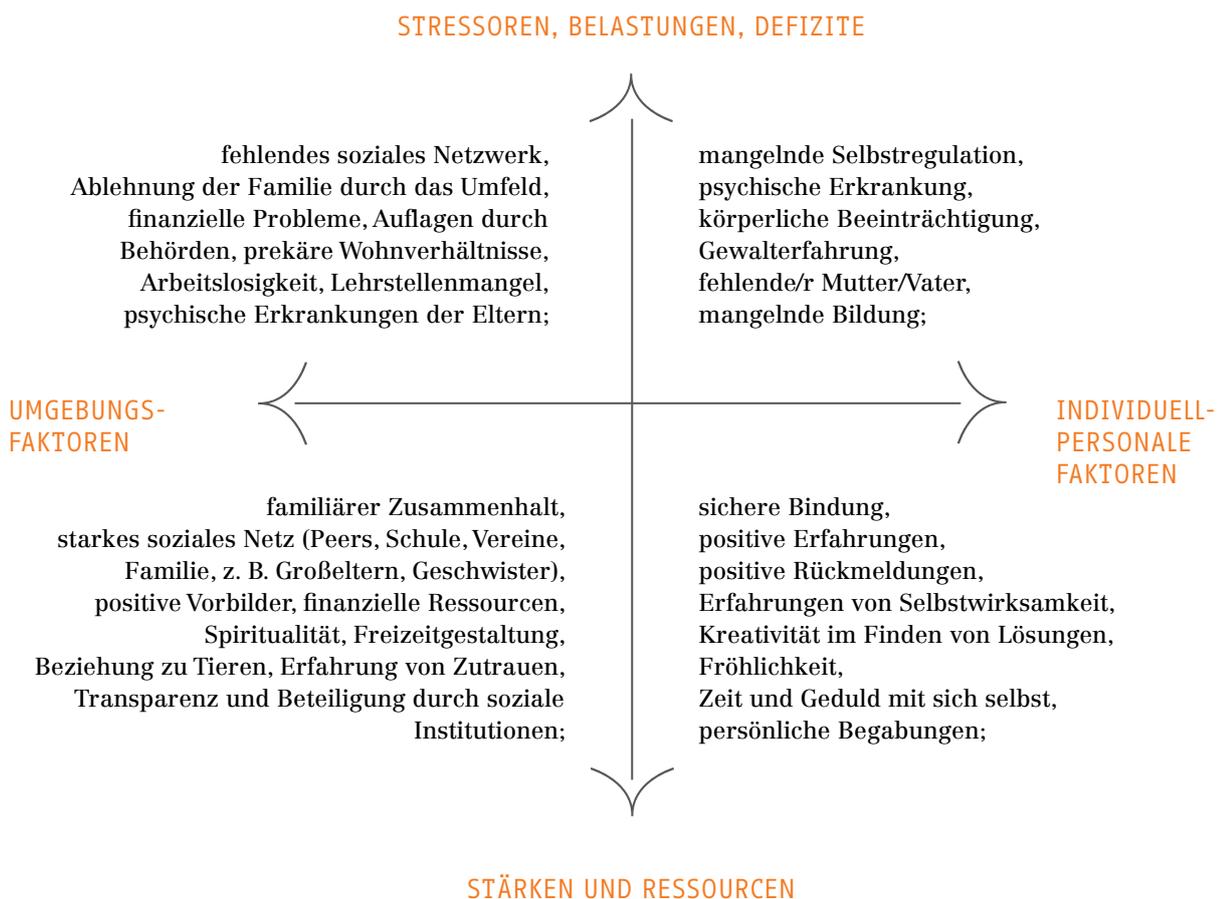
Das Erreichen von Funktionsfähigkeit vermittele ein fragwürdiges Anpassungsmodell an gesellschaftliche Normen. Damit werden Probleme am Individuum festgemacht und gesellschaftliche Strukturen und Fehlentwicklungen geraten aus dem Blick. Soziale Arbeit habe allerdings die Aufgabe, auf gesellschaftliche Verhältnisse wie soziale Ungleichheit aufmerksam zu machen. Eine „Individualisierung der Resilienzförderung führt zur Individualisierung von Problemen ohne Gesellschaftsbezug“. Würde man diesem Ansatz folgen, brauche ein Individuum nur kompetent genug sein, um zu bestehen. Damit stigmatisiere bzw. pathologisiere ein solches Konzept Kinder, Jugendliche und deren Familien mit eingeschränkteren Möglichkeiten im Umgang mit belastenden Lebenssituationen und würde die Gesellschaft aus ihrer Verantwortung nehmen, als Garant für die Menschenwürde und das Wohlergehen aller einzustehen.

Ressourcen- und Belastungsanalyse

Eine ressourcenorientierte Stärkung von Familien erfordert, im Austausch zwischen Fachkräften und Familie, Ressourcen und schützende Faktoren zusammenzutragen, sie zu analysieren und in der Bewältigung von herausfordernden Lebenssituationen einzusetzen. Martin Schröder verweist auf in der Sozialen Arbeit bekannte Instrumente für eine Erhebung von Ressourcen und Belastungen wie den ressourcenorientierten Anamnesebogen, den biographischen Zeitbalken, die Netzwerkkarte, die Ecomap und das Genogramm.

In einer Gruppenarbeit setzen sich die Workshopteil-

nehmerInnen, die in ambulanten Angeboten, Fremdunterbringungseinrichtungen und Jugendämtern arbeiten, mit möglichen Ressourcen und Belastungen der von ihnen begleiteten Kinder, Jugendlichen und Familien auseinander. Angeleitet durch Fragen zu Risiko- und Schutzfaktoren, bei der Person des/der KlientIn und im sozialen Umfeld, identifizieren die Fachkräfte Stärken und Ressourcen auf der einen Seite sowie Stressoren, Belastungen und Defizite auf der anderen Seite. Die erarbeiteten personalen und sozialen Ressourcen wie Belastungen werden gesammelt und in ein „psychosoziales Koordinatennetz“, das auf Helmut Pauls zurückgeht, eingetragen:



Basierend auf einer solchen Ressourcen- und Belastungsanalyse könnte ein entsprechender Hilfeplan für eine familiäre Resilienzförderung entwickelt werden, mit dem Ziel, Schutzfaktoren zu fördern und Risikofaktoren zu minimieren. Aufgrund der Visualisierung erfährt die Familie auch eine positive Rückmeldung, dass Ressourcen zur Bewältigung von Herausforderungen herangezogen werden können und nicht nur Defizite vorliegen.

Förderung familiärer Resilienz

In einer abschließenden Diskussion werden – aus theoretischer und praktischer Perspektive – die drei bereits erwähnten Schlüsselprozesse in der familiären Resilienzförderung aufgegriffen:

- Organisation und Struktur von Familie,
- Kommunikation und Problemlösung und
- geteilte Glaubenssysteme von Familien.

Organisation und Struktur von Familie beinhaltet, eine „gute familiäre Funktionsweise zu erarbeiten und aufrechtzuerhalten“. Damit sinke die elterliche Stressbelastung, da vieles im System kompensiert werden könne. Die Flexibilität der Familie im Eingehen auf unterschiedliche Problemlagen gehöre gefördert. Durch gemeinsame Aufgaben werde ein Gefühl der familiären Verbundenheit unterstützt. Zugunsten der elterlichen Erziehungsfähigkeit sollen die Elternbeziehung und die Paarbeziehung stabilisiert werden, wenn dies für alle Involvierten einen förderlichen Effekt haben kann. Eine vertrauensvolle Partnerschaft mit guter Kommunikation schaffe gegenseitige emotionale Unterstützung und bedürfe dann weniger äußerer sozialer Unterstützung, hebt Martin Schröder hervor. Durch die Differenzierung der Eltern- und der Kinderebene können Aufgaben und Verantwortlichkeiten transparent geklärt werden.

Neben der Familie seien auch die Fachkräfte angehalten, soziale und materielle Ressourcen durch Stadtteilarbeit und Sozialraumorientierung zu mobilisieren, unterstreicht Martin Schröder. Diese sozialen Netzwerke können positive Rollenmodelle, hilfreiche Informationen, emotionale Unterstützung und Entlastung in Krisensituationen bieten. Sie sollen sich aus Verwandten, Bekannten und Fachkräften zusammensetzen und die Autonomie der Familie wahren.

Kommunikations- und Problemlösungsförderung seien zentrale Aufgaben bei der Stärkung familiärer Resilienz. Durch Förderung verbaler und non-verbaler Kommunikation zwischen den Familienmitgliedern können Bedürfnisse mitgeteilt und ausgehandelt sowie Tabuthemen

respektvoll thematisiert werden. Das Ausdrücken eigener Gefühle dient als wichtige Basis für die Entwicklung sozialer Kompetenzen. Diese unterstützen Familien, Probleme selbstständig zu lösen, kreative und unkonventionelle Lösungen zu erarbeiten und ihr Selbstwirksamkeitserleben zu stärken.

Erschwerend käme in manchen Familien hinzu, dass Kinder z. B. ihre Väter nicht kennen oder es keinen Kontakt gibt. Zum einen gebe es keine Ressourcen für eine Zusammenarbeit mit abwesenden Vätern, beschreibt eine Teilnehmerin die kritischen Rahmenbedingungen. Zum anderen erfordere beispielsweise Biographiearbeit oder eine ernsthafte Berücksichtigung von Anliegen der Kinder ein entsprechendes Einbeziehen aller relevanten Bezugspersonen. Zu diesen relevanten Bezugspersonen können insbesondere Geschwister der Kinder und Jugendlichen zählen, welche eine biografische Ressource für die positive weitere Entwicklung darstellen. Die pädagogische Gestaltung von Geschwisterbeziehungen müsse von daher frühzeitig in der Planung berücksichtigt und mit entsprechenden Ressourcen ausgestattet werden. Aufgabe der Sozialen Arbeit, von AuftraggeberInnen wie AuftragnehmerInnen, sei es, sowohl die notwendigen sozialen als auch materiellen Ressourcen zu mobilisieren.

Als weiteren familiären Schlüsselprozess benennt Martin Schröder geteilte Glaubenssysteme: „Die geteilten Überzeugungen einer Familie beeinflussen die Wahrnehmung, Bewertung und Entscheidung von schwierigen Situationen maßgeblich, weshalb diese unbedingt von den Fachkräften zu erschließen sind.“ Die Familie müsse in dem Prozess, die schwierige Situation zu verstehen, unterstützt werden. Diese Auseinandersetzung lohne sich, da im Anschluss daran die Familie selbst Bewältigungsstrategien entwickeln kann. Damit werde sowohl die Selbstwirksamkeit in der Familie als auch eine positive Zukunftsorientierung gefördert.

Familiäre Resilienzförderung könne also trotz widriger Bedingungen wie chronischer Armut, eingeschränktem Zugang zu Bildung, trotz Gewalterfahrungen oder psychischer Erkrankung unter bestimmten Voraussetzungen gelingen. Ein Zusammenspiel von individuellen Stärken wie beispielsweise sozialen Kompetenzen, von familiären Ressourcen und Unterstützungen im sozialen Umfeld trage zentral zur Förderung familiärer Resilienz bei. Soziale Arbeit habe zudem ein sozialpolitisches Mandat und dürfe deshalb bei der Förderung von Resilienz die Kritik an exkludierenden Gesellschaftsstrukturen keineswegs vernachlässigen. Um diese qualitativ hochwertige Arbeit entsprechend professionell umzusetzen, bedarf es jedoch ausreichender Ressourcen und Finanzierung!





FRÜHE HILFEN VERSUS FRÜHE KONTROLLE?

Nutzen und Herausforderungen von Frühen Hilfen im intermediären Feld von Kinder- und Jugendhilfe, Gesundheits- und Sozialsystem.

Die beiden Referentinnen Christine Rinner und Alexandra Wucher arbeiten bei Netzwerk Familie Vorarlberg (www.netzwerk-familie.at), einem Angebot für werdende Eltern, sowie Familien mit Säuglingen und Kleinkindern. Träger des Angebotes sind das Vorarlberger Kinderdorf, die aks Gesundheit GmbH (Arbeitskreis für Vorsorge- und Sozialmedizin) und die Vorarlberger Kinder- und Jugendärzte. Finanziert wird Netzwerk Familie durch das Land Vorarlberg und die Gemeinden.

Netzwerk Familie bietet ‚Frühe Hilfen‘ in Vorarlberg als flächendeckendes Angebot an.

Ausgehend von einer 2012 durch das Bundesministerium für Gesundheit österreichweit durchgeführten Feldanalyse, wurde bis Ende 2014 – mit Vorarlberg als Modellbundesland – ein Projekt mit dem Ziel installiert, die strukturellen und fachlichen Voraussetzungen für die Umsetzung von ‚Frühen Hilfen‘ zu verbessern. Auch werden 2014/2015 in Wien, Niederösterreich, Oberösterreich, der Steiermark und Kärnten Pilotprojekte umgesetzt. Langfristiges Ziel des Bundesministeriums ist ein flächendeckendes Regelangebot von ‚Frühen Hilfen‘ in ganz Österreich.

Theoretischer Hintergrund

Im ersten Teil des Workshops stellten die Referentinnen den theoretischen Hintergrund von ‚Frühen Hilfen‘ und ihre Arbeitsweise vor:

- Unter ‚Frühe Hilfen‘ wird ein Gesamtkonzept von Interventionen (besonders Maßnahmen der Gesundheitsförderung und gezielten Frühintervention) in der frühen Kindheit verstanden, das die spezifischen Lebenslagen und Ressourcen von Familien berücksichtigt und sich mit vielfältigen Ansätzen, Angeboten, Strukturen und Akteuren vernetzt.
- Forschungsergebnisse mit Lebenslaufperspektive belegen eine große Relevanz der (frühen) Kindheit für lebenslange Gesundheit: Ausreichende Unterstützung und Förderung in der frühen Kindheit können Lebensqualität, sozioökonomische Lage und Gesundheit bis weit ins Erwachsenenleben positiv beeinflussen.
- Das Ziel des Angebotes besteht darin, durch die Früherkennung von Familien in belasteten Lebenssituationen und Einleitung geeigneter Hilfen, Kindern ein gutes Aufwachsen zu ermöglichen.
- Zielgruppe von ‚Frühen Hilfen‘ sind werdende Eltern

bzw. Familien in belastenden Lebenssituationen mit Kindern von 0-3 Jahren. Um diese Hilfen leisten zu können, ist der Kontakt zu den zuweisenden Stellen wichtig, d. h. mit Berufsgruppen und Einrichtungen, die rund um die Geburt und bis zum 3. Lebensjahr eines Kindes mit den Familien in Kontakt sind (Krankenhaus, Betreuungseinrichtungen etc.)

- Als Belastungsfaktoren bzw. als Grund für eine Zuweisung wurden 2013 am häufigsten soziale/sprachliche Isolation, ungewollte Schwangerschaft, Alleinerziehung, Konflikte in der Partnerschaft und psychische Erkrankung der Kindesmutter ausgemacht.
- NetzwerkpartnerInnen bzw. zuweisende Berufsgruppen sind aktuell nach Häufigkeit Krankenhäuser (32 %), FachärztInnen (18 %) und Hebammen/Elternberatung und andere (17 %). 33 % der betroffenen Familien melden sich selbst.
- Die konkrete Arbeit erfolgt in einem 3-Phasen Modell
 1. Wahrnehmen und Identifikation: Krankenhäuser/ÄrztInnen, Hebammen bzw. andere machen eine Risikoeinschätzung, sprechen die Risikofaktoren an (Türöffner-Funktion) und nehmen Kontakt mit dem Netzwerk Familie auf.
 2. Vernetzung und Vermittlung: MitarbeiterInnen von Netzwerk Familie melden sich binnen zwei Tagen bei der Familie und machen in der ersten Woche zu zweit (4-Augen-Prinzip) einen Hausbesuch zur Abklärung. Deren weitere Aufgabe ist die Vernetzung,
 3. Bewusstseinsbildung und Begleitung der Familien. Intervention: Soziale Einrichtungen übernehmen dann die passende, wohnortnahe und konkrete Hilfeleistung.

Diskussionspunkte

In der anschließenden Diskussion wurden folgende Themenkomplexe besprochen:

- Was passiert, wenn Familien das Angebot verweigern bzw. muss jede Familie das Angebot in Anspruch nehmen?
Das Angebot siedelt sich im freiwilligen Bereich an, d. h. niemand kann dazu gezwungen werden. Zentrales Ziel des Angebotes ist nicht Kontrolle, sondern die Prävention von schwierigen Familienverhältnissen und nachfolgenden, unter Umständen einschneiden-



WORKSHOPLEITUNG:
CHRISTINE RINNER
UND ALEXANDRA WUCHER

TEXT: MICHAEL STARK

den, Maßnahmen. Es geht darum, bei den Familien Motivation für die Sicherung des Kindeswohls innerhalb der Familie im ganzheitlichen Sinn zu wecken, d. h. in Verbindung von Pädagogik und Medizin.

- Ist das Angebot eine Parallelstruktur zur Kinder- und Jugendhilfe? Wann wird der Fall an die Kinder- und Jugendhilfe abgegeben?

Zur Kinder- und Jugendhilfe gibt es eine Überschneidung in dem Punkt, dass eine Meldung an die Kinder- und Jugendhilfe dann erfolgt, wenn eine Kindeswohlgefährdung auffällt. Sonst gibt es eine klare Trennung. Wenn die Kinder- und Jugendhilfe eine Hilfe installiert hat, ist der Fall für das Netzwerk Familie abgeschlossen.

- Werden Väter eingebunden?
Bezüglich Einbindung der Väter wird versucht, diese zu erreichen, es kann jedoch nicht angeordnet werden, weil keine Amtsgewalt besteht.

- Warum erfolgt die Begleitung von Kindern bis zu drei Jahren und wie lange dauert die durchschnittliche Begleitung?

Dass Familien mit Kindern bis zu drei Jahren begleitet werden, ist eine Entscheidung des Landes Vorarlberg. Laut Definition des Österreichischen Bundesinstitut für Gesundheitswesen (ÖBIG) umfassen die ‚Frühen Hilfen‘ Interventionen bei Kindern bis zu sechs Jahren. Die durchschnittliche Begleitungsdauer ist aktuell ungefähr ein Jahr.

Worldcafe

Im zweiten Teil des Workshops diskutierten die TeilnehmerInnen im Rahmen eines World-Cafés zu vier Fragen, deren Ergebnisse anschließend in der Großgruppe vorgestellt und diskutiert wurden:

Worin liegen die Chancen aber auch die Risiken der Etablierung der ‚Frühen Hilfen‘ Angebote?

Zu den Chancen der Etablierung von Frühen Hilfen wurden die gelingende Bindung zwischen Eltern und Kindern, die Integrationschance für Familien mit Migrationshintergrund, das Senken der Hemmschwelle, die gesellschaftliche Bewusstseinsbildung und (Wieder)Installation von aufsuchender Sozialarbeit genannt. Als Risiken wurden die erlernte Abhängigkeit (Konsumverhalten), das teure und neue Arbeitsfeld, Sprachbarrieren, ein noch komplexeres Helfersystem, die Abgrenzung zum Klienten bei Kleinkindern (Helfersyndrom), die Spaltung der Helfergruppen und die unklare

Schnittstelle zur Kinder- und Jugendhilfe festgehalten.

Die unerreichbaren Familien – oder die Unerreichbarkeit der Angebote: Wie kann sichergestellt werden, dass Familien mit Unterstützungsbedarf, passgenaue Hilfen vermittelt werden?

Ein wesentlicher Punkt für die Passgenauigkeit von Frühen Hilfen wurde mit den Sätzen: Frag die Familie! oder ExpertInnen sind ALLE! zusammengefasst. Weiter wurde formuliert, dass es notwendig ist, den Familien die Konsequenzen ihres Tuns klarzumachen. In der Erreichbarkeit von Zielvereinbarungen wurden Kreativität, Transparenz, Vernetzung, zeitliche Abstimmung und Niederschwelligkeit als wichtig erachtet. Eine Schwierigkeit könnte die fehlende Information über das Angebot darstellen, bzw. dass ein latenter Unterstützungsbedarf zu lange übersehen wird.

Das Spannungsfeld zwischen Kontrolle und Prävention: Sind engmaschige Kontrollsysteme unter dem Primat des Kinderschutzes oder Hilfen, die auf Freiwilligkeit und den Bedarfen der Eltern beruhen, erfolgreicher?

Hinsichtlich Erfolg im Spannungsfeld von Kontrolle und Prävention wurden unterschiedliche Perspektiven formuliert: Die Frage nach Freiwilligkeit oder Kontrolle sei stark abhängig von der Reflektiertheit der Familien, für bestimmte Eltern ist Hilfe leichter akzeptierbar, wenn das Kind Patient ist. Es wurde aber auch von ‚Scheinfreiwilligkeit‘ sowohl von mobilen als auch von stationären Diensten gesprochen. Dabei wurde die Frage gestellt, ob der Kontrollkontext einen unterstützenden Rahmen für die Annahme einer Maßnahme darstellen kann. Auch wurde formuliert, dass die anfängliche Kontrolle in eine freiwillige Maßnahme übergehen kann.

Wie kann Vernetzung und Kooperation im Spannungsfeld Kinder- und Jugendhilfe, Gesundheits- und Sozialsystem gelingen?

Bezüglich Vernetzung und Kooperation im Spannungsfeld Kinder- und Jugendhilfe, Gesundheits- und Sozialsystem wurden folgende gelingende Faktoren benannt: Ein gemeinsamer Budgettopf sollte angedacht werden, auch sollte ein Casemanagement zugeteilt werden. Die Rollen (Aufgaben und Zuständigkeiten) sollten dabei klarer abgegrenzt werden. Die Akten könnten gemeinsam geführt werden, wobei dies allerdings in der Durchführbarkeit problematisch wäre. Als bei der Vernetzung schwierig wurde der verschiedene Ausbildungshintergrund der Zuständigen gesehen. Allgemein wurde benannt, dass die Schnittstelle zwischen Kinder- und Jugendhilfe und Gesundheit in einigen Bundesländern nicht funktioniert. Als Vorbild für die Zusammenarbeit könnten die Münchner Amtshäuser herangezogen werden.





TRANSKULTURELLE ARBEIT MIT FAMILIEN.

Eine kritische Auseinandersetzung und Reflexion der Arbeit mit Familien mit Migrationshintergrund.

Kulturtheoretische Impulse

Der Workshop beginnt mit kulturtheoretischen Impulsen der beiden Mitarbeiterinnen des Vereins Frauen aus allen Ländern aus Innsbruck. Kurtoglu und Ortner erläutern den modernen Begriff Transkulturalität in Abgrenzung zu den traditionellen Begriffen der Multikulturalität und Interkulturalität: Multikulturalität geht vom Konzept eines friedlichen Nebeneinanders von verschiedenen „Kulturen“ aus. Interkulturalität betont die Begegnung zwischen zwei „Kulturen“. Dem entgegen schlägt die heutige Auffassung der Transkulturalität vor, Kulturen weder homogen noch separiert aufzufassen. Vielmehr handle es sich um einen dynamischen und offenen Austausch von Menschen, der von gegenseitiger Auseinandersetzung und Durchdringung gekennzeichnet ist. Die Globalisierung und die neuen Informationstechnologien ermöglichen neue Deutungsmuster: Die Menschen bilden ihre Identität, indem sie sich Aspekten verschiedener „Kulturen“ zugleich zugehörig fühlen, welche ihr Verhalten prägen und verändern. Die traditionelle Kulturvorstellung geht von abgegrenzten, klar umrissenen, statischen „Kulturen“ als „abgeschlossene Einheiten“ aus. Dieser klassische homogene Kulturbegriff war bis in die 1970er-Jahre prägend, wird jedoch den komplexer gewordenen gesellschaftlichen Zusammenhängen im 21. Jahrhundert nicht mehr gerecht. So ist es heute geläufig, den Kulturbegriff dynamisch aufzufassen: Kultur ist demzufolge etwas, was von den AkteurInnen als ein Prozess erlebt wird, der individuell, different aktiv gestaltet wird und in ständiger Veränderung begriffen ist. Die essentialistische Vorstellung klar abgrenzbarer, fester und beständiger Kulturen, die ihre Individuen wesentlich bestimmen würden, wird damit aufgegeben.

Transkulturalität fordert auf, Kulturalisierungen und Stereotypisierungen zu vermeiden. Damit ist gemeint, das Kulturelle nicht überzubetonen. Statt seine eigenen Vorstellungen, wie die „fremde“ Kultur sei, dem Gegenüber überzustülpen, gilt es viel mehr, die Vorstellungen der Menschen über deren eigene kulturelle Identität herauszufinden. Dazu ist den Menschen unvoreingenommen zu begegnen, zu sehen, welche Eigenschaften und Eigenarten sie haben, welche Herausforderungen und Chancen bestehen und welche gesellschaftlichen und sozialen Einflüsse herrschen. Es sollen nicht nur Unterschiede, sondern auch Gemeinsamkeiten gesucht werden, an die gemeinsam angeschlossen werden kann. In der gemeinsamen Auseinandersetzung kann man die herrschenden Machtverhältnisse aufzeigen, in denen sich die kulturel-

len Formen begegnen. Damit wird für alle verstehbar, wie diese Formen durch Interaktion hergestellt werden und sich jeweils durch Gebrauch durchsetzen. Wichtig ist es, gegenseitig aufeinander zuzugehen und zu versuchen sich zu verstehen, damit gegenseitige Vorurteile und Ausgrenzung abgebaut werden. Mit anderen Worten: Grundlegend für die Förderung transkultureller Kompetenz ist es zum einen, Hintergrundwissen über migrationsspezifische Lebenswelten durch eine unvoreingenommene, offene Haltung zu erlangen. Damit ist gemeint, sich auf die Menschen einzulassen und in ein „wertfreies“ Zuhören zu kommen. Das erfordert von SozialarbeiterInnen (PädagogInnen, BetreuerInnen etc.), sich zunächst ein Nicht-Wissen über den „anderen“ einzugestehen und dieses den MitgrantInnen zuzugestehen. Andernfalls verstellen sonst die angelernten und angelesenen Kategorien als vermeintliches Wissen die Möglichkeit, sich auf gleicher Augenhöhe zu begegnen, weil die „anderen“ von vornherein im Lichte der eigenen bewertenden und einordnenden Kategorien beschränkt und beschränkend wahrgenommen werden.

Zum anderen ist es für die Förderung transkultureller Kompetenz entscheidend, die eigenen Haltungen, Werte, Denkmuster und Gewohnheiten zu reflektieren sowie die Fähigkeit zu entwickeln, die Perspektiven anderer zu erfassen und richtig zu deuten.

Transkultureller Arbeitsansatz

Ein transkultureller Arbeitsansatz geht davon aus, Menschen mit Migrationshintergrund nicht als homogene Gruppe aufzufassen. Es ist wichtig, deren jeweilige besondere Situationen und ihre Probleme differenziert zu betrachten sowie deren Mehrfachzugehörigkeiten zu beachten. Mehrfachzugehörigkeiten meint, dass sich die Menschen nicht nur als Individuum einer Gruppe zugehörig fühlen, sondern verschiedenen Kulturen und Communities. In der Schulklasse fühlt man sich vielleicht als TirolerIn, im Urlaub als ÖsterreicherIn, zuhause als TürkIn, bei seinen Freuden als SkateboarderIn etc. Es sollte in der Sozialen Arbeit versucht werden, Teams möglichst so zusammenzustellen, dass die bestehende Mehrfachzugehörigkeit repräsentiert wird. Wichtig ist es dafür, Selbstreflexion zu üben sowie die bestehenden Machtverhältnisse zu bedenken, insbesondere auch die eigene (Macht-)Position als SozialarbeiterIn.

Kurtoglu und Ortner behandeln im Weiteren das Thema der Machtverhältnisse. Als grobe Orientierung gehen



WORKSHOPLEITUNG:
DERYA KURTOGLU UND SILVIA ORTNER

TEXT: ARMIN BERGER

sie auf drei mögliche Unterscheidungen ein: Es sind die strukturellen Machtverhältnisse zu kennen, die sich etwa aus der Rechtslage, den migrationsgesellschaftlichen Differenzen im Bildungssystem, den Benachteiligungen fremder Herkunft und der sprachlichen Unterlegenheit ergeben. Ferner sind die sozialen Machtverhältnisse zu berücksichtigen. Diese reichen vom Wissen über die Bildungszugehörigkeit der MigrantInnen, deren ökonomische Bedingungen, die Wohnsituation und die mehrfachen sozialen Lebenswelten bis hin zu den teilnahmehindernden und teilnahmefördernden Faktoren migrationspezifischer Lebensbedingungen. Schließlich ist zu beachten, wie die persönliche Identität durch individuell erlebte Machtverhältnisse entstanden ist, die durch familiäre Situation, Alter, Herkunft, sexuelle Orientierung und durch Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen geprägt sein können. (Die Frage nach den Geschlechterverhältnissen wird nicht thematisiert.)

Kollektivismus versus Individualismus als Kategorien der Interkulturalität

Als weiteren Punkt gehen die Workshopleiterinnen auf eine geläufige, gut untersuchte und beliebte Unterscheidung bei interkulturellen Dialogen ein: „Individualismus“ versus „Kollektivismus“. Plakatig gesagt kann Kollektivismus als ein soziales Muster aufgefasst werden, das bei sich eng verbunden fühlenden Individuen auftritt, welche sich als Teil eines Kollektivs (oder mehrerer Kollektive) verstehen (Familie, Verwandtschaft, Peergroup, Sprache, Nation etc.). In ihm wird die Verbundenheit mit den Mitgliedern dieses Kollektivs betont. Die einzelnen Handlungen sind vorrangig an den Normen und Pflichten dieses Kollektivs ausgerichtet, wobei die Ziele des Kollektivs über die persönlichen Interessen gestellt werden. Hingegen kann Individualismus als ein soziales Muster verstanden werden, das bei Individuen auftritt, welchen die unabhängige Autonomie wichtig ist. Das persönliche Interesse eigener Selbstverwirklichung wird den Normen des Kollektivs vorgezogen. Bei Interessenkonflikten wird nachdrücklich betont, die persönlich vorhandenen Vorlieben, Bedürfnisse, Rechte und Vereinbarungen durch rationale Analyse mit einzubeziehen und diese gewichtig zu berücksichtigen.

Überspitzt gesagt, wird beim Individualismus die Entwicklung von persönlichen Interessen und von Selbstständigkeit gefördert, während beim Kollektivismus zu Respekt und Anpassung erzogen wird. Fürchten Individualisten Schuld und Verlust der Selbstachtung, wird bei Kollektivismus

ten Schande und Verlust der Ehre der Gruppe gefürchtet. Legt der Kollektivismus beim Lernen der Kinder Wert auf Nachahmung, steht beim Individualismus die Erklärung im Vordergrund. Wird beim Kollektivismus die Gruppenmeinung, das gemeinsame Zusammenleben von jungen und alten Menschen gefördert und zur Verantwortung für das Kollektiv erzogen, so wird beim Individualismus die Entwicklung eigener Meinungen, sowie die Trennung der (Lebens-)Räume für Kinder und Erwachsene gefördert und zur Selbständigkeit erzogen. Finden beim Individualismus Auseinandersetzungen statt, wird beim Kollektivismus Harmonie gewahrt und haben Ausgleich und Konsensfindung gegenüber Mehrheitsfindung oder Abstimmung Vorrang. Haben beim Individualismus Aufgaben Vorrang vor Beziehungen, ist es beim Kollektivismus umgekehrt. Wird im Individualismus betont, dass Leistung Zugänge schafft und Problemlösungen auf der Sachebene zu finden sind, verschaffen beim Kollektivismus die Beziehungen Zugänge und bei Problemlösung wird nach den entscheidenden Personen gesucht.

Wichtig ist den Workshopleiterinnen zu betonen, dass es nicht darum geht, eines der Modelle als das bessere oder schlechtere auszuzeichnen, sondern im Sinne der Transkulturalität zu durchschauen, dass diese Modelle (meist als Mischformen) wirken. Das Erkennen dieser andersgearteten Lebenshaltungen ermöglicht es, Verstehen zu fördern und kann in der Arbeit ein wesentlicher Unterstützungsfaktor sein.

Als Literaturtipp wird das Buch „Transkulturelle Kompetenz“ (Domenig, 2007) empfohlen. Darin werden wesentliche Begriffe erläutert und ein Modell von drei überschneidenden Bereichen „Hintergrundwissen und Erfahrung“, „narrative Empathie“ sowie „Selbstreflexion“ entwickelt, aus deren Überschneidungen sich der Bereich der Interaktion ergibt.

Es wird betont, dass die Qualifizierung von Fachpersonen und Institutionen für transkulturelle Kompetenz wesentlich ist, um die große gesellschaftliche Herausforderung nach Chancengerechtigkeit zu meistern. Denn transkulturell kompetente Fachpersonen behandeln MigrantInnen ihren Bedürfnissen angepasst respektvoll und setzen sich für die Chancengerechtigkeit ein.

Workshop in Kleingruppen

Im Anschluss an diesen gut eine Stunde dauernden, sehr

dichten und höchst komplexen kulturtheoretischen Input, finden sich die TeilnehmerInnen in Kleingruppen von etwa fünf Personen zusammen. Die Aufgabe lautet, innerhalb einer Stunde gemeinsam spezifische Beispiele aus der Praxis von erlebten Fällen und Situationen zu reflektieren, in denen es zu Schwierigkeiten im Umgang mit Familien mit Migrationshintergrund gekommen ist. Diese Fälle sollen anhand von Fragen angeschaut und analysiert werden:

- Was muss ich wissen, um die Situation besser betrachten zu können?
- Welche Machtverhältnisse wirken in diesem Fall?
- Welche Wertvorstellungen von mir werden durch diesen Fall berührt?
- In welchen Machtverhältnissen befinde ich mich?
- Wo und wann ist es für mich schwierig, zuzuhören?
- Wo und wann tritt Wertschätzung in den Hintergrund?

Aus diesen Beispielen soll dann eines ausgewählt werden, um es im Anschluss der gesamten Gruppe zu präsentieren. In der Großgruppe sollte dann eines dieser Kleingruppen-Beispiele ausgesucht werden, um es noch etwas genauer anzusehen. In der verbleibenden halben Stunde sollten Fragen bearbeitet werden können, die offen geblieben sind: Wobei bin ich mir unsicher? Worin kenne ich mich nicht aus? Wo weiß ich nicht, wie ich reagieren soll?

Die Gespräche in den Kleingruppen bringen vielfach Schwierigkeiten in der Sozialen Arbeit mit Familien dieser Zielgruppe zur Sprache, oft ohne hervortreten zu lassen, worin überhaupt etwas Migrationsspezifisches vorliegt. Diese Fälle zeigen sich oft als vielschichtige Angelegenheiten, in denen sich die sozialen Lebenswelten als derart komplex darstellen, sodass in der Analyse manchmal nicht einmal bis zum Fokus „familienstärkend“ vorgedrungen werden konnte. Die verbleibende Zeit reichte weder, um den gestellten Fragen nachgehen zu können, noch um zu einem tiefer gehenden Austausch zu gelangen, nicht einmal immer dazu, einen gemeinsamen Fall auszuwählen.

Workshop in der großen Gruppe

In der Großgruppe wieder zusammengelassen, werden rasch die Beispielfälle der Kleingruppen zusammengetragen. Eines der Beispiele befasste sich mit dem konkreten Arbeitsauftrag, in einem großen Familiensystem, in dem ständig viele Verwandte präsent sind und Unruhe herrscht, eines der Kinder zu stärken. Dieses soll zur Selbstorganisation befähigt werden und nicht in der Familie „untergehen“. Hier besteht eine Unsicherheit darin, wie in der Familie damit umzugehen ist, weil bei der Arbeit mit diesem Kind immer auch die anderen Kinder vor Ort ebenso betroffen sind. Unklar ist, inwieweit es kulturell zulässig oder unzulässig ist, auch diese anderen Kinder mit in die Arbeit einzubeziehen. Ein anderes Beispiel, in dem es um Kinderschutz geht, thematisiert die unterschiedli-

chen Vorstellungen, was einem Kind gut tun würde. Ein Roma-Kind fühlt sich in der Schule nicht wohl. Der Vater trifft die Entscheidung, dass das Kind deswegen nicht in die Schule zu gehen brauche. Dieser familiäre Wert, seinem Kind Leid zu ersparen, steht im Konflikt zum Gesetz, demzufolge die Schulpflicht zu erfüllen ist. Ein dritter Themenkomplex bringt den hochsensiblen Bereich der Sexualität zu Sprache. Diese Beispiele werden nur mehr ganz kurz angerissen, ohne dass Zeit für weitere Diskussionen, Antworten, Anregungen oder offenen Fragen bleibt.

Die Workshopleiterinnen verweisen ein weiteres Mal auf die genannten Kategorien transkultureller Arbeit: Es gilt zu bedenken, dass Unsicherheit im eigenen Auftreten und die Kulturalisierung von Problemen leicht dazu führen können, bestimmte Missstände entweder auszublenden oder aber über sie hinwegzusehen. Dadurch geschieht es bei Familien mit Migrationshintergrund leicht, andere Beurteilungsmaßstäbe anzusetzen, als es in anderen Familien ohne Migrationsgeschichte der Fall wäre. SozialarbeiterInnen sind stets RepräsentantInnen des Systems und geraten damit unweigerlich ins Spannungsverhältnis der Machtverhältnisse. Bei Verunsicherung kann Halt im konkreten Arbeitsauftrag gefunden werden. Als klare RepräsentantInnen des österreichischen Sozial- und Rechtssystems kann über die Verbote und Verpflichtungen sachlich aufgeklärt werden.

Abschlussrunde

In der Abschlussrunde wird bedauert, dass im Workshop für eine eingehende Behandlung dieser brisanten Themen viel zu wenig Zeit war. Es wird festgestellt, dass der Schwerpunkt der familienstärkenden Arbeit mit den Eltern und relevanten Bezugspersonen etwas aus dem Blickfeld gerückt ist. Es wäre begrüßt worden, wenn der Fokus des Workshops weniger stark auf die kulturtheoretische Metaebene gelegt worden wäre, damit mehr Handlungsanleitungen für den praktischen Umgang in Familien besprochen hätten werden können. Es wird festgestellt, dass der transkulturelle Arbeitsansatz insbesondere für das Coaching oder die Supervision – aber auch für Fortbildungen und Tagungen bedeutsam ist. Er bietet eine Möglichkeit, die eigene Tätigkeit zu reflektieren, wenn man nicht mehr direkt in einer angespannten KlientInnen-Situation steht. Es ist klar geworden, dass in der Arbeit mit Familien mit Migrationshintergrund stets ein „zusätzlicher Faktor“ zu den sozialen Problemen mit im Spiel ist, der bei der Arbeit mit Familien ohne Migrationserfahrungen nicht zum Tragen kommt. Dennoch bleibt es unklar, wann und wofür es überhaupt relevant ist, diese Kategorie „Migrationshintergrund“ zu benennen. Der abgelaufene Workshop wird als fruchtbar, produktiv und einsichtsreich beschrieben sowie die Ausführungen zur transkulturellen Arbeit mit Familien als gute Auffrischung. Es wird ein großer Bedarf an Workshops festgestellt, in denen dieses Thema der Arbeit mit Familien mit Migrationshintergrund künftig noch vertieft werden kann.

IMPRESSIONEN





FAMILIENDYNAMIK HAUTNAH.

Methoden und Interventionen – erarbeitet im Stegreiftheater zum Anfassen.

” Wenn Sie genau die Lösung für die KlientInnen haben, dann nehmen Sie ein Aspirin und setzen Sie sich in die Ecke!“ (Steve de Shazer). Dieses Zitat bringt die Quintessenz des Workshops der beiden Familienberater gut auf den Punkt. Oftmals neigen BeraterInnen nämlich dazu, schnell für sie passende Lösungen zu finden, die aber von den Familien nicht angenommen werden können, weil es nicht ihre eigenen Lösungen sind.

Im Feld der Beratung von Familiensystemen tauchen immer wieder Situationen auf, in denen viel Kreativität und Methodenreichtum von den Fachkräften gefragt ist. In diesem Workshop wurde eine konkrete Beratungssituation von Familien im Stegreiftheater durchgespielt. Dabei wollten Ruetz und Wehle von der Ambulanten Familienarbeit Tirol (AFA) gemeinsam mit den TeilnehmerInnen bewährte und innovative Interventionsformen sowie Methoden vorstellen und sammeln. Einzelne davon konnten ausprobiert und aus verschiedenen Perspektiven diskutiert werden. Damit sollte, basierend auf Erfahrungen aus der Praxis, ein erweiterter Methodenpool erarbeitet werden.

Einstieg ins Spielen: Aktivierungsübung

Als Einstieg ins Stegreiftheater wurde gemeinsam mit den TeilnehmerInnen ein Aktivierungsspiel gestartet. Die TeilnehmerInnen standen im Kreis und Ruetz begann mit dem Satz: „Eine vierköpfige Familie ist im Schiurlaub in Mayrhofen beim Essen, doch dann kommt alles ganz anders ...“. Indem jede/r TeilnehmerIn die Geschichte mit einem Satz weitererzählte, gelang mit dem Spiel ein lockerer Einstieg ins Thema Familiendynamik.

Das Stegreiftheater macht die Familiendynamik begreifbar

Bevor die TeilnehmerInnen mit dem Rollenspiel starteten, wurde die Situation und die Rollen beschrieben: Es handelt sich um eine fiktive vierköpfige Familie mit den zwei Söhnen Lukas (14) und Kevin (10). Der Vater Peter (36) und die Mutter Martina (32) leben schon länger getrennt. Die beiden haben gemeinsam die Obsorge. Die Kinder leben bei der Mutter und haben sporadischen Kontakt zum Vater. Der ältere Sohn Lukas (14) fehlt oft in der Schule. Die Schule äußerte den Verdacht der Somatisierung. Zum jüngeren Sohn Kevin (10) liegen keine besonderen Informationen vor. Die Kennenlern- und Orientierungsphase der AFA ist schon abgeschlossen. In der Zusammenarbeit

mit der AFA gibt sich Peter kooperativ, aber bei der Umsetzung der Vereinbarungen ist er inkonsequent. Martina ist der Betreuung durch die AFA hingegen eher skeptisch eingestellt. Sie meint, es gäbe ja schlimmere Fälle, um die sich die AFA kümmern solle.

Vor kurzem hat es einen Vorfall gegeben, den die AFA durch Anrufe der Mutter und der zuständigen Kinder- und Jugendhilfe mitbekommen hat: Lukas ist plötzlich zu seinem Vater gezogen. Die Mutter ist darüber empört.

In einer fiktiven Teamsitzung wurde von den TeilnehmerInnen das Familiengespräch, das aufgrund des Umzuges von Lukas zu seinem Vater geplant wurde, vorbereitet. Dabei brachten die TeilnehmerInnen ein, dass es ihnen wichtig sei, möglichst präzise Fragen zu formulieren bzw. die Informationen, die die BeraterInnen bekommen sollten, möglichst genau zu umreißen:

- Jeder der vier Beteiligten soll die Möglichkeit haben, seine/ihre Sicht der Dinge zu erklären und seine/ihre Wünsche zu artikulieren.
- Jede/r der Beteiligten soll die Möglichkeit haben, seine/ihre Sicht des Vorfalles, sprich des Umzuges von Lukas zum Vater, zu schildern.
- Was ist bisher nicht so gut gelaufen?
- Was kann/soll sich ändern?
- Lukas soll gefragt werden, was er an seinem Vater schätzt und was er an ihm am liebsten hat.
- Mögliche Dynamiken oder Konflikte sollen mitgedacht werden.
- Gibt es überhaupt ein Problem, oder sind alle mit der neuen Situation zufrieden?
- Lukas soll gefragt werden, ob es ihm bei seinem Vater jetzt gut geht.
- Es soll überlegt werden, bei welchen Themen es Sinn macht, mit den Kindern alleine zu sprechen.
- Teilen die Eltern die Beobachtungen der Schule?
- Die Erwartungen der BetreuerInnen sollen geklärt sein: Was soll oder was soll beim Gespräch nicht herauskommen?

Danach ging es für die TeilnehmerInnen los: Nachdem sie die Rollen eingenommen hatten, wurde im Stegreiftheater sehr schnell die enorme Dynamik, die in Familienberatungssituationen entstehen kann, spürbar. Der Vater und Lukas bildeten eine Front auf der einen, die Mutter und Kevin auf der anderen Seite. Dazwischen standen die BeraterInnen, die teilweise unterschiedliche Strategien verfolgten und oftmals zu schnell eine für sie passende



WORKSHOPLEITUNG:
STEFAN RUETZ UND CHRISTOF WEHLE

TEXT: THOMAS BUCHNER

Lösung parat hatten. Typische Situationen, wie sie im Kontext der Familienberatung immer wieder auftreten. Da die Rolle der BeraterInnen „offen“ gehalten wurde, d. h. TeilnehmerInnen konnten während des Rollenspiels aus dieser Rolle gehen und andere in die Rolle der BeraterInnen schlüpfen, konnten unterschiedlichste Methoden und Zugänge ausprobiert werden.

Wie haben die Rollen auf die TeilnehmerInnen gewirkt? Wie ist es ihnen dabei ergangen?

Nach dem Rollenspiel berichteten die TeilnehmerInnen, die die Familienmitglieder spielten, wie die Rollen auf sie wirkten:

Der Vater verspürte ein Gefühl des Triumphes, weil Lukas zu ihm gezogen war. Sein Plan war auch, Kevin zu ihm zu locken, um der Mutter „eins auszuwischen“. Als die BeraterInnen mit den beiden Söhnen alleine sprachen, war das Gefühl des Triumphes bei ihm aber wieder weg. Der Teilnehmer, der den Vater spielte und auch selbst in der Beratung tätig ist, berichtete auch, dass es für ihn äußerst interessant war, einmal die Seite zu wechseln und selbst beraten zu werden.

Lukas erlebte Desinteresse, er fragte sich: „Was soll ich hier tun?“ Je mehr der Fokus auf ihn gerichtet war, umso mehr Druck verspürte er. Er wollte gerne etwas erfinden, damit ihn die BeraterInnen in Ruhe lassen würden und er die Situation verlassen könnte. Außerdem fühlte er sich hin- und hergerissen zwischen Mutter und Vater.

Kevin hatte Angst etwas Falsches zu sagen. Er vermisste seinen Vater und seinen Bruder, wollte aber auch seine Mutter nicht verletzen. Auch als die BeraterInnen mit ihm und seinem Bruder alleine redeten, änderte sich an seiner Sichtweise nichts.

Die Mutter verspürte große Angst, dass auch der zweite Sohn zum Vater ziehen will. Sie meinte aber auch, dass Lukas schon noch draufkommen werde, dass es ihm bei ihr besser gehen würde. Die BeraterInnen gingen ihr „auf die Nerven“ und sie ließ sie nicht an sich heran.

Nach dem Stegreiftheater diskutierten die TeilnehmerInnen im Plenum darüber, was in der Beratungssituation gut und was weniger gut gelaufen war. Folgende zentrale Punkte wurden dabei von den TeilnehmerInnen des Workshops eingebracht:

- Die BeraterInnen waren zeitweise so auf die Lösungssuche konzentriert, dass die Familie nicht mehr mitgestalten konnte.
- Die BeraterInnen fühlten sich ohnmächtig, weil alle durcheinander redeten. Dadurch kam es zur Idee, ein Gespräch ohne die Eltern zu führen. Diese Intervention wurde im Plenum kontrovers diskutiert. Ein Argument dafür wurde von einer Teilnehmerin eingebracht: Wenn man mit den Kindern alleine spricht, könne die Position der Kinder im Sinne der Partizipation besser erörtert werden. Eventuell könne währenddessen ein/e BeraterIn bei den Eltern bleiben und die Sichtweisen danach gemeinsam zusammengetragen werden.
- Der wirkliche Hergang und die Gründe für den Umzug von Lukas blieben nebulös. Auch Lukas selbst konnte die Gründe dafür nicht benennen. Eventuell hätte ein gemeinsames Rätseln mit den Familienmitgliedern geholfen, die Situation mehr zu erhellen.
- Die Abstimmung zwischen den BeraterInnen wurde als schwierig empfunden – mit dem Nachsatz, dass es für ein produktives Co-Setting auch in der Praxis viel Erfahrung und fachliche Auseinandersetzung brauche, um als eingespieltes Team auftreten zu können.
- Dass alle Familienmitglieder erschienen sind, wurde als positiv empfunden und als grundsätzliche Kooperationsbereitschaft gedeutet.

Zusammenschau der Methoden/Haltungen

In einem weiteren Schritt versuchten Ruetz und Wehle – in Diskussion mit den TeilnehmerInnen – Methoden und beraterische Haltungen zu sammeln, welche entweder im Stegreiftheater zur Anwendung kamen – oder sich gut geeignet hätten – und für beratende Tätigkeiten von Bedeutung sind:

- **Reframing**
Dabei ist gemeint, einer Situation einen neuen Kontext zu geben. In diesem Fall versuchten die BeraterInnen, die Sichtweise von Lukas auf das Verhalten

- der Mutter (aus Lukas' Sicht übermäßige Kontrolle) in die Richtung zu ändern, dass das Verhalten der Mutter auch Ausdruck großer Sorge um ihren Sohn ist.
- **Gute Abstimmung der BeraterInnen**
Teilweise waren die Handlungen der BeraterInnen nicht aufeinander abgestimmt, was auch aus der Praxis bekannt ist. Gutes Absprechen vor Beratungsgesprächen kann hier Abhilfe schaffen. Auch im Stegreiftheater wurde diese Problematik sichtbar, denn teilweise verfolgten die BeraterInnen unterschiedliche Strategien, wenn es um die gemeinsame Lösungssuche ging.
 - **Sitzordnung**
Im Stegreiftheater wurde die Sitzordnung von der Familie frei gewählt und damit nicht vorgegeben. Lukas saß bei seinem Vater und Kevin bei seiner Mutter. In der Diskussion kam die Idee auf, man hätte als BeraterIn auch die Sitzordnung vorgeben und zum Beispiel die Geschwister zusammensetzen können. Es wurde erörtert, dass man sich dabei vorher klar bewusst machen sollte, welche Auswirkungen eine Veränderung der Sitzordnung durch die BeraterInnen haben kann. Es handelt sich dabei um ein gezieltes, interventives Eingreifen. Es muss daher überlegt werden, ob eine solche Intervention in der jeweiligen Situation gewollt ist oder vielleicht auch bewusst unterlassen werden soll.
 - **Stop/Cut und Reflecting Team**
Nimmt die Verwirrung überhand, wenn beispielsweise alle durcheinander sprechen, dann kann die Situation durch den/die BeraterIn unterbrochen werden. Dadurch entsteht für die BeraterInnen Zeit und Raum, sich über die Situation zu beraten. Bei eingespielten BeraterInnen-Paaren kann auch vor der Familie über die Situation reflektiert werden. Meist löst es bei den Familienmitgliedern großes Interesse aus, die Meinungen und Einschätzungen der ExpertInnen zu hören. Auch wird eventuell angesprochenes Fehlverhalten nicht als direkter Angriff erlebt und kann besser aufgenommen werden, da es sich um Hypothesen der Fachleute handelt.
 - **Dem Kind Alternativen bieten = möglicherweise zu weit vorausgedacht**
Wie auch schon eingangs erwähnt besteht die Gefahr, zu schnell zu einfache Lösungen parat zu haben, die von der Familie nicht angenommen werden können, weil es nicht ihre selbst entwickelten Lösungen sind. Im Stegreiftheater wurde von einer Beraterin vorgeschlagen, dass Lukas teilweise beim Vater und teilweise bei der Mutter wohnen soll. Bevor zu schnell Lösungen präsentiert werden, haben laut Ruetz und Wehle immer Priorität, die Situation zu deeskalieren, die Verhärtung aufzuweichen und den Dialog zu fördern.
 - **Paraphrasieren**
Hier ist gemeint, dass der/die BeraterIn die Position seines/ihrer Gegenübers einnimmt und dessen/deren Gefühle und Inhalte in seinen eigenen Worten sinngemäß wiederholt, damit alle das Gleiche verstehen. Dadurch kann der Ablauf von Aktion und Reaktion unterbrochen werden, die Inhalte werden versachlicht und die Gesprächsdynamik beruhigt. Es kann wieder mehr Klarheit und Struktur geschaffen und die Emotionalität der einzelnen GesprächsteilnehmerInnen gedrosselt werden.
 - **Abschlussrunde**
In einer Abschlussrunde kann jede/r noch einmal zu Wort kommen und seine/ihre Befindlichkeiten auf den Tisch legen. Mit dieser einfachen Methode kann auch schwierigen, chaotischen Gesprächen ein runder Abschluss gegeben werden.
 - **Rollentausch**
Hier ist gemeint, dass die Klienten die Rollen tauschen. Im Rollenspiel hätte etwa Lukas mit seiner Mutter die Rolle tauschen können, um ihre Sichtweise besser verstehen zu können. Diese Methode wurde im Stegreiftheater nicht angewandt, hätte aber durchaus zielführend sein können.
- Ein zusätzliches Modell
für komplexe Beratungssituationen
- Zum Abschluss des Workshops stellten Ruetz und Wehle ein Modell vor, wie vermeintlich Defizitäres auch als Ressource in komplexen Beratungssituationen nützlich sein könnte. Das Modell heißt „Die ungewöhnlichen Helfer“ und stammt von Martin Gössler (www.vielfarben.at).
- **Hilflosigkeit und Verwirrung**
Der/die BeraterIn kann ganz bewusst der Familie seine/ihre Hilflosigkeit zur Verfügung stellen, z. B. „Ich kenne mich jetzt nicht mehr aus, kann mir das bitte jemand erklären?“ Dies nimmt oft die Emotionalität heraus und bringt ein Gespräch wieder vermehrt zum Fließen.
Auch das „sich Wundern“ kann hilfreich sein, z. B. mit der Frage: „Wie seid ihr dann damit umgegangen?“ Damit kann man die KlientInnen wieder in die Befähigung bringen und sie aktivieren. Im Rollenspiel tendierten die TeilnehmerInnen dazu, sehr schnell eine Lösung zu präsentieren. Dabei besteht die Gefahr, dass das Gegenüber oft schnell in die Reaktanz geht und den Vorschlag ablehnt (z. B. „Das funktioniert bei uns sowieso nicht.“).

- **Ambivalenztauglichkeit und Ambiguitätstoleranz**
Widersprüche sind vorhanden und sollten toleriert bzw. ausgehalten werden und, wenn möglich, in den Beratungsprozess integriert werden – etwa durch Fragen wie „Was ist das Gute im Schlechten?“ und umgekehrt.
- **Mut zu Fehlern und zum Scheitern**
Dieser Punkt beinhaltet, dass auch BeraterInnen Neues ausprobieren sollen, da das auch von den KlientInnen abverlangt wird. Außerdem wirkt der/die BeraterIn dadurch meist nicht so abgehoben und „menschlicher“.
- **Achtsamkeit**
Man soll in der Beratungssituation im „Hier und Jetzt“ bleiben. Das Vergangene wirkt zwar in die Gegenwart, muss aber nicht immer wieder neu ausgegraben werden.
- **Ressourcenorientierung**
Die Frage nach und die Orientierung an Ressourcen und positiven Entwicklungen sollte im Beratungsprozess im Vordergrund stehen.

Laut Gössler, der in seinem Modell auch Ideen anderer Autoren miteinfließen ließ, ist diese Aufzählung von „ungewöhnlichen Helfern“ noch erweiterungsfähig.

Ruetz und Wehle beendeten den Workshop mit folgendem Abschlusszitat:

„WENN DAS DIE LÖSUNG SEIN SOLLTE,
MÖCHTE ICH WIEDER MEIN PROBLEM ZURÜCK!“





„TAG UND NACHT UND AUCH IM SOMMER.“

Familienunterstützende Kinder- und Jugendhilfe im Rahmen von Tagesgruppen.

Einführung

Elizabeth Baum-Breuer, die Direktorin des Landesjugendheimes Pottenstein, begrüßte die TeilnehmerInnen und betonte, dass die Einladung, diesen Workshop zu leiten, als Wertschätzung von außerhalb wahrgenommen und begrüßt wurde. Doris Müller, pädagogische Leiterin und stellvertretende Direktorin, erläuterte kurz den geplanten Ablauf. Zur Einstimmung wurde eine Vorstellungsrunde vorgeschlagen, mit der Bitte, auch die Motive der Teilnahme zu benennen. Die rund 20 TeilnehmerInnen kamen aus unterschiedlichen Fachrichtungen, meist jedoch aus der praktischen Arbeit der ambulanten Familienarbeit. Auch etliche TeilnehmerInnen in Leitungspositionen verschiedener Disziplinen waren anwesend und betonten ihre Neugier an diesem Konzept und den Wunsch, einen Blick über den Tellerrand zu werfen. Der Verlauf des Workshops war weniger durch Diskussionen bestimmt, sondern mehr durch punktuelle Nachfragen der TeilnehmerInnen, deren Inhalte im Text aufgearbeitet sind.

Vorstellung Landesjugendheim Pottenstein und Willkommenskultur

Das Landesjugendheim Pottenstein bietet mittelfristige Unterbringung im Bereich der Familienergänzung. Das Haupteinzugsgebiet ist das südliche Niederösterreich. Zum nahe gelegenen SOS-Kinderdorf in der Hinterbrühl besteht eine gute Kooperation. Pottenstein hat drei Standbeine:

- Maßnahmen der Kinder- und Jugendhilfe,
- AMS-Berufsvorbereitungskurse die im Haus angeboten werden und
- Arbeit mit Menschen mit besonderen Bedürfnissen zwischen 16 und 24 Jahren.

Diese „gesunde Durchmischung der Tätigkeitsfelder“ (nicht jedoch der Gruppen) erweist sich als Vorteil insofern, als die Stigmatisierung als Kinderheim reduziert wird, Mauern zwischen verschiedenen Familien aufbrechen, MitarbeiterInnen sensibilisiert werden und Eltern aus dem Kinder- und Jugendhilfe-Kontext eine Aufwertung erfahren.

Derzeit werden in Pottenstein 75 Kinder und Jugendliche mit elf Nationalitäten im Alter zwischen 6 und 24 Jahren rund um die Uhr betreut. In der teilstationären Tagesgruppe als Maßnahme der Kinder- und Jugendhilfe sind derzeit 25 Kinder und Jugendliche. Durch die Etablierung

der aufsuchenden Elternarbeit konnten aus drei stationären Gruppen zwei und aus zwei teilstationären Gruppen drei gemacht werden.

Im Sinne einer Willkommenskultur betreibt Pottenstein drei Öffentlichkeitsprojekte, die unter anderem den Zweck verfolgen, Eltern der Kinder und Jugendlichen, SystempartnerInnen, Ehemalige aber auch interessierte Menschen der Umgebung zu animieren, die Einrichtung in Pottenstein zu besuchen:

Seit vier Jahren gibt es ein Terrassen-Cafe, immer mittwochs und betrieben von den älteren Mädchen in den AMS-Vorbereitungskursen. Das Cafe ist öffentlich zugänglich und wird besonders gerne von den Eltern der Kinder und Jugendlichen, aber mittlerweile auch von SystempartnerInnen, KollegInnen oder Ehemaligen genutzt.

Pottenstein bietet auch eine „Best-Hand-Boutique“, ein kleines Geschäft, ebenfalls betrieben von den Mädchen der AMS-Berufsvorbereitungskurse. Dort kann Markenkleidung zu einem Bruchteil der Kosten im regulären Handel erworben werden.

Schließlich gibt es noch einen Lern- und Lehrgarten, in dem auch Obst und Gemüse angebaut und verarbeitet wird.

Über die Tagesgruppe

Die Erfahrungen der letzten Jahre haben gezeigt, dass trotz stationärer Unterbringung Auffälligkeiten und Bedürfnisse der Kinder zunehmen, wenn Eltern ausgeklammert werden. Pottenstein war eine der ersten Einrichtungen in Niederösterreich die begonnen hat, systematisch Elternarbeit zu betreiben. Dies war für eine große öffentliche Einrichtung ein revolutionärer Schritt. Die Tagesgruppe als teilstationäres Angebot und rechtlich der Unterstützung der Erziehung zugeordnet, ist ein Pilotprojekt.

Aufsuchende Elternarbeit und Haltungen

Während der teilstationären Maßnahme in der Tagesgruppe wird zugleich mit den Familien ambulant gearbeitet, um letztlich eine „Rückführung“ zu erreichen bzw. stationäre Fremdunterbringung im Sinne voller Erziehung zu verhindern. Die Etablierung aufsuchender Elternarbeit war ein schwieriger Prozess, vor allem was die Veränderung der Haltungen der MitarbeiterInnen betraf. Sozial-



WORKSHOPLEITUNG:
ELIZABETH BAUM-BREUER
UND DORIS MÜLLER

TEXT: WOLFGANG HAGLEITNER

pädagogInnen agieren vor dem Hintergrund ihrer Rollen und richten ihren Fokus in erster Linie auf das Kind, seine Bedürfnisse, seinen Schutz und seine Entwicklung. Um also eine Vermischung von Interessen zu vermeiden, wird Elternarbeit zwar von SozialpädagogInnen geleistet, aber nicht von denselben, die mit den Kindern arbeiten. Auch das Bild von Familie war Veränderungen unterworfen. Die Erkenntnis, dass es keine „richtige“ Familie gibt, half am eigenen Familienbild zu arbeiten und keine unrealistischen Erwartungen zu kultivieren. Damit gelingt es auch leichter, in der Arbeit mit Multiproblemfamilien nicht zu verzweifeln und Familien in ihren Situationen zu respektieren. Die Kinder einer Familie werden als die eigentlichen Auftraggeber betrachtet, unabhängig ob es sich um ambulante oder (teil)stationäre Maßnahmen handelt. Als wichtig erwies sich dabei

- Kindern zu helfen ihre Wünsche zu formulieren und ihnen zu gestatten, ja sie zu unterstützen, ihr eigenes Bild von ihren Eltern und ihrer Familie zu behalten, denn dies wollen Kinder um jeden Preis.

In der teilstationären Betreuung sind die Kinder von Montag bis Freitag in Betreuung, abends und am Wochenende sind sie zuhause. Die Eltern sind verpflichtet an Elternarbeit teilzunehmen, hier ist durchaus von einem Zwangskontext zu sprechen. Dazu gibt es klare Vereinbarungen mit der Kinder- und Jugendhilfe als Auftragsgeberin. Die Ziele der Elternarbeit werden gemeinsam mit den Eltern definiert. Kommt es zu einer „Rückführung“ der Kinder, werden die Familien im Rahmen der aufsuchenden Elternarbeit noch ein halbes Jahr begleitet, im Bedarfsfall auch länger.

Methoden in den teilstationären Tagesgruppen

Ähnlich wie in anderen Formen der Familienhilfe und angelehnt an die Familiendiagnostik werden Potential- und Ressourcenanalysen durchgeführt. Zusammen mit PsychologInnen kommen auch Mehr-Generationen-Genogramme zur Anwendung, dabei ist immer wieder zu beobachten, dass sich Heimaufenthalte über die Generationen wiederholen. Darüber hinaus wird mit Netzwerkkarten gearbeitet und mit den Kindern Biographiearbeit geleistet. Auf die Netzwerkkarten, die Potentialanalyse und auf Biographiearbeit wurde näher eingegangen:

- Die Potential- und Ressourcenanalyse beginnt auf einer niedrigeren Schwelle und gliedert sich im Wesentlichen in drei Themen:

- die Sozialressourcen des Kindes,
- persönliche Ressourcen des Kindes und
- Fähigkeiten des Familiensystems.

Im Rahmen wöchentlicher Teamsitzungen wird danach gefragt: „Was kann die Familie?“. Antworten auf diese Frage könnten etwa sein, dass die Mutter ihr Kind am besten kennt. Wenn die Mutter spürt, dass sie als Expertin für ihr Kind erkannt und wertgeschätzt wird, fördert dies die Bereitschaft der Zusammenarbeit. Potentiale und Ressourcen dieser Art werden gesammelt und mit der Familie besprochen. Diese Vorgehensweise hilft, defizitorientierte Blickweisen zu vermeiden. Wenn es sich um sehr herausfordernde Familien handelt, ist es allerdings nicht immer leicht, einen positiven Blickwinkel über längere Zeit aufrechtzuhalten. Anhand von Fallbeispielen, die Workshop-TeilnehmerInnen ad hoc zur Verfügung stellten, wurden vier Gruppen gebildet, mit dem Auftrag, für jeden „Fall“ eine Potentialanalyse zu versuchen, um ein Gefühl dafür zu entwickeln, wie man damit arbeiten kann. In den meisten Fällen – so die Rückmeldungen im Plenum – wurde das Aufspüren von Ressourcen als durchaus möglich erlebt. Lediglich bei einem Fall – es handelte sich um eine Familie mit asiatischem Hintergrund – stieß die Gruppe an die Grenzen der Familienarbeit. Hier wurde die Notwendigkeit betont, kulturelle Gepflogenheiten in der Arbeit mit Familien aus anderen Kulturkreisen zu berücksichtigen, was wiederum spezifisches Wissen voraussetzt. Zu diesem Thema gab es im Übrigen einen eigenen Workshop „Transkulturelle Arbeit mit Familien“, geleitet von Derya Kortuglu und Silvia Ortner.

- Pottenstein arbeitet seit vier Jahren mit Biographiearbeit, zuerst nur im stationären, mittlerweile aber auch im teilstationären Bereich. Aufbauend auf der Arbeit von Edith Engelhart-Haselwanter wurde ein eigenes Lebensbuch für Pottenstein entwickelt. Biographiearbeit ist vor allem für Kinder mit vielen Brüchen gedacht und für solche, bei denen Teile ihrer Geschichte verlorengegangen sind. Sie ist mitunter langsam und zeitintensiv, bietet aber die Chance, Teile der Geschichte des Kindes zusammen mit dem Kind zu rekonstruieren. Die Möglichkeiten der Biographiearbeit sind vielfältig, es kann z. B. mit SozialarbeiterInnen gearbeitet werden oder es können Orte/Plätze besucht werden, an denen Kinder Teile ihrer Kindheit verbracht haben. Biographiearbeit eignet sich auch gut dazu, die Eltern als Träger von Schlüsselinformationen einzubinden und wertzuschätzen. Welche Person auch immer mit dem Kind arbeitet, sie muss verlässlich sein, sich für diese Arbeit interessieren und sie auch zu Ende füh-

ren. Die Arbeit verlangt Kontinuität aber nicht unbedingt Regelmäßigkeit und sie ist eher Kalt-/Schlechtwetterprogramm. In bestimmten Fällen wird Rat oder Hilfe von PsychologInnen oder TherapeutInnen angefordert. Nicht zwingend muss am Lebensbeginn eines Kindes angesetzt werden, als Referenzpunkt kann beispielsweise der Beginn der Fremdunterbringung dienen. Das Lebensbuch als Produkt der Biographiearbeit (meist eine Ringmappe, die laufend ergänzt werden kann) gehört den Kindern und wird ihnen mitgegeben, wenn sie die Einrichtung verlassen.

- Netzwerkkarten, entwickelt von Peter Pantucek, sind ein schneller einfacher und nützlicher Weg, Netzwerke und allfällige Lücken sichtbar zu machen. Netzwerkkarten gleichen einem Spinnennetz, in der Mitte ist immer der/die KlientIn. Das Netzwerk ist in vier Bereiche geteilt: die Familie, das professionelles Hilfesystem, Beruf/Schule und der Freundeskreis. Von der Mitte, also von der/dem KlientIn aus, beginnt man, Kontakte zu zeichnen. Auch Kontakte zwischen Kontakten werden sichtbar gemacht, je dichter das Netz, desto besser für das Kind bzw. die Familie. Netzwerkkarten sind auch eine gute Möglichkeit mit Familien zu arbeiten und

– sichtbar zu machen, ob und wie gut sie vernetzt sind und –gemeinsam Lösungen zu erarbeiten, wie tragfähige Netzwerke geschaffen werden können.

Da Zuständigkeiten häufig wechseln oder Personal bei Trägern oder Ämtern rasch fluktuiert, sind Netzwerkkarten eine gute Möglichkeit, sich schnell einen Überblick über die Netzwerke der KlientInnen zu verschaffen.

Mit den Eltern, aber auch mit weiteren Familienmitgliedern oder LehrerInnen bzw. Lehrherren, werden Gespräche geführt. Alle drei Monate werden die Eltern zum Elternkaffee eingeladen. Im Unterschied zum oben erwähnten Terrassen-Cafe ist dieses Forum den Eltern für einen Austausch untereinander und mit den BetreuerInnen der Tagesgruppen vorbehalten. Zur Arbeit der SozialpädagogInnen in der aufsuchenden Familienarbeit gehört es auch, Unterstützung im Alltag zu leisten, etwa bei Behördengängen, Antragstellungen oder alltäglichen Dingen. Obwohl die Ressourcen knapp und keine Stundenkontingente vorgesehen sind, gelingt den SozialpädagogInnen der Beziehungsaufbau mit den Familien.

Wirkung der Elternarbeit

Von 2011 bis 2013 wurden 20 Familien betreut, davon haben sich acht bereit erklärt, an einer Evaluierung teilzunehmen. Beim Erstgespräch wurden mit den Familien Kriterien erarbeitet, die Gegenstand dieser Evaluierung sein sollten. Diese deckten sich teilweise mit den Erwartungen der Kinder- und Jugendhilfe und deren Indikatoren für (teil)stationäre Maßnahmen. Die Problemlagen in den Familien waren Überforderung in Fragen der Erziehung, persönliche schwierige Themen, subjektives Wahrnehmen und Empfinden von Konflikten, die Qualität der

verbrachten Zeit oder die Einstellung zum Kind. Familien mit gravierenden Problemstellungen wie etwa Alkoholismus, waren nicht Teil des Samples. Zu Beginn und zum Ende der Maßnahme – im Schnitt nach einem Jahr – wurden qualitative Interviews mit den Familien geführt. Die Inhalte der Interviews fokussierten zum einen auf die Probleme aus Sicht der Eltern und zum anderen auf Wünsche, was sich aus Sicht der Eltern und als Resultat der Elternarbeit verändern sollte. Ergebnisse waren, dass sich der Leidensdruck der Familien massiv reduziert hat. Die Kommunikation in der Familie verbesserte sich, womit auch neue Wege der Konfliktlösung beschrritten wurden. Die mit Kindern verbrachte Zeit wurde anders gestaltet, es wurde vor allem mehr Wert auf gemeinsame Unternehmungen gelegt. Den Kindern wurde mehr Wertschätzung entgegengebracht und die Erziehungskompetenz der Eltern hat sich verbessert. Zudem gab es positive Veränderungen in der Kooperation mit der Schule oder der Kinder- und Jugendhilfe bzw. den SystempartnerInnen.



■

IMPRESSIONEN





DIALOGISCHES ELTERNCOACHING UND KONFLIKTMANAGEMENT.

Partnerschaftliche Bildungsarbeit mit Fachkräften und Eltern.

Einführung

Vor ca. 20 Jahren schlossen sich einige Fachkräfte zum Kronberger Kreis für Dialogische Qualitätsentwicklung e.V. zusammen um zu überlegen, wie man Qualitätsentwicklung in Kindertagesstätten in Form eines dialogischen Prozesses zwischen Eltern und ErzieherInnen umsetzen kann. Diese Frage weitete sich im Laufe ihrer gemeinsamen Tätigkeit auch auf andere Bereiche der Kinder- und Jugendhilfe aus und die unterschiedlichsten Projekte (z. B. „Aus Fehlern lernen im Kinderschutz“, ElternUniversität Hoyerswerda etc.) entstanden. Diese Arbeit hat gezeigt, dass es kein Feld in der Kinder- und Jugendhilfe gibt, wo die KlientInnen zu unwissend sind, als dass man von und mit ihnen lernen kann. Als das Thema Elternbildung in der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland boomte, haben Reinhart Wolff und Remi Stork überlegt, ob es nicht erfolgversprechend sein könnte, im Bereich der Erziehungshilfe mit Eltern im Sinne von „Elternbildung in Gruppen“ zusammenzuarbeiten. Gemeinsam entwickelten sie das Konzept „Dialogisches Eltern-Coaching und Konfliktmanagement“:

Dialogisch bedeutet, dass es in der Erziehung niemanden gibt, der nichts kann. Jeder profitiert vom Miteinander in der Gruppe und von einem starken Dialog.

Konfliktmanagement meint, dass es um die handfesten und konkreten Konflikte geht, an denen die Familien gerade dran sind.

Mehrseitig dialogisch bedenkt, dass alle teilnehmenden Familien und deren Fachkräfte zusammenkommen, um miteinander und voneinander zu lernen. Somit nehmen an einem Kurs bis zu zehn Elternteile/-paare mit ihren jeweiligen Fachkräften teil.

Das Konzept richtet sich an Eltern in sozial benachteiligten Lebenslagen und aktuellen Krisen, deren Kinder bereits ambulant betreut werden bzw. kurz vor einer stationären Unterbringung stehen. Dies bedeutet für die Familien, dass sie in ein Netzwerk verschiedenster Professioneller aus unterschiedlichsten Diensten eingebunden sind. Dem „Dialogischen ElternCoaching und Konfliktmanagement“ geht es darum, die Eltern und die Fachkräfte zu einem gemeinsamen Lernen zu bewegen. Diese Zusammenarbeit wird mit dem Begriff „Learning Companions“ des israelischen Pädagogen Jona Rosenfeld benannt. Eltern und Fachkräfte müssen in „Sackgassenfällen“ gemeinsam lernen, damit es einen Neuanfang geben kann.

Im Rahmen der Hilfen zu Erziehung wird für Eltern und deren Fachkräfte (z. B. SozialarbeiterIn, MitarbeiterIn der ambulanten Familienarbeit, KindergärtnerIn etc.) ein gemeinsames Coaching organisiert und somit der notwendige Lernraum geschaffen. Auftraggeber können sowohl Ämter der Kinder- und Jugendhilfe als auch private Kinder- und Jugendhilfeeinrichtungen sein. Das Setting sieht vor, dass sich mehrere Elternteile/-paare mit deren Fachkräften auf freiwilliger Basis zu einer Großgruppe zusammenfinden, die in Wochenendblöcken oder in kleineren Einheiten ohne Übernachtung von- und miteinander lernen.

So der Einstieg des Workshopleiters Remi Stork.

Weiter geht es mit einem detaillierten theoretischen Abschnitt, bevor ein Frageblock mit zusammenfassenden, ergänzenden, aufklärenden, innovativen Überlegungen folgt.

Theoretischer Input

Worin liegen die Herausforderungen der Elternbildungsarbeit mit Familien im Bereich der Erziehungshilfe?

Familien haben meist mit sehr vielen verschiedenen Professionellen zu tun (z. B. SozialarbeiterInnen, SozialpädagogInnen, PsychologInnen, KinderärztInnen, LehrerInnen etc.). Hier liegt die Herausforderung in der Vernetzung zwischen allen beteiligten Systemen. Der Kronberger Kreis nennt diese Vernetzung im Rahmen der Elternbildungsarbeit einen inter-organisationalen Brückenbau zwischen den Organisations- und Berufssystemen. Weiters sollte sie so angelegt sein, dass die Eltern andere Eltern kennenlernen, eventuell sogar FreundInnen finden und somit die meist lebensgeschichtlich und sozial begründete Ausgrenzung und Isolierung überwinden können. Im „Dialogischen ElternCoaching und Konfliktmanagement“ geht es nicht darum Vorschläge zu machen wie gute Erziehung funktioniert, sondern ums Aufgreifen eigener mentaler Modelle. Wenn der Umgang der Eltern mit ihren Kindern verändert werden soll ohne autoritär zu sein ist es wichtig, dass die Eltern und Fachkräfte ihre mentalen Modelle erkennen: Wie sehe ich mich selbst, wie sehe ich meine Familie, wie sehe ich meine Kinder? Dies gelingt sehr gut in der Gemeinschaft und im sich gegenseitigen Spiegeln. Mit der weiteren Herausforderung der Elternbildungsarbeit, dem Aufbau professioneller Triangulierung, weist der Referent darauf hin, die professionellen Kräfte sehr zu nutzen und daraus zu schöpfen, ohne die Lebenswelt der Familien zu kolonialisieren.



WORKSHOPLEITUNG:
REMI STORK

TEXT: PRISKA WALSER

Ziele des Dialogischen ElternCoachings und Konfliktmanagements:

- Einen Beitrag leisten zur strategischen und programmatischen Neuausrichtung der Jugendhilfe: Unterstützungssysteme positiv, partnerschaftlich und sozialräumlich ausbauen,
- Entwicklung und Erprobung eines Verbundkonzeptes von ElternCoaching und Konfliktmanagement: etwas zu lernen aber auch die konkreten Konflikte anders wahrnehmen und damit umgehen zu können, d. h. es geht um Bildungsförderung und Training in Verbindung mit Hilfen zur Konfliktbewältigung,
- Kompetenzentwicklung von Eltern und Fachkräften: Alle sollten voneinander und miteinander lernen.
- Erweiterung der Methodenkompetenz der Fachkräfte,
- Stärkung der Zusammenarbeit im Hilfesystem.

Die Praxis

Eine Gruppe entsteht dann, wenn es gelingt mehrere Elternpaare/-teile und deren Fachkräfte ins Boot zu holen. Zuerst werden SozialarbeiterInnen des Jugendamtes angesprochen. Diese suchen eine Familie aus welche bereit ist, an ihren aktuellen Konflikten in dem vorgegebenen Setting zu arbeiten. Mit der Familie erweitert sich der TeilnehmerInnenkreis um die Fachkräfte der freien Kinder- und Jugendhilfe. Dem Anfang und Kennenlernen wird viel Zeit geschenkt. Zudem gelingt ein guter Start dann, wenn alle Teilnehmenden von Beginn an aktiv eingebunden sind. Hierfür werden den Eltern und Fachkräften Aufgaben zugeteilt, wie z. B. die Gestaltung der Kennenlernrunde. Die Beteiligung aller ist ein Grundprinzip, das sich durch das ganze Programm zieht. Die Teilnehmenden sollen etwas geben und nehmen können. So werden Fragen geklärt wie: „Wer kocht? Wer fotografiert? etc.“

Das Dialogische ElternCoaching und Konfliktmanagement teilt sich in drei Module:

- Die Elternwerkstatt: Wer sind die Eltern? Können die Eltern sich nochmals neu sehen, sich als Familie neu verstehen?
- Das Kinderlabor: Wie gelingt es, einen neuen Blick

auf die Kinder zu bekommen, eine neue Idee der Förderung zu entwickeln?

- Das Elternkonflikttraining: Konkrete Konflikte, in denen die Eltern untereinander oder mit den Kindern verhakt sind, werden thematisiert.

Untenstehend werden die Ziele der einzelnen Bausteine angeführt und bewährte Methoden genannt. Konzept, Programm und Methoden des „Dialogischen ElternCoachings und Konfliktmanagements“ stehen in Form eines Methodenbuches zur Verfügung (Wolff & Stork, 2012).

Die Elternwerkstatt

Im ersten Baustein geht es darum, dass

- sich die Eltern in ihrer Rolle als Mutter/Vater besser verstehen lernen,
- sie persönliche Stärken und Handlungsmöglichkeiten finden und erweitern,
- die eigenen Konflikte und Fehler untersucht und bestmöglich überwunden werden,
- die Eltern, das was sie erlebt haben, verstehen können, indem sie es in Zusammenhang mit dem Wandel der Elternrolle in der modernen Gesellschaft bringen (z. B. Kinder ohne Gewalt erziehen) und
- sie UnterstützungspartnerInnen in Familie und Nachbarschaft finden.

Methoden zur Zielerreichung

- Namenanalyse: In dem die Eltern sich mit ihrem Namen auseinandersetzen, lernen sie sich selbst kennen, erinnern sich an die eigene Kindheit und untersuchen ihren familialen und kulturellen Hintergrund.
- Figurengalerie: Auf den auf einem Backpapier gezeichneten Personenriss werden auf der Rückseite Fotos des eigenen Herkunftssystems geklebt und auf der Vorderseite welche der jetzigen Familie. Anhand dieses Plakates werden die Stärken als Mutter/Vater hervorgehoben.

- Familienschaubild: Eltern zeichnen ihr Genogramm, welches in der großen Runde bzw. in Kleingruppen besprochen und analysiert wird.
- Umwelt-Karte: In der Mitte steht das Familiensystem und rundherum kreisen die Unterstützungs- und Umweltsysteme, die eine Rolle spielen. Verbindende Pfeile lassen erkennen, welche Systeme hilfreich und welche schwierig sind und eingezeichnete Pfeilspitzen definieren, wo Energie ins Familiensystem geht bzw. Energie wieder abgezogen wird.

Das Kinderentwicklungslabor

Im zweiten Modul wird an folgenden Zielen gearbeitet:

- die Wahrnehmung für die eigenen Kinder schärfen, sie anschauen und verstehen lernen,
- lernen, die Stärken der Kinder zu entdecken,
- verstehen, wie ich zu meinem Kind stehe und welche Einstellung mein Kind zu mir als Mutter/Vater hat,
- lernen, die Entwicklungs- und Bildungsprozesse der Kinder zu fördern.

Methoden zur Zielerreichung

Kinderbilder: Fotos der Kinder werden auf die Wand projiziert. Alle TeilnehmerInnen werden angehalten aufzuschreiben, was sie sehen und was sie am Kind bewundern.

Buch der Stärken: Im Vorfeld wird mit den Fachkräften erarbeitet, was die Eltern in den jeweiligen Entwicklungsphasen ihres Kindes (von der Schwangerschaft bis heute) für Träume und Hoffnungen hatten.

Das Elternkonflikttraining

Mit dem dritten und letzten Baustein sind folgende Absichten verbunden:

- Eltern lernen die Konflikte ihrer Kinder und die Konflikte mit ihnen offen und differenziert wahrzunehmen.
- Eltern üben, Konflikte zu nutzen und produktiv zu bewältigen.
- Eltern lernen Methoden der Stressbewältigung und Entspannung.
- Eltern werden befähigt, präsent zu sein und nicht die Flucht zu ergreifen, sondern eine verantwortliche Position einzunehmen und mit unverwechselbarer Stimme zu sprechen (Ansatz nach Heim Omer).

Methoden der Zielerreichung

- Rollenspiel: Konfliktszenen werden in Kleingruppen überlegt, im Plenum gespielt und gemeinsam eine alternative Lösung im Umgang mit dem Konflikt ausprobiert.
- Krisenweg: Mit Unterstützung der Fachkraft wird historisch geschaut, welche Konflikte die Familie hatte und wer daran beteiligt war. Hinter dieser Übung steht die Idee, Muster einer Familie zu erkennen und wenn möglich zu durchbrechen.

Bei allen Methoden während eines Dialogischen Eltern-Coachings und Konfliktmanagements gilt, dass auch die Fachkräfte eingeladen sind mitzumachen. Für Eltern kann es sehr hilfreich sein, wenn auch die Fachkräfte sich so weit als möglich und in der für sie passenden Form als auch in dem Ausmaß wie sie es möchten als Lernende in eigener Sache anbieten.

Neben den intensiven Arbeitsphasen während eines Wochenendblocks wird natürlich auch die freie Zeit dazwischen miteinander gestaltet. So treffen sich Eltern und Fachkräfte in entspannter Atmosphäre an der Kegelbahn bzw. am Spieletisch oder es findet eine gemeinsame sportliche Aktivität statt. Dies kann Gelegenheit sein, sich bunt zu durchmischen und die Zuständigkeiten aufzulösen. Also von- und miteinander lernen in allen Phasen des Seminars.

Fragen, Diskussion, Perspektiven

In einem letzten Teil des Workshops beantwortet Remi Stork Fragen, lässt sich auf Diskussionen ein und überlegt gemeinsam mit den TeilnehmerInnen Perspektiven.

Fragen

Findet Familienarbeit parallel statt?

Zwischen den Treffen mit allen werden die Familien ganz normal weiter beraten, sofern z. B. Fachkräfte der ambulanten Familienarbeit auch tätig sind. Zum Teil werden diese Beratungsstunden auch dafür verwendet, die Kurswochenenden vorzubereiten bzw. nachzuarbeiten. Das „Dialogische ElternCoaching und Konfliktmanagement“ ist ein Sondersetting im Rahmen des laufenden Arbeitsettings.

Entstehen für Fachkräfte Rollenkonflikte?

Die Rollen werden in diesem Setting der Elternberatung aufgeweicht. Dies gilt es im Blick zu haben und immer wieder zu reflektieren um produktive Prozesse daraus anzuregen.

Wer bezahlt „Dialogisches ElternCoaching und Konfliktmanagement“?

Die Finanzierung ist sehr unterschiedlich. Es gibt keine Standardfinanzierung (Jugendamt, Kirchengelder etc.).

Wie werden Familien ausgesucht?

Die Fachkräfte suchen Familien aus, die in einer „Sackgasse“ stecken, Veränderungspotential mitbringen und auch Lust haben, an ihrer Situation zu arbeiten.

Wer ist der Auftraggeber?

Ein Auftrag wird von unterschiedlichen Ämtern und Trägern wie z. B. der Diakonie ausgesprochen, ist allerdings nicht leicht zu bekommen. Die Schwierigkeit liegt darin, dass es in Österreich und Deutschland keine gesetzliche Grundlage gibt, welche Elternarbeit regelt, speziell dann, wenn die Kinder bereits fremduntergebracht sind.

Wie lange ist die Zeitspanne zwischen den Seminarteilen?

Je nach dem was sinnvoll ist, erstrecken sich die Abstände zwischen den Treffen von wöchentlich über vierzehntägig bis hin zu alle sechs Wochen.

Besteht die Möglichkeit des Abbruchs?

Wer geht, der geht! Dies kommt allerdings sehr selten vor und betrifft unter Berücksichtigung der bisherigen Erfahrungen ausschließlich die Eltern.

Welche Professionen sind bei den Fachkräften vertreten?

Die Gruppe der Fachkräfte bringt die unterschiedlichsten Qualifikationen mit, quer Beet durch den Gemüsegarten der pädagogischen und psychologischen Fachrichtungen.

Ist die Gestaltung kleinerer Einheiten eine sinnvolle Alternative?

Gerade da wo Familien nah beieinander wohnen ist es nicht notwendig, über das Wochenende wegzufahren, sondern hier sind auch kleinere Einheiten (z. B. drei Stunden) in kürzeren Abständen (z. B. vierzehntägig) möglich.

Welche Kompetenzen sollte der Moderator mitbringen?

Ein Moderator sollte in der Lage sein mit Gruppen zu arbeiten und es sich auch selber zutrauen.

Wo kommt die Kinderperspektive vor? Werden die Coachings der Eltern mit den Kindern in irgendeiner Form nachbearbeitet?

Das „Dialogische ElternCoaching und Konfliktmanagement“ vertritt das Prinzip, einmal etwas für die Eltern und mit den Eltern alleine zu machen, weil es für sie sehr entlastend und wohltuend sein kann. Aufweichungen des Konzeptes sind allerdings möglich und die Teilnahme von Kindern ist nicht auszuschließen.

Die Nachbearbeitung mit den Kindern wird als Thema bei den Treffen mit den Eltern nicht aufgegriffen. Auch dies wiederum ist kein Teil des vorliegenden Konzeptes, kann als Idee aber durchaus aufgegriffen werden.

Wie wird den Eltern ersichtlich, was die Fachkräfte sich mitnehmen? Es findet ein intensiver Austausch im Rahmen der Feedbackrunden zu Ende des Seminars statt.

Diskussionspunkte

Sprengstoff Jugendamt – Eltern?

Der Rollenkonflikt, speziell bei den SozialarbeiterInnen des Jugendamtes, wird an dieser Stelle nochmals aufgegriffen. Diese Berufsgruppe hat Entscheidungen zu treffen, welche sich wesentlich auf das Familienleben auswirken können. Bei manchen Familien ist der Blick auf die Gefährdung des Kindes stark, bedenkt man nochmals, dass die Kinder der teilnehmenden Eltern aufgrund der aktuellen Krisensituation in der Familie kurz vor einer Fremdunterbringung stehen. Gerade hier ist ein offenes und transparentes Miteinander dringend notwendig.

Kosten-Nutzen-Rechnung

Gruppenarbeit ist immer dann teuer, wenn man versucht verschiedene Professionelle miteinzubeziehen. Die Abwägung des danebengestellten Nutzens liegt beim Auftraggeber und den Fachkräften. Aber gerade da, wo viele Fachkräfte involviert sind, ist es wichtig, diese mit der Familie zusammenzubringen und einen Rahmen für gemeinsames Arbeiten zu schaffen.

Wie erreicht man Familien, die nicht in Betreuung sind?

Die Idee des Konzeptes ist auch in einer Kindertagesstätte umsetzbar. In Deutschland gibt es in solchen Tagesstrukturen zunehmend Familienzentren, welche neben anderen Angeboten für Eltern auch Trainings anbieten. Gemeinsame Fragen werden aufgegriffen und die Antworten gemeinsam gesucht, also weg von der Einstellung, dass die Profis den Eltern etwas beibringen.

Perspektiven

Welche Ideen für die eigene Arbeit sind durch den Workshop entstanden?

Es erweist sich in der Praxis sehr schwierig, Eltern in Gruppen zusammenzufassen (z. B. auch im Rahmen wöchentlich stattfindender offener Runden) und im ersten Schritt einen Auftrag dafür zu bekommen. Jedoch ist es möglich auf der Kinderebene, also Kinder verschiedener betreuter Familien zu gemeinsamen Aktivitäten einzuladen. Ein Kollege des Workshops hat in seiner Einrichtung bereits Elterntreffen organisiert und die Erfahrung gemacht, dass Eltern sehr wohl Lust haben, anderen Eltern und Fachkräften zu begegnen und die Atmosphäre eines Seminars genießen.

Kann das vorgestellte Instrument auch im Rahmen einer stationären Unterbringung von Kindern funktionieren, um Loyalitätskonflikte zu minimieren und gute Besuche zu gestalten?

Der Referent bringt seine Erlebnisse mit Qualitätszirkeln ein, wo Eltern und Fachkräfte an genau solchen gemeinsamen Problemen arbeiten, die im Rahmen eines stationären Settings auftauchen.

Eine Mitarbeiterin der ambulanten Familienarbeit denkt an die halbjährlichen Verlängerungsgespräche mit allen relevanten Beteiligten und verbindet damit die Idee, methodische Inputs einzubauen.

In der Arbeit mit Flüchtlingsfamilien wird schon lange der Gedanke mitgetragen, Frauengruppen zu organisieren und zu gewissen Themen ExpertInnen einzuladen, welche gemeinsam mit dem Team und den Frauen daran arbeiten.

Vollgepackt mit einem theoretischen und sehr praxisnahen Input zu „Dialogischem ElternCoaching und Konfliktmanagement“, hilfreichen Erfahrungen der KollegInnen und ohne (zumindest im Moment) offene Fragen bedanken wir uns herzlich bei Remi Stork für seine Ausführungen und verabschieden uns aus einer sehr angenehmen Gruppenatmosphäre.



■

IMPRESSIONEN





MUTTER – VATER – IDEALVORSTELLUNGEN, KLISCHEES, ENTTÄUSCHUNGEN.

Wir alle haben gewisse Idealvorstellungen von einer Mutter, einem Vater oder gar einer ganzen Familie. Diese Vorstellungen können zum einen als Antrieb und Motivation dienen, zum anderen bergen sie allerdings auch Gefahren. Idealvorstellungen können so z. B. in den Familien zu einer Überforderung und im HelferInnensystem zu hohen Erwartungen und daraus resultierenden Enttäuschungen führen. Margret Aull und Martin Christandl reflektierten in ihrem Workshop die Idealvorstellungen von Müttern und Vätern und zeigten die damit verbundenen Klischees, Enttäuschungen aber auch Chancen auf. Nach einem kurzen Input wurde den TeilnehmerInnen die Möglichkeit geboten, eigene Erfahrungen und offene Fragen in die Diskussion einzubringen. Die Herausforderungen und Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit mit getrennt lebenden Eltern kristallisierten sich als besonders relevante Themen heraus und wurden daher ausführlicher besprochen. Der Workshop gestaltete sich als reges Diskussionsforum, in dem interaktiv neue Ansätze, Sichtweisen und Handlungsmöglichkeiten für die Familienarbeit herausgearbeitet wurden.

Mutter-Sein und dennoch Frau-Sein?

Margret Aull leitete den Workshop mit einem kurzen Input zu den Idealvorstellungen über Mütter ein. Sie erklärte, dass es noch gar nicht so lange her sei, dass alle sehr klare Vorstellungen von einer guten Mutter und vor allem auch von einer schlechten Mutter hatten. Auch heutzutage trägt jeder von uns gewisse Bilder von einer guten/schlechten Mutter in sich. Diese Vorstellungen basieren, so Margret Aull, vorwiegend auf den Erfahrungen mit der eigenen Mutter, sowohl den positiven als auch den negativen. Die weit verbreitete Idealvorstellung von einer Mutter sei jene einer wunschlosen, aufopferungsvollen Frau, welche stets um ihre Kinder bemüht ist und das Wohl ihrer Kinder vor das eigene stellt. Betrachtet man dieses Mutterbild und die damit verbundenen Forderungen einmal genauer dann wird deutlich, „dass Mutter-Sein und eigenes Begehren und eigene Interessen so über viele Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte, ein überwindbarer Gegensatz war“. Vor allem bezüglich des Aspektes der Sexualität regte Margret Aull die TeilnehmerInnen zum Nachdenken darüber an, wie es ihnen beispielsweise in der Arbeit mit Müttern geht, „wenn diese Mütter zugleich immer wieder andere Partner haben, wie immer wir selber dazu stehen. Wie gehen wir damit um, was heißt es für die Kinder und wie schafft man da den Spagat zwischen nicht moralisierend sein und trotzdem vielleicht manches kritisch sehen

dürfen oder nicht?“. An dieser Stelle ist für Aull eine weitere interessante Frage, ob wechselnde Partnerschaften bei Frauen und Männern unterschiedlich bewertet werden. Bezüglich der Verantwortlichkeit und Zuständigkeit bei der Kindessorge gibt es, so Margret Aull, jedenfalls bis heute deutliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Es werde in der Gesellschaft eher legitimiert, wenn ein Mann sich seiner Zuständigkeit und Verantwortlichkeit für sein Kind entzieht als wenn dies eine Frau tut. Margret Aull selbst verspürt auch ein befremdliches Gefühl, wenn sie von Müttern hört, welche ihre Kinder „abgeben“. Bei Vätern die ihre Kinder weggeben werde dieses Gefühl allerdings nicht so stark empfunden. Dies zeigt sehr deutlich, wie tief das Geschlechterthema und die traditionellen Geschlechterrollen in uns verwurzelt sind. Auch in der Arbeit mit Familien beobachtet sie, dass die „Elternarbeit“ in erster Linie mit Müttern realisiert wird, welche sich somit oftmals alleine den Anforderungen stellen müssen. Der Vater, vor allem bei getrennt lebenden Eltern, wird aber zunehmend als fehlend oder abwesend empfunden. Auch die Psychoanalyse hat mit ihrer Erkenntnis über die Bedeutung der Mutter, vor allem in den ersten Lebensjahren des Kindes, den gesellschaftlichen Druck auf die Mütter enorm verstärkt, so die Psychoanalytikerin. Dieser hohe Druck und die damit verbundenen Anforderungen an Mütter würden oftmals zu deren Überforderung führen. An dieser Stelle wird schließlich ein Spalt zwischen gelebter Realität, in der die Mutter den Anforderungen nicht mehr gerecht werden kann, und dem gesellschaftlichen Ideal sichtbar. Mit „mind the gap“ betont Margret Aull die Notwendigkeit der Wahrnehmung und der Bearbeitung dieses Spalts. Denn je größer dieser Spalt ist, desto größer sind die damit verbundenen Enttäuschungen, die Scham und die Schuldzuweisungen. Oftmals werden schlussendlich nur noch dieser Spalt und das damit verbundene Defizit wahrgenommen. Das, was die Mütter jedoch trotz aller Umstände leisten, wird viel zu oft gar nicht mehr wahrgenommen oder gewürdigt. Margret Aull machte darauf aufmerksam, dass es dringend nötig sei die Mütter zu entlasten, sie zu stärken und das was sie leisten zu würdigen. Oftmals seien sich die Mütter ihrer Bedeutung und ihres Wertes, vor allem auch für ihre Kinder, gar nicht bewusst. Sie würden einen so geringen Selbstwert aufweisen und deshalb nicht verstehen, dass sie für ihre Kinder eine sehr große Bedeutung haben und sehr wichtig sind. Dies könne unter anderem daraus resultieren, dass sie ihre eigene Bedürftigkeit lange Zeit abwehrt und verdrängt hätten. Wenn die Mütter wieder anfangen würden ihre eigene Bedürftigkeit zu spüren und „etwas für sich“ zu tun, könnten sie schließlich auch eher



WORKSHOPLEITUNG:
MARGRET AULL
UND MARTIN CHRISTANDL

TEXT: SELINA REINIG

die Bedürftigkeit ihrer Kinder spüren und darauf eingehen. An dieser Stelle verwies sie auf Winnicot, welcher den Begriff „the good enough mother“ prägte. Dieser Begriff besagt, dass ein „gut genug“ in vielen Fällen auch schon reichen würde. Eine perfekte Mutter werde es, so Margret Aull, hoffentlich nie geben, denn das wäre „mindestens so unerträglich wie unbrauchbar“. „Was passiert allerdings, wenn nicht einmal dieses „good enough“ erreicht wird? Wie agiert man in solchen Fällen? Und wie sieht es dann eigentlich mit der Enttäuschung aus? Wer ist dann von wem enttäuscht?“, lauteten die Fragen, welche Margret Aull in den Raum stellte.

Mann-Sein und dennoch Vater-Sein?

Der gesellschaftliche Männerdiskurs ist für Martin Christandl einer der spannendsten. Lange Zeit war das Thema Vaterschaft in der Männerberatung nur wenig präsent gewesen, größere Relevanz hatte beispielsweise das Thema „Gewalt in der Partnerschaft“. Durch die Väterrechtsbewegung der 1970er und 1980er Jahre habe das Thema dann aber immer mehr an Bedeutung gewonnen. Es seien vor allem Männer in die Beratung gekommen, welche sich nach einer Trennung oder Scheidung bezüglich des Sorge- und Umgangsrechts ungerecht behandelt gefühlt hätten. Martin Christandl hat bald darauf beschlossen, das Thema Vaterschaft in seiner Männerberatung zukünftig proaktiv an die Männer heranzutragen. Seither arbeitet er immer mehr mit Männern, die sich mehr oder minder freiwillig ihrer Zuständigkeit als Vater entziehen. Rund ein Viertel der Väter wollen nach einer Trennung/Scheidung keinen Kontakt mehr zu ihren Kindern, berichtete Martin Christandl. Sie hätten nach eigenen Aussagen mit dem Thema „Vaterschaft“ abgeschlossen. Es werde ihnen in solchen Fällen des Öfteren von der Gesellschaft unterstellt, dass sie ihre zurückgewonnene Freiheit genießen würden. Martin Christandl hat in seiner Arbeit mit solchen Vätern allerdings die Erfahrung gemacht, dass das nur bei den wenigsten zutrifft. Letzten Endes würden sie den Kontakt zu ihren Kindern abbrechen, weil sie nicht wüssten, wie sie ihr Vater-Sein unter diesen Umständen leben könnten oder sollten. Häufig würden diese Väter aber auch in der Auseinandersetzung um ein zuverlässiges Kontaktrecht resignieren und sich deshalb aus dem Leben ihrer Kinder zurückziehen. Martin Christandl versucht in seiner Männerberatung diese Väter zu ermutigen, den Kontakt zu ihren Kindern wieder aufzunehmen und hilft ihnen dabei, aus ihrer Resignation und ihrem Rückzug herauszutreten. Abgesehen von diesen beiden Vätertypen trifft Martin

Christandl auch noch auf diejenigen Väter, die den Kontakt zu ihren Kindern aus freien Zügen und – für ihn – ohne erkennlichen Grund verweigern. Ihren Rückzug aus der Verantwortlichkeit würden diese Männer häufig damit begründen, dass sie das Kind nie gewollt hätten und es ihnen „angehängt worden sei“. In diesen Fällen versucht Martin Christandl die Männer in die Verantwortlichkeit zu holen und mit ihnen gemeinsam den Kontakt zu den Kindern wieder aufzubauen. Er erklärt den Vätern ausdrücklich, welche Bedeutung ihnen als Vater zukommt und wie wichtig es ist, dass die Kinder Kontakt zu ihrem Vater haben. Oftmals seien sich die Väter ihrer Bedeutung gar nicht bewusst. Kinder würden jedoch die Orientierung und Unterstützung des Vaters für ihr Wohlergehen, ihre Entwicklung und ihre Identitätsbildung dringend brauchen. Wenn es Martin Christandl schließlich gelungen ist gemeinsam mit den Vätern wieder Kontakt zu den Kindern aufzubauen, sind es Aussagen der Väter darüber – wie lohnenswert es ihnen erscheint Vater zu sein und welchen Sinn es ihnen im Leben gibt – welche ihm den Erfolg seiner Arbeit aufzeigen. Die Männer hätten dann gemerkt, dass zum Mann-Sein auch das Vater-Sein dazu gespannt werden könne. Einen Weg zu finden „die Männer mit ins Boot zu holen“ und ihnen Möglichkeiten aufzuzeigen bzw. zu geben, sich aktiv an der Kindeserziehung zu beteiligen, sieht Christandl als eine der Herausforderungen für die HelferInnensysteme, aber auch für die Politik.

Diskussionsthemen

Nach den beiden Inputs der WorkshopleiterInnen wurden die TeilnehmerInnen aufgefordert, ihre Überlegungen, Erfahrungen und Fragen in den Raum zu stellen und sich aktiv am Workshop zu beteiligen.

Erschwerte/verweigerter Kontaktaufnahme zum Vater

Ein Thema, welches die TeilnehmerInnen in großer Zahl beschäftigte, war die Frage, was man tun sollte, wenn die Mutter die Kontaktaufnahme zum getrennt lebenden Vater verweigert. Margret Aull wies zunächst einmal darauf hin, dass man beachten müsse, dass diese Abwehrhaltung der Mutter häufig etwas mit Scham, Schuldgefühlen aber auch Enttäuschungen zu tun habe. Diese resultieren in den meisten Fällen, so Aull, zum einen aus der Enttäuschung verlassen und im Stich gelassen worden zu sein, zum anderen aber auch aus dem Ohnmachtsgefühl heraus, die Kontaktaufnahme zum Vater zu einem früheren

Zeitpunkt nicht geschafft oder gar nicht erst probiert zu haben. Sollte es nun gelingen, Kontakt zum Vater aufzubauen und ihn in die Verantwortung zu ziehen, könnten sich die Frauen schuldig fühlen und sich womöglich dafür verurteilen, es nicht schon früher versucht zu haben. Der Mutter müsse in diesem Fall die Bedeutung des Vaters für ihr Kind aufgezeigt werden, so Margret Aull. Auch Martin Christandl mache in seiner Männerberatung des Öfteren die Erfahrung, dass Mütter von Jungen die zu ihm in die Beratung kommen, die Kontaktaufnahme zum getrennt lebenden Vater verweigern würden. Sie sollten ihren Kindern die Möglichkeit geben, ihre inneren Bilder vom Vater an der Realität abzarbeiten und sich somit ihr eigenes Bild von ihrem Vater zu machen. Andernfalls könnte es passieren, dass sich die Mutter spätestens in der Pubertät schweren Vorwürfen ihrer Kinder stellen müsse. Eine Teilnehmerin berichtete aus ihrer Arbeit in einer Fremdunterbringungseinrichtung, dass Kinder häufig zu Beginn der Maßnahme aus eigener Initiative den Wunsch der erneuten Kontaktaufnahme zum Vater äußern. Oftmals hätten sich die Kinder wohl unter anderem aus Loyalität zur Mutter nicht getraut ihren Wunsch zu äußern, erzählte die Teilnehmerin weiter. Nehme man dann in solchen Fällen Kontakt zum Vater auf, so wären die Väter laut ihren Angaben in ca. 80 % der Fälle sofort dazu bereit, den Kontakt zum Kind aufzubauen. Es sei demnach wichtig, die Hintergründe für die „Abwesenheit“ des Vaters zu kennen und den Versuch zu wagen, Kontakt zum Vater aufzubauen, sofern es das Kind wünsche.

Die Wahrheit über die Mutter oder den Vater

Die TeilnehmerInnen berichteten außerdem davon, dass sie in ihrer Arbeit des Öfteren auf Mütter/Väter treffen, die ihren Kindern nicht alle Informationen über den anderen Elternteil, der in diesen Fällen oftmals getrennt von der Familie lebt, erzählen würden. Häufig sei dies in Familien zu beobachten, in denen der Vater/die Mutter z. B. eine Straftat oder Suizid begangen habe. Die Frage die sich die TeilnehmerInnen in diesen Fällen stellen würden sei, ob man den Kindern die Wahrheit über ihren anderen Elternteil erzählen solle. Es war den TeilnehmerInnen ein Anliegen zu erfahren, ob es ihre Aufgabe sei, den Kindern die fehlenden Informationen zu offenbaren, ob sie die Mutter/den Vater dazu auffordernd sollten dies zu tun oder ob dies ein Bereich sei, welchen sie den Familien selbst überlassen sollten. Margret Aull betonte an dieser Stelle die Tatsache, dass Kinder realitätsnahe Informationen über ihren beiden Elternteile brauchen und wies auf die Gefahr hin, dass das Kind zu einem späteren Zeitpunkt die „ganze Wahrheit“ herausfinden könnte und der Mutter/dem Vater dann schwere Vorwürfe machen könnte. Es wäre einen Versuch wert, den entsprechenden Elternteil zu ermutigen und dabei zu unterstützen, ihrem Kind alle Informationen zu offenbaren

Vater unauffindbar, was bleibt ist die „Lücke im Leben“

Wenn der Vater tatsächlich unauffindbar scheint, gibt es eine Person, die ganz besonders darunter leidet: das Kind. Viele TeilnehmerInnen wollten wissen, wie sie in einer solchen Situation mit dem Kind umgehen sollten und was dem Kind in einer solchen Situation helfen könnte, das Defizit und diese „Lücke im Leben“ besser zu verarbeiten. Margret Aull verwies in diesem Fall auf die Möglichkeit der Biographiearbeit. Dem Kind sollten ihrer Meinung nach so viele Informationen wie möglich über den Vater bereitgestellt werden, damit es auch etwas über den Vater wisse und erzählen könne. Anschließend könne man sich gemeinsam mit dem Kind überlegen, wie der Vater wohl z. B. als Kind gewesen sei. Martin Christandl fügte dem hinzu, dass es bei der Biographiearbeit besonders wichtig sei darauf zu achten, dass das Kind ein positives Bild vom Vater aufbauen könne. Die Informationen und das Bild vom eigenen Vater könnten dem Kind schließlich helfen, seine „Lücke im Leben“ zumindest ein Stück weit zu schließen und seien für die spätere Identitätsbildung von entscheidender Bedeutung.

Grenzüberschreitungen, sexueller Missbrauch und Gewalt

Eine weitere Frage lautete, wie man bezüglich des Kontaktrechts der Eltern zum Kind verfare, wenn es in den Familien zu Grenzüberschreitungen, sexuellem Missbrauch und/oder Gewalt gekommen sei. Margret Aull meinte, dass zunächst einmal der Schutz des Kindes an allererster Stelle stehe. Das Kind müsse vor diesem Elternteil geschützt werden. Anschließend brauche das Kind einen neutralen Ort, z. B. in der Kindertherapie, an dem es alles spüren und wollen darf, um das Geschehene langsam verarbeiten zu können. Eine erneute Kontaktaufnahme sei nur auf ausdrücklichen Wunsch des Kindes anzustreben, welche nur in Begleitung und an einem geschützten neutralen Ort erfolgen solle. Das kann für die Mutter oft ganz schwierig sein und auch sie braucht möglicherweise Unterstützung. Margret Aull skizzierte aber auch ein Szenario, welchem man in der Beratung und im Umgang mit Müttern begegnet und welches sich als Herausforderung herauskristalisieren kann: Selbst nach gewaltvollen Übergriffen und der Kontaktsperre bzw. einem begleiteten Kontakt zwischen Vater und Kind könne es sein, dass die Mutter Sehnsucht nach ihrem Partner verspüre und den Kontakt erneut aufnehmen wolle. Von Seiten der Gesellschaft erfahre die Mutter hierfür oftmals kein Verständnis, vielmehr werde von ihr verlangt, den Kontakt zu diesem Mann komplett abubrechen. Man müsse dabei allerdings differenzieren zwischen der Rolle als Mutter, die ihr Kind zu beschützen hat und der Rolle als Frau, welche dennoch ihre Begehren und Sehnsüchte haben könne und dürfe. Die Entscheidung, ob sie sich weiterhin mit diesem Mann trifft oder nicht, müsse man der Mutter überlassen. Dass

sie sich im Falle einer erneuten Kontaktaufnahme mit ihren Kindern auseinandersetzen müsse, das sei nochmal etwas ganz Anderes. Wichtig sei es, nicht moralisierend und mit erhobenem Zeigefinger auf diese Mütter zuzugehen, da man so lediglich auf Abwehr stoßen würde.

Idealisierungen und Idealvorstellungen

Ein weiteres Phänomen, das TeilnehmerInnen aus dem Fremdunterbringungsbereich schildern ist die Idealisierung der Eltern durch die Kinder. Diese Idealisierungen sind oft sehr schwer auszuhalten, so eine Teilnehmerin. Es kam die Frage auf, wie man damit umgehen solle. Aull und Christandl erläuterten, dass die Kinder ihre Eltern oftmals idealisieren würden, da sie einen Grund bräuchten, ihre Eltern trotz aller Geschehnisse „lieb haben“ zu dürfen. „Für die Kinder werden die Eltern immer die Eltern bleiben“, erklärte Margret Aull. In Fällen von Idealisierungen wäre es daher sinnvoll, dem Kind die volle Anerkennung und den nötigen Respekt für das „Liebhaben“ der Eltern zu zeigen. So schwer es einem manchmal auch fallen würde, so müsse man diese Idealisierungen wohl oftmals einfach aushalten. Erst wenn Kinder das erleben, können sie langsam auch das sehen, was nicht passt. Bei dieser Integrationsleistung brauchen sie die Unterstützung der Fachkräfte.

Zur Frage von Idealvorstellungen brachte eine Teilnehmerin den Einwand ein, dass Idealvorstellungen anmaßend seien und dass man sich von einem Idealbild einer Familie und damit auch einer Mutter bzw. eines Vaters lösen sollte. In der heutigen Zeit gebe es sehr viele verschiedenen Familienformen und es stünde keinem zu, eine davon als Ideal zu bezeichnen. Margret Aull meinte hierzu, dass es in der heutigen Gesellschaft tatsächlich nicht mehr möglich sei, ein ideales Familienbild an einer äußeren Form festzumachen. Vielmehr ginge es heutzutage um den Inhalt und hierbei vor allem um die Beziehungsqualitäten. Martin Christandl war der Ansicht, dass Idealvorstellungen nicht nur negativ seien. Sie könnten ebenfalls als Orientierung und Motivation dienen, so wäre das Ideal einer gewaltfreien Erziehung z. B. ein Ideal, welches durchaus als Orientierung dienen könnte und sollte.





„WENN ICH MICH ALLEIN ÄNDER, HILFT DAS SICHER NICHT SO VIEL, ALS WENN SICH ALLE ÄNDERN.“

Möglichkeiten und Herausforderungen von Koproduktionsprozessen
in familienstärkender Fremdunterbringung.

In diesem Workshop ging es um die Verknüpfung von Fremdunterbringung und familienstärkender Arbeit. Welche Chancen und Herausforderungen liegen darin und welche Anforderungen an die Kooperation zwischen den unterschiedlichen Beteiligten stellen sich? Dazu wurden in einem Input das Kooperationskonzept von „Schülerwohnen Graz mit therapeutischer Familienbegleitung“ sowie zentrale Ergebnisse eines Forschungsprojektes zur Einrichtung vorgestellt. Anhand eines Rollenspiels wurde die multi-institutionelle Aufnahmesupervision erprobt und diskutiert. Diese ist eine Methode zur Entwicklung eines gemeinsamen Fallverstehens und darauf aufbauende Aufträge, Ziele und Settings für die Sozialpädagogik, die Therapie und die Sozialarbeit.

Das Schülerwohnen Graz als Fremdunterbringung mit familientherapeutischer Unterstützung

Das Schülerwohnen Graz ist ein Fremdunterbringungsangebot von SOS-Kinderdorf für sechs Mädchen und sechs Burschen im Aufnahmealter von 10 bis 14 Jahren, das im Jahr 2000 eröffnet wurde. Die Rückführung ins Herkunftssystem ist ein mögliches Ziel. Die Jugendlichen können aber auch bis zur Verselbständigung im Schülerwohnen Graz betreut werden. Im Zuge laufender Konzeptanpassung wurde eine „verordnete, familientherapeutische Begleitung des Herkunftssystems“ in das Schülerwohnen Graz integriert. Organisatorisch passiert das durch PsychoherapeutInnen, die auf Honorarbasis mit dem Schülerwohnen Graz zusammenarbeiten. Dabei sind verschiedene Therapiesettings möglich: entweder nur ein Elternteil, oder beide, mit oder ohne Kinder. Teilweise werden auch die BetreuerInnen in die Familientherapie mit einbezogen.

Um diese intensive Begleitung der Eltern auch leisten zu können, gibt es im Schülerwohnen zwei Besonderheiten: Zum einen wird mit einem detailliert ausgearbeiteten Kooperationsmodell, welches sich in drei Bereiche gliedert, gearbeitet. Das Modell beinhaltet die Kooperation mit der Kinder- und Jugendhilfe, die Kooperation mit den Familien und die Qualitätssicherung. Die Kooperation mit der Kinder- und Jugendhilfe beinhaltet die Anfrage und Konzeptvorstellung, die Aufnahmesupervision, das Ken-

nenlernesgespräch mit der Familie, das Aufnahmegespräch, vierteljährliche Entwicklungsgespräche, bei Bedarf eine HelferInnenkonferenz und das Abschlussgespräch am Ende des Betreuungsprozesses. Die Kooperation mit den Familien geschieht durch sozialpädagogische Betreuung, durch regelmäßige Einzelbetreuung, regelmäßige Therapieeinheiten in verschiedenen Settings und regelmäßige Familienberatung. Bei Bedarf ist auch eine therapeutische Nachbegleitung für die Familien möglich. Qualitätssicherung bedeutet in diesem Zusammenhang das gemeinsame Überprüfen der Betreuungsziele. Zum anderen wird von der Kinder- und Jugendhilfe zusätzlich zum Tagessatz für die stationäre Betreuung, eine aufsuchende systemische Familienberatung im Ausmaß von 31,68 Euro pro Tag bezahlt. Außerdem finanziert die Kinder- und Jugendhilfe bis zu 37 Tage im Jahr den Platz der Kinder, wenn diese bei ihren Eltern sind, um das Zusammenleben zu erproben.

Ausgewählte Wirkfaktoren in der Familienarbeit aus der Perspektive der AdressatInnen

2010 wurde das Schülerwohnen Graz vom damaligen SPI (jetzt Abteilung Forschung & Entwicklung von SOS-Kinderdorf) im Rahmen eines Forschungsprojektes evaluiert (Lienhart, 2011). Dabei standen die Erfahrungen ehemals betreuter Jugendlicher und derer Familien im Vordergrund. Im Forschungsbericht finden sich deutliche Hinweise dazu,

- was auch bei eingeschränkter Freiwilligkeit den Betreuungsbeginn erleichtert,
- was Voraussetzungen sind, damit die Eltern sich dann tatsächlich auf die Zusammenarbeit einlassen
- und was Jugendliche und deren Familien von der Begleitung und Betreuung haben – welche Veränderungen sie in Folge also hervorbringen.

Folgende ausgewählte Wirkfaktoren für gelingende Koproduktionsprozesse aus der Perspektive der AdressatInnen ließen sich daraus ableiten:

- Familienorientierung wirkt als „Türöffner“:



WORKSHOPLEITUNG:

ASTRID BENEDITSCHITZ, CLAUDIA FELBER, ANDREA KRENN, CHRISTINA LIENHART

TEXT: THOMAS BUCHNER

Eine ressourcenorientierte und wertschätzende Haltung der Fachkräfte sowie das zur Verfügung stellen von Raum und Zeit für die Eltern ermöglicht auch bei eingeschränkter Freiwilligkeit der Familie einen guten Betreuungsbeginn. Eltern werden in ihrer Verantwortung wahrgenommen, belassen, reingeholt und gestärkt, die Haltungen und Ressourcen des Herkunftssystems werden akzeptiert bzw. gestärkt. Zugang in die WG – auch spontaner – ist für die Eltern möglich.

- Verlässliche und professionelle Vertrauenspersonen für Minderjährige und (Stief)Elternteile in der Einrichtung. Im Sinn des doppelten Blickes bedeutet das, die Familie und die Kinder im Auge zu behalten und somit gemeinsam miteinander verschränkte Hilfeplanungen für Kinder und für (Stief)Elternteile zu erarbeiten.
- Nachvollziehbare Ziele und Auflagen der Kinder- und Jugendhilfe, mit Beteiligung des Herkunftssystems bei wichtigen Entscheidungen und Arbeit an einer gemeinsamen Zielorientierung.
- Annäherung an Lebenswirklichkeiten: Angesichts der oft vielfältigen Belastungen und komplexen Situationen sind erfahrungsgestütztes Wissen und Können der unterschiedlichen ProfessionistInnen von zentraler Bedeutung. Familien erkennen dies daran, dass MitarbeiterInnen sich ihrem individuellen Alltag in ihrer jeweiligen Lebenswelt anzunähern und zu verstehen versuchen und in Folge entsprechende Interventionen anbieten.
- Weiterentwicklung der Eltern-Kind-Beziehung: Durch Klärungsprozesse werden realistische Bilder voneinander entwickelt. Das kann bedeuten, dass entweder das familiäre Zusammenleben vor dem Hintergrund günstiger Aufwuchsbedingungen wieder ermöglicht wird oder aber auch, dass altersadäquate Ablösungsprozesse begleitet werden.
- Selbstwirksamkeitserfahrungen, (Weiter)Entwicklung von Autonomie und Aufzeigen von alternativen Handlungsoptionen: Elternteile werden nicht nur in ihrem Erziehungsverhalten und in der Beziehungsgestaltung ge-

stärkt, sondern sie erfahren auch Wirkmächtigkeit in ihrer Lebens- und Alltagsgestaltung. Aus Sicht der Jugendlichen bedeutet es im Fall von günstigen Betreuungsverläufen, dass sie durch Auseinandersetzung mit den SozialpädagogInnen beginnen, über ihre Ziele nachzudenken und die Unterstützung auf dem Weg dorthin nützen können. Altersspezifische Entwicklungs-, Ablösungs- und Verselbstigungsprozesse spielen dabei eine große Rolle und werden berücksichtigt.

Zentrales Ergebnis: Es geht um „das Gesamtpaket“ der Betreuung. Die Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem kann nie losgelöst vom Fremdunterbringungsprozess beurteilt werden und umgekehrt. Somit ist sowohl die Qualität der sozialpädagogischen, therapeutischen und sozialarbeiterischen Arbeit als auch deren Zusammenwirken entscheidend. Vertiefende Ausführungen zu den skizzierten und zu weiteren Ergebnissen und Ableitungen in Bezug auf Fremdunterbringung, sozialpädagogische Elternarbeit, familientherapeutische Begleitung und Zusammenarbeit aller Beteiligten finden sich im Abschlussbericht der Schülerwohnen-Studie (Lienhart, 2011).

Die Aufnahmesupervision im Kooperationsmodell des „Schülerwohnen Graz“

Familienstärkende Fremdunterbringung ist eine Kooperation aller Beteiligten und es ist somit eine Kooperation im Sinne einer „geteilten Verantwortung“ über den gesamten Betreuungsprozess notwendig. Entsprechend zentral ist der Aufnahmeprozess als Beginn des Fallverstehens, dem Entwickeln von Zielen und Settings und einer klaren Rollenverteilung.

In Form eines Rollenspiels, das eine Aufnahmesupervision eines konkreten Falles nachstellt, sollte für die WorkshopteilnehmerInnen die Idee der „geteilten Verantwortung“ im Schülerwohnen Graz greifbar gemacht werden. Involviert ist somit das Fallteam, bestehend aus SozialarbeiterIn, TherapeutIn, BezugsbetreuerIn, FamilienberaterIn sowie dem/r SupervisorIn und dem/r Pädagogischen LeiterIn des Angebotes. Im Idealfall nehmen auch Fachkräfte, die schon in vorangegangenen Hilfen mit den Kindern oder Eltern gearbeitet haben, teil. Ziel der

Aufnahmesupervision ist es, die Ist-Situation darzustellen, alle vorhandenen Informationen zusammenzutragen und möglichst konkrete Ziele und Aufträge für den Betreuungsprozess der Kinder einerseits und der Zusammenarbeit mit der Familie andererseits zu formulieren.

Die Aufnahmesupervision dient der Vorbereitung auf das Aufnahmegespräch. Hier geht es darum, einen guten Aufnahmekontext zu finden, um die Wahrscheinlichkeit auf ein Gelingen der Maßnahme zu erhöhen. Hypothesen im Sinn von Zugangshypothesen zur Familie werden gebildet: „Was hat bisher funktioniert bzw. nicht funktioniert und wie wollen „wir“ die Maßnahme anlegen, welche gemeinsame Idee gibt es für die Erreichung der Ziele?“ Ein weiteres Ziel der Aufnahmesupervision ist es, Anknüpfungspunkte und Türöffner zur Familie zu finden, damit die BetreuerInnen gut vorbereitet in den Kennenlerntermin mit der Familie und in das Aufnahmeverfahren gehen können.

Die Aufnahmesupervision als Rollenspiel

Im ersten Schritt wird das relevante Familiensystem mittels Genogramm sichtbar gemacht. Durch genaues Nachfragen und Einbringen aller bekannten Informationen durch die in der Aufnahmesupervision Beteiligten, wird das Wissen über den Fall möglichst differenziert dargestellt.

Folgende Informationen wurden in der Aufnahmesupervision zusammengetragen: Es geht um die Aufnahme von Kerstin, 12 Jahre alt. Vor etwa einem halben Jahr kam es zu körperlicher Gewalt der Kindsmutter an ihr. Die Folge war ein Schädel-Hirn-Trauma, woraufhin Kerstin kurzfristig auf einen Krisenpflegeplatz kam. Bis zu diesem Zeitpunkt lebte Kerstin mit ihren Eltern zusammen. Nach dem Krisenpflegeplatz wohnte Kerstin rund sieben Monate – bis jetzt – bei ihrem Vater. Sie hat seit dem Vorfall keinen Kontakt mehr zur Mutter, ein Strafverfahren ist anhängig. Das Verhältnis von Kerstin zu ihrem Vater ist, laut ihr, sehr gut. Sie muss bei ihm aber sehr viel Verantwortung für ihre kleinen Stiefgeschwister übernehmen. Kerstin hat beim Vater alle Freiheiten, ist am Abend nicht zuhause und schwänzt regelmäßig die Schule. Ihr Vater ersuchte die Kinder- und Jugendhilfe um Unterstützung. Eine ambulante Erziehungshilfe war schon installiert, dabei gab es aber keine nennenswerten Fortschritte.

Vater: Er hat die Obsorge für Kerstin beantragt. Er ist arbeitslos und hat ein Alkoholproblem. Überforderung in der Erziehung von Kerstin ist vorhanden.

Mutter: Sie ist Schlaganfall-Patientin und war auch mit der Erziehung von Kerstin überfordert.

Nachdem im ersten Teil alle relevanten Informationen zusammengetragen wurden, werden im zweiten Teil der Aufnahmesupervision von den Beteiligten Ziele und Aufträge für die Unterbringung von Kerstin und für die Zusammenarbeit mit ihrem Herkunftssystem formuliert:

- Im Schülerwohnen soll Kerstin einen neutralen Platz bekommen, der Druck und die Verantwortung die sie aufgelegt bekommt, sollten ihr dadurch genommen werden.
- Kerstin sollte eine Therapie machen, in der die Gewaltvorfälle aufgearbeitet werden und wenn möglich der Kontakt zur Mutter über die WG langsam wieder aufgebaut wird.
- Durch die Familienberatung sollte der Vater soweit in seiner Erziehungskompetenz gestärkt werden, dass er Kerstin ein altersadäquates Leben ermöglichen kann.
- Vorerst kann Kerstin die Wocheneden bei ihrem Vater verbringen. Dazu ist aber ein festgelegter Tagesablauf nötig, damit nicht wieder die alten Muster aktiv werden. Zum Beispiel sollten die Ausgehzeiten festgesetzt und auch kontrolliert werden.
- Falls eine Rückführung zum Vater zum Thema wird, sollte vorher die Perspektive von Kerstins Vater mit seiner neuen Partnerin abgeklärt werden. Diese soll dann auch eingebunden werden.

Das Rollenspiel war gezeichnet durch eine hohe emotionale und fachliche Dichte. Die Schwere der familiären Dynamiken war spürbar und engagierte sowie fundierte Überlegungen der TeilnehmerInnen sorgten dafür, dass die Diskussion im Anschluss daran sehr lebhaft war und spannende Aspekte zutage förderte.

Diskussion, Anmerkungen und Fragen der WorkshopteilnehmerInnen

Im Anschluss und während der Aufnahmesupervision wurden von den WorkshopteilnehmerInnen unter anderem noch folgende Fragen, Anmerkungen und eigene Erfahrungen eingebracht:

- Wo bleibt die Perspektive der Kinder und Jugendlichen? Was will Kerstin? Besteht die Gefahr, dass die Sicht der Kinder durch die vielen ExpertenInnen verlorengeht?

Wichtig in diesem Kontext ist das Kennenlerngespräch, in dem dann nicht mehr das gesamte Helfersystem, sondern nur die Familie, das Kind und der/die BezugsbetreuerIn anwesend sind.

Dieser Kennenlerntermin findet in zeitlicher Abfolge nach der Aufnahmesupervision statt, dann, wenn die Ziele des Betreuungsprozesses definiert sind und alle Informationen zum Fall zusammengetragen wurden. Dann erst können die vorhandenen Fakten mit den Eltern besprochen werden. In diesem Gespräch können die Eltern ihre Sichtweise einbringen und es soll der Familie die Möglichkeit gegeben werden, das Angebot und die beteiligten Personen kennenzulernen. Zusätzlich soll es einen Rahmen bie-

ten, um die Arbeitsweise und die Haltung des Angebotes darzulegen sowie die Möglichkeit für die Familie bieten, Fragen zu stellen, Ängste abzubauen und eine Beziehung herzustellen.

Im Workshop entwickelte sich eine kontroverielle Diskussion darüber, wieviel Information aus der Perspektive von Fachkräften zur Hilfen- und Familiengeschichte am Beginn einer Maßnahme Sinn macht: Bekommen die neu hinzugekommenen Fachkräfte dadurch vorgefertigte Bilder und sind nicht mehr offen für die Perspektive der Familien oder sind diese Informationen eine zentrale Ausgangslage für eine Annäherung an das Verstehen von Kindern und Familien?

- Worin liegt der Vorteil, schon vorher über die Fallgeschichte Bescheid zu wissen?

Eine gute Vorinformation ist für das Betreuungsteam vorteilhaft, weil nur so klar wird, wo in der Betreuung angeockt werden kann und wo sich z. B. Türöffner zur Familie finden lassen.

Auf der anderen Seite gibt es auch die Arbeitsweise oder Grundhaltung, mit wenigen Vorinformationen in den Betreuungsprozess zu gehen. Oft aber, wenn nur die SozialarbeiterInnen den Fall vorstellen, schaut alles hoffnungslos aus, wie die BetreuerInnen vom Schülerwohnen berichten. Hier liegt der Vorteil der Aufnahmesupervision: Dort ist viel Platz und Zeit, um auch Positives und Ressourcen zu finden. So lässt es sich vermeiden, dass man mit der genannten Hoffnungslosigkeit in einen Fall einsteigt. Auch werden im Rahmen des Genogramms wertvolle persönliche Ressourcen, die aktiviert werden können, sichtbar. Generell lässt sich sagen, dass man nicht losgelöst von der Familiengeschichte arbeiten kann. Es ist aber wichtig zu unterscheiden, dass es sich um ein Verstehen und nicht um ein Diagnostizieren handelt.

- Was sind die supervisorischen Elemente in der Aufnahmesupervision? Welche Qualifikationen oder Erfahrungen braucht der/die SupervisorIn?

Der/die SupervisorIn sollte Erfahrung in der Kinder- und Jugendhilfe haben. Da während der Aufnahmesupervision unterschiedliche Hypothesen (im Sinne von Zugangshypothesen) entstehen, ist es seine/ihre Aufgabe, diese einzuordnen und in einen Kontext zu setzen. Zum Beispiel kann er/sie Dynamiken identifizieren, die sich über Generationen durch die Familie ziehen und in die alltägliche sozialpädagogische Arbeit wirken.

- Wann und von wem erfolgt die Entscheidung über die Aufnahme?

Die Entscheidung über die Aufnahme obliegt dem/der Pädagogischen LeiterIn in Abstimmung mit dem Team des Angebotes. Findet die Aufnahmesupervision statt, ist im

Team schon die Entscheidung für eine Aufnahme gefallen. Allerdings kann sich in Ausnahmefällen in der Aufnahmesupervision auch herausstellen, dass für die Familie doch eine andere Betreuungsform, z. B. eine ambulante, zielführende ist.

- Ist im Schülerwohnen immer Rückführung ein Ziel?

Nein. Der Hauptanfragegrund im Schülerwohnen ist, wenn die SozialarbeiterInnen der Kinder- und Jugendhilfe es als wichtig erachten, dass im Betreuungsprozess eine intensive Zusammenarbeit mit der Familie stattfindet. Es gibt auch immer wieder Jugendliche, die bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahr im Schülerwohnen bleiben. Die BetreuerInnen berichten aus ihrer Praxis, dass auch wenn Rückführung kein Ziel ist, die Kinder emotional sehr stark von der engen Zusammenarbeit mit der Familie profitieren – dazu gibt es auch ganz deutliche Hinweise im oben genannten Forschungsprojekt

- Der Aufnahmeprozess und die Elternarbeit sind sehr ressourcenintensiv. Wie wird im Schülerwohnen damit umgegangen?

Vor allem die Ausbezahlung des Tagsatzes zur Elternarbeit nimmt einen zentralen Stellenwert in der Finanzgebarung des Schülerwohnens ein. Ohne diese Pauschale von rund 30,- Euro pro Tag, wäre die Arbeit im Schülerwohnen so nicht möglich. Dafür sind aber permanente Verhandlungen mit der Behörde notwendig. Außerdem muss von den BetreuerInnen eine sehr hohe zeitliche und organisatorische Flexibilität eingefordert werden. Ein Teilnehmer merkte dazu an, dass die personelle Ausstattung des Schülerwohnens angesichts der Kinderanzahl nicht überdimensioniert ist.

- Wo kommt die Grundhaltung des Familienstärkens her?

Zu dieser TeilnehmerInnenfrage entwickelte sich eine Diskussion darüber, ob es bei einer Trennung zwischen langfristiger und familienstärkender Fremdunterbringung bleiben soll oder ob die Entwicklung grundsätzlich in diese Richtung geht.

Hing vor einigen Jahren die Familienorientierung in der Fremdunterbringung noch vom Engagement einzelner handelnder Personen ab, so fand in den letzten Jahren in der Kinder- und Jugendhilfe ein Paradigmenwechsel statt. Dieses vermehrte Miteinbeziehen der Familie schlägt sich mittlerweile in Richtlinien der EU und UNO sowie in Österreich in der Novelle des Kinder- und Jugendhilfegesetzes nieder, so eine Vertreterin der Kinder- und Jugendhilfe. Bei SOS-Kinderdorf gibt es seit ca. 10 Jahren unterschiedliche, familienstärkende Fremdunterbringungsangebote, 2012 wurde dazu ein Rahmenkonzept entwickelt. Seit 2013 wird basierend auf unterschiedlichen Erfahrungen und Forschungsergebnissen verstärkt über die Notwendigkeit familienstärkender Ansätze auch in langfristigen Fremdunterbringungssettings diskutiert. ■ ■ ■ ■



FGC – FAMILY GROUP CONFERENCE.

Familien stärken oder mehr als das?

„**W**iden the circle!‘ und ‘Ask the family!‘ sind Anforderungen zur Aktivierung von Netzwerken in Entscheidungsfindungsprozessen.“ Damit greift Christine Haselbacher Haltungen und zentrale Themen im Kontext des Verfahrens „Family Group Conference“ auf:

- den Kreis – als Erweiterung in der Kooperation von Familie und Sozialer Arbeit bzw. als Voraussetzung für eine Kommunikation auf Augenhöhe,
- die Beteiligung der Familie und ihrer Netzwerke bei Entscheidungen,
- das empowerment – als Stärkung von Autonomie, Aktivierung und Selbstbemächtigung von bisherigen „KlientInnen“.

Das Verfahren „stammt aus Neuseeland und rückt die Beteiligung der Familie sowie der Kinder und Jugendlichen in den Mittelpunkt. Menschen haben ein Recht auf ihre eigenen Probleme und also auch ihre eigenen Lösungen. Die Antworten liegen oft inmitten des Familien- und Freundeskreises. Das hat Konsequenzen für die HelferInnen und die Soziale Arbeit. Haben sie das Zutrauen in die Fähigkeiten und Möglichkeiten der erweiterten Familie, in ungewöhnliche Ideen und Ergebnisse?“ Dieser Frage aus der Workshopbeschreibung geht Christine Haselbacher im Austausch mit den TeilnehmerInnen aus ambulanten und stationären Jugendhilfeeinrichtungen, aus Wissenschaft und Jugendamt nach. Zuerst wird das Verfahren mit den einhergehenden Veränderungen der Rolle Sozialer Arbeit vorgestellt. In der Diskussion wird die Family Group Conference als Maßnahme im Kontext von Kinder- und Jugendhilfe beleuchtet und ihre Möglichkeiten und Grenzen ausgelotet.

Die Family Group Conference

Der neuseeländische Staat sah sich mit einem strukturellen Rassismusvorwurf konfrontiert, als bedeutend mehr Kinder aus Maori-Familien fremduntergebracht wurden. Dem begegnete das Jugendamt mit dem Angebot einer Family Group Conference und griff damit auf einen von Maoris praktizierten Problemlösungsprozess zurück. In den 1980er Jahren wurde die Family Group Conference in Neuseeland als – von Seiten der Jugendhilfe verpflichtend zu machendes – Angebot an Familien installiert.

In den USA wurde das Verfahren als „family decision

making process“ weiterentwickelt. Auf herausragende Akzeptanz traf das Prozedere in den Niederlanden. Das dort als „Eigene Kraft Konferenzen“ benannte Verfahren wurde bereits über 2000 Mal durchgeführt. Im deutschen Sprachraum setzte sich der Begriff „Familienrat“ durch, aber auch der „Verwandtschaftsrat“, die „soziale Gruppenkonferenz“ oder die „Familiengruppenkonferenz“, wie ein Teilnehmer aus Vorarlberg berichtet, werden verwendet.

Ein Paradigmenwechsel von der wissenden Helferin zur verantwortlichen Familie

Die Herangehensweise in einem Problemlösungsprozess erfordere einen Paradigmenwechsel der Fachkräfte, unterstreicht Christine Haselbacher. „If you have a problem, always make a circle and ask the family“, sei die leitende Haltung in der Zusammenarbeit zwischen Kinder- und Jugendhilfe und Familie. Die „Klientin Familie“ mit ihren Defiziten und ihrem Hilfebedarf werde ersetzt durch „Familie und soziales Netzwerk als ExpertInnen für ihre Lebenswelt“. Mit dem FGC-Verfahren werde die KlientInnen-Beteiligung um die KlientInnen-Ermächtigung erweitert. Soziale Arbeit und Familie begegnen einander auf gleicher Augenhöhe. Die Familie habe ein Recht auf ihre Probleme, auf eigenständige Lösungswege, auf Selbstverantwortung. Referenzrahmen seien sowohl die Menschenrechts- als auch die Kinderrechtskonvention. Das Recht von Kindern auf Mitbestimmung eröffnet Kindern und Jugendlichen Möglichkeiten, sich kreativ und mitgestaltend einzubringen. Partizipation heißt in der Folge auch, ihre Beiträge ernst zu nehmen und unkonventionelle Lösungs-ideen aufzugreifen.

Werden Familiengruppenkonferenzen angeboten, gehe es vorrangig um Entscheidungsfindungsprozesse. Als Beispiele führt Haselbacher an: Fremdunterbringung oder Verbleib bei den Eltern, Rückkehr zu den Eltern oder Verbleib in der Einrichtung, Obsorge bei der Mutter oder beim Vater nach einer Scheidung. Die Rolle von SozialarbeiterInnen reduziere sich auf die Unterstützung der Organisation des Verfahrens. Ihre Aufgabe bestehe darin, die Sorgen zu äußern und Mindestanforderungen an die Eltern klarzulegen. Missstände und Probleme werden deutlich ausgesprochen, mit Lösungsvorschlägen halten sich die SozialarbeiterInnen aber zurück. Die Familie selbst formuliere ihre Ziele im Problemlösungsprozess. Ein entsprechender Respekt gegenüber der Familie und Vertrauen in ihre Kompetenzen und Handlungsmöglichkeiten sei dafür Voraussetzung und auch Herausforderung für die Fachkräfte.



WORKSHOPLEITUNG:
CHRISTINE HASELBACHER

TEXT: BETTINA HOFER

Für den Einsatz von Familiengruppenkonferenzen gebe es aus der Erfahrung von Haselbacher weder ungeeignete Familien noch ungeeignete Fragestellungen. Das Verfahren werde insbesondere Familien angeboten,

- die mit herkömmlichen Hilfen schwer erreichbar sind,
- die sich bislang wenig an Veränderungsprozessen beteiligt haben,
- mit denen Konflikte in der Zusammenarbeit mit der Kinder- und Jugendhilfe bestehen,
- die wenig Unterstützung in ihrem Umfeld erfahren,
- die den Schutz des Kindeswohles alleine nicht gewährleisten können,
- die sich in Krisensituationen befinden.

Die Voraussetzungen für eine Familiengruppenkonferenz beschränken sich auf drei Aspekte:

- das Zutrauen in die Familie,
- die Motivation der Familie und
- eine minimale Größe des sozialen Netzwerkes von etwa sechs Personen.

Ein Experiment zum sozialen Netz

„Wer ist die Familie in einer Familiengruppenkonferenz?“ hinterfragten TeilnehmerInnen in der Diskussion. In einem Experiment näherte sich die Workshop-Gruppe möglichen Zusammensetzungen, Fähigkeiten und Ressourcen von Familie an. Ausgehend von der eigenen Familie und dem Unterstützungssystem wurde gesammelt, wer und welche Situationen als Ressource oder Belastung erlebt werden. In der Auseinandersetzung mit zahlreichen Fragen zum sozialen Umfeld, zu Verwandten, NachbarInnen, ArbeitskollegInnen und FreundInnen gelang eine Annäherung an die individuelle Bedeutung von Familie und Netzwerk. Im Plenum wurde z. B. eingebracht, wie wichtig es sei, um die Unterstützung zu wissen, aber eigene Entscheidungen treffen zu können. Erstaunt hat, dass Fragen zu Ressourcen in der spontanen Assoziation häufig mit Personen aus der Herkunftsfamilie beantwortet werden. Hilfe im Alltag werde eher aus dem Familienkreis erfahren, während man sich Rat vor allem bei FreundInnen hole.

Zum Ablauf einer Familiengruppenkonferenz

Christine Haselbacher fasst die Ausgangslage zusammen: Nachdem der/die SozialarbeiterIn einen Missstand in der Familie entdeckt, ihre Sorge geäußert hat, stehen Ent-

scheidungen in der Familie an. Der/die SozialarbeiterIn schlägt für diese Entscheidungsfindung einen Familienrat vor. Ein Teilnehmer mit Erfahrung in Familiengruppenkonferenzen weist darauf hin, dass bereits in dieser Phase Veränderungen stattfinden. Mit dem Angebot des Verfahrens begegne der/die SozialarbeiterIn der Familie auf Augenhöhe und die Kommunikation zwischen Jugendamt und Familie verbessere sich. Damit werden Prozesse initiiert, die Familien und ihr soziales Netz zum Handeln motivieren. Stimmt die Familie dem Angebot einer Familiengruppenkonferenz zu, beauftragt der/die SozialarbeiterIn eine/n unabhängige/n KoordinatorIn mit der Organisation. Die Vorbereitungsphase nehme dabei den größten Teil der Zeit ein, erzählt Christine Haselbacher aus eigener Erfahrung. Alle Beteiligten – die Familie, Jugendamt, soziale Einrichtungen – müssen Ziele und Prozess eines Familienrates verstehen und mit ihren Aufgaben vertraut gemacht werden. Ausgehend von der Sorgeformulierung der Sozialarbeiterin/des Sozialarbeiters werde der Auftrag an die Konferenz vereinbart. Daran sind SozialarbeiterIn, KoordinatorIn, die Eltern, Kinder und Jugendlichen mit Unterstützungspersonen und die Familie betreuende Fachkräfte beteiligt. In dieser Zeit wird geklärt, wie die Familie ihre Konferenz gelingend gestalten kann.

Mit der Familie wird das Netzwerk erhoben und erweitert, möglicherweise Kontakte reaktiviert, eine Einladungsliste erstellt, Ort und Zeit festgelegt. Meist sei das Netzwerk größer als angenommen, sind sich Workshopleiterin und TeilnehmerInnen einig. Jedenfalls können Verwandte, FreundInnen, NachbarInnen ebenso eingeladen werden wie andere bedeutsame Personen aus dem sozialen Umfeld, beispielsweise aus der Schule, aus Vereinen oder der Arbeitsstelle, die zur Klärung der Fragestellung wichtig sind.

Die Konferenz beginnt mit einer Begrüßungs- und Informationsphase durch den/die KoordinatorIn. In dieser Phase sind alle Anwesenden – der/die VertreterIn des Jugendamtes, betreuende Fachkräfte, die Familie und die von ihr eingeladenen Personen – beteiligt. Es werden die Situation und damit der Anlass für den Familienrat geschildert, die Sorge des Jugendamtes geäußert und Ziele für die Konferenz formuliert. Die Fachkräfte stehen für Rückfragen zur Verfügung und können Ressourcen und Stärken der Familie formulieren. Alle Anwesenden erhalten damit denselben Informationsstand und es werden Regeln für den weiteren Verlauf festgelegt. Für die anschließende Familienzeit verabschieden sich alle Fachkräfte, die/der KoordinatorIn bleibt auf Abruf in der Nähe. Bereits bei der Organisation der Konferenz sei ausreichend Zeit

für diese Phase einzuräumen, betont Haselbacher. Die Familie und ihr Netzwerk diskutieren über mögliche Lösungen, erstellen einen Plan und treffen Vereinbarungen. Eine Person, die von allen akzeptiert wird, moderiert in dieser Phase und hält die Ergebnisse fest. In der Entscheidungsphase, an der SozialarbeiterIn und KoordinatorIn wieder beteiligt sind, werden die Ergebnisse präsentiert. Dem in der Konferenz erstellten Plan – mit dem Ziel, die Sorge der Sozialarbeiterin/des Sozialarbeiters zu entkräften – wird seitens der Behörde zugestimmt oder es bedarf neuer Verhandlungen. Die Entscheidung wird dokumentiert. Bevor die Fachkräfte und die/der KoordinatorIn sich verabschieden, wird die Konferenz mit einer Runde, in der nochmals die Ressourcen der Familie und ihres sozialen Netzwerkes benannt werden, abgeschlossen. In der Umsetzungsphase besteht die Möglichkeit einer Folgekonferenz.

Zur Praxis in Österreich

In Niederösterreich führten das Ilse Arlt Institut für Soziale Inklusionsforschung und der Masterstudiengang Soziale Arbeit der Fachhochschule St. Pölten ein Pilotprojekt mit der Kinder- und Jugendhilfe der Niederösterreichischen Landesregierung, den Jugendämtern der Bezirke St. Pölten und Amstetten und einem freien Träger durch. Das Verfahren wurde anschließend in der niederösterreichischen Kinder- und Jugendhilfe implementiert. Dennoch werde die Maßnahme selten eingesetzt, berichtet Christine Haselbacher. Betroffenen Familien würden eher bekannte Angebote wie die ambulante Familienarbeit gemacht als ein neues Verfahren, mit dem sowohl SozialarbeiterInnen als auch Familien wenig Erfahrung haben. Von mehreren Seiten wird in der Diskussion hervorgehoben, wie wichtig die eigene Teilnahme der SozialarbeiterInnen an Familiengruppenkonferenzen sei, um das Verfahren selbst kennenlernen, ausprobieren und in der Folge einer Familie anbieten zu können. Insgesamt sei mehr Flexibilität im Jugendhilfeangebot gefordert.

In Vorarlberg werde die Familiengruppenkonferenz vermehrt eingesetzt, wenn Maßnahmen der ambulanten Familienarbeit zu kurz greifen, erzählt ein Teilnehmer aus der Praxis. Aus seiner Sicht erfordere das Verfahren eine gewisse „Demut gegenüber den Familien“. Das ExpertInnen-tum reduziere sich auf Unterstützung, den Familien seien vermehrt Kompetenzen zuzutrauen.

An der Fachhochschule St. Pölten finden regelmäßig Weiterbildungslehrgänge zur Koordination von Familienräten statt. Sie befähigen zur Durchführung des Verfahrens und vermitteln Wissen zum Einsatz insbesondere im Kontext der Kinder- und Jugendhilfe. Besondere Aufmerksamkeit wird der Beteiligung von Kindern und Jugendlichen sowie der Bedeutung der exklusiven Familienzeit gewidmet.

Perspektiven

Die interaktive Beschäftigung mit Familiengruppenkonferenz inspirierte die TeilnehmerInnen zu folgendem Resümee:

- FGC als Soziale Arbeit der Zukunft
- ein interessantes Angebot auch im stationären Bereich bei Rückführungen von Kindern
- eine realistische Möglichkeit, Familien zu begleiten
- ein belebender und vitalisierender Prozess für Fachkräfte
- gestärkte Motivation, den Ansatz in die eigene Arbeit zu integrieren
- Neugierde am Ausprobieren geweckt
- Anstoß für erste Überlegungen, mit welchen Familien das Verfahren passend wäre
- Implementierung als langwieriger Prozess mit intensivem Lobbying
- bestätigt in der Annahme: für die Erziehung eines Kindes braucht es ein ganzes Dorf
- gestärkte Hoffnung auf Verantwortungsübernahme durch die Familie
- ambulante Familienarbeit als wichtiges Angebot in der Begleitung nach einer Familiengruppenkonferenz
- Berücksichtigung des Angebotes in Vereinbarungen zum Schutze des Kindeswohles
- ein Verfahren, das nicht nur in der Arbeit mit Familien, sondern auch in größeren Zusammenhängen wie Gemeinden oder Regionen angewendet werden kann.

Hinweis

Familienrat/Family Group Conference – ein Film von Christian Werner & René Staebler, Hrsg. & Copyright JaKuS e. V. & Jugendamt Mitte (eine Dokumentation zur Anwendung des Verfahrens in Berlin, in der Familien, SozialarbeiterInnen und KoordinatorInnen zu Wort kommen).

Weiterbildung Familienrat:
<http://inclusion.fhstp.ac.at/>
www.familienrat-fgc.at



IMPRESSIONEN





„WENN MAN INS WASSER KOMMT, LERNT MAN SCHWIMMEN“.

Stationäre Familienaufnahmen als Unterstützung der Erziehung.

Was ist FamiK? Konzept und theoretischer Hintergrund

Der Workshop wurde rege besucht, offensichtlich lockte die Aussicht, mehr über ein in der Landschaft der österreichischen Kinder- und Jugendhilfe ungewöhnliches Konzept zu erfahren. Dieses Interesse zeigte sich durch reges Nachfragen der WorkshopteilnehmerInnen und ihre Inputs, die in diesem Text aufgearbeitet sind. Astrid Petritsch, die pädagogische Leiterin erläutert, dass SOS-Kinderdorf seit einiger Zeit Angebote der Familienstärkung forciert und erzählt, wie eine mit Zwillingen schwangere Mutter von zwei Kindern durch die Sozialarbeiterin an das SOS-Kinderdorf Moosburg vermittelt wurde. Dies war die Geburtsstunde der – damals noch – Gastfamilien, heute heißt dieses Angebot Eltern-Kind-Wohnen. Das Konzept wurde 2002 praktisch über Nacht entwickelt, nach zwei Jahren jedoch wurde klar, dass stationäre Familienbetreuung ein dem Bedarf entsprechendes und zukunftsfähiges Konzept sein würde. Seither wurden zahlreiche Familien betreut und dabei zeigte sich: Nicht alle Familien eignen sich für eine längerfristige stationäre Aufnahme und Begleitung und nicht in allen Fällen können Kinder letztlich in den Familien verbleiben. Daraus entstand 2011 das Konzept „FamiK – Familie in Krisen“ als eine auf drei Monate befristete Form der stationären Familienbetreuung, mit dem primären Zweck einer Abklärung. Zielgruppe sind Familien, bei welchen eine fachliche Abklärung zur weiteren Verlaufs- und Erziehungsplanung erforderlich ist, damit ein Verbleib der Kinder in der Familie ermöglicht wird. Ausschlusskriterien sind z. B. akute Suchtproblematiken ohne Bereitschaft zur Veränderung oder psychiatrische Erkrankungen ohne medizinische Betreuung.

Dem Angebot FamiK, so erläutert Mario Rupp, steht ein Haus außerhalb des SOS-Kinderdorfes Moosburg zur Verfügung, in ländlicher Gegend, unauffällig, sehr anonym, mit zwei Wohneinheiten und einem großen Garten. Die Freiwilligkeit der beteiligten Familien wird vorausgesetzt, wobei in nicht wenigen Fällen eine Fremdbetreuung der Kinder droht. Die Familien, meist alleinerziehende Mütter mit noch kleinen Kindern, ziehen für etwa drei Monate in das Haus von FamiK, sie zahlen keine Miete und müssen so ihre eigentliche Wohnung nicht aufgeben. Der Tagsatz beträgt € 250,- für eine Familie mit bis zu vier Kindern oder € 270,- ab fünf Kindern. Für den Lebensunterhalt kommen die Familien selbst auf, ebenso für die Führung des Haushaltes. Im Regelfall genügen drei Monate, in Einzelfällen, etwa eine alleinerziehende Mutter mit

acht Kindern, besteht die Möglichkeit einer Verlängerung durch die Kärntner Landesregierung. Manche Familien haben chronische, andere akute Krisen, die meisten beides. Globales Ziel ist es, die Familie so weit zu stützen, dass sie den Kindern langfristig ein stabiles Zuhause bieten können und Fremdunterbringung vermieden wird. Die Begleitung erfolgt stets durch ein 2er-Team, eine/einen PädagogIn (FamilienberaterIn) mit 20 und eine/einen PsychologIn mit 10 Wochenstunden.

Nur in wenigen Ausnahmen verbleiben die Kinder in deren angestammten Schulen oder Kindergärten. Meist besuchen sie die nahe gelegene öffentliche Schule bzw. den Kindergarten, mit denen eine Kooperation besteht. Für die Kinder stellt dies einen Perspektivenwechsel, einen Neuanfang dar, weil sie dort noch „unbeschriebene Blätter“ sind, noch nicht stigmatisiert. Zugleich ist FamiK bemüht, aufrechtzuerhalten was an Struktur vorhanden ist und funktioniert und keine „allzu künstliche“ Struktur und keine unnötigen Brüche zu schaffen. Wenn Eltern berufstätig sind, passen die MitarbeiterInnen von FamiK ihre Arbeitszeiten entsprechend an. Wenn Alleinerziehende berufstätig sind, wird Kinderbetreuung organisiert.

Fragestellungen der Abklärung

Das Prozedere läuft so, dass die Kinder- und Jugendhilfe für eine konkrete Familie um einen Platz anfragt. Der/die SozialarbeiterIn beschreibt die Situation und die Problematik(en) der Familie. Danach folgt ein Vorgespräch durch FamiK mit der Familie bei dieser zuhause. Im Vordergrund steht dabei die Frage: „Von wem und wie wird die Krise beschrieben?“ Wichtig sind hier die Perspektiven der Familie, der SozialarbeiterInnen und des Umfeldes (z. B. der Nachbarschaft, der Schule, des Kindergartens, etc.). Aus all diesen Perspektiven ergibt sich ein holistisches Bild der familiären Situation. Aus Perspektive der SozialarbeiterInnen steht meist die Frage im Vordergrund, ob ein Verbleib der Kinder in der Familie möglich ist. Aus Sicht der SozialarbeiterInnen fehlen dazu oftmals Voraussetzungen, aus Sicht der Familie ist dem nicht so und so entsteht die Bereitschaft zur Annahme der Unterstützung durch „Familien in Krisen“. Eine weitere wichtige Frage ist jene, ob die Familie zu Änderungen bereit ist. Die Freiwilligkeit der Familie ist meist eine relative, da ja meist bereits das Damoklesschwert der Fremdunterbringung über der Familie schwebt. Erfahrungsgemäß ist ein Erfolg sozialpädagogischer Familienhilfe sehr von der Qualität der inner- und außerfamiliären Beziehungen



WORKSHOPLEITUNG:
ASTRID PETRITSCH UND MARIO RUPP

TEXT: WOLFGANG HAGLEITNER

abhängig. Zu klären ist auch die Wohnsituation, die oftmals prekär ist, da einige von Delogierung betroffen oder bedroht sind. Daraus resultiert die Frage, wo es für die Familie sinnvoll ist zu leben – unter Berücksichtigung beispielsweise der Infrastruktur, Kindergarten, Schule oder der Verfügbarkeit von öffentlichen Verkehrsmitteln. Auch die finanzielle Situation der Familien stellt sich meist trostlos dar. Hier wird in einem ersten Schritt Klarheit geschaffen und bilanziert, in weiterer Folge Maßnahmen wie Schuldenregulierungen angestrebt um eine Voraussetzung zu schaffen, auf welcher eine stabile Lebensbasis errichtet werden kann. Schließlich wird das verbale und nonverbale Kommunikationsverhalten der Familie in den Blick genommen. Viele KlientInnen haben etwa nie gelernt, Konflikte konstruktiv auszutragen oder gar miteinander zu reden. FamiK kann in diesen drei Monaten natürlich keine Wunder wirken, aber es können Vorbereitungen für die Zeit danach getroffen werden, wo und wie auch immer. Auch kann Entwicklungsbedarf sichtbar gemacht und geklärt werden, welche Art von Unterstützung für die Familie langfristig hilfreich sein wird.

Ziel und Zweck von FamiK

Neben der Abklärung ist die Stabilisierung und Beruhigung der Familie ein wesentliches Ziel. Dabei wird vermittelt, dass SOS-Kinderdorf nicht das Ziel verfolgt, der Familie die Kinder „wegzunehmen“. Dazu ist es wichtig in Kommunikation zu kommen und Vertrauen aufzubauen. Ziel ist ferner der Erhalt der Familie oder dies zumindest in Aussicht zu stellen, was in den meisten Fällen auch gelingt. Schließlich sollen Perspektiven aufgezeigt werden, wie es nach der Maßnahme weitergehen kann. Die Familie wird motiviert aktiv zu werden, Hoffnung zu fassen, Erfolge und Wirksamkeit zu erleben und letztlich ihr Leben wieder selbst in die Hand zu nehmen. Am Ende der drei Monate sollte ein passgenauer Hilfeplan für die Familie stehen.

Untersuchungen, Diagnosen und Behandlungen

Die WorkshopleiterInnen betonen, dass zuerst Beziehung und Vertrauen hergestellt werden müssen, bevor es zu Untersuchungen irgendwelcher Art kommt. Das 2er-Team von FamiK führt psychosoziale und pädagogische Abklärung mit Hilfe klassischer Testverfahren durch. Die Kinder der Familie werden im Ambulatorium von SOS-Kinderdorf Moosburg durch einen Kinder- und Jugendpsychiater un-

tersucht. Mitunter sind auch Gesundenuntersuchungen oder allfällige Behandlungen, beispielsweise der Zähne bei Kindern und Erwachsenen, angeraten. Bei Erwachsenen wird eine klinisch-psychologische Diagnostik durchgeführt, um einen allfälligen pathologischen Hintergrund zu erkennen. Im Umfeld der Familie erfolgt eine psychosoziale Abklärung, beispielsweise um die Kommunikation mit Nachbarn oder der Schule wieder in Gang zu bringen und den Boden für weitere Zusammenarbeit nach der Rückkehr der Familie zu bereiten. Auf den Ergebnissen der Untersuchungen und Diagnosen wird die professionelle Zugangsweise der pädagogischen und psychologischen Arbeit abgestimmt.

Die Haltung und der innere Auftrag

Die Haltungen entsprechen und entspringen einem ‚inneren Auftrag‘ der MitarbeiterInnen und sind in der Arbeit mit Familien von essentieller Bedeutung. In den meisten Fällen wird mit Familien mit Mehrfachproblemlagen gearbeitet: unbenannte Bedürfnisse, ungeklärte Beziehungen, komplizierte Familien-/Patchworksysteme, Kommunikationsdefizite, fehlende Erziehungskompetenz, fehlende Tagesstrukturen, finanzielle Probleme, existenzielle Frustrationen, belastende Biographien oder psychologische Störbilder sind nur einige davon. Trotzdem werden Familien und ihre einzelnen Mitglieder in ihrer Würde und in ihrem Wert betrachtet. Ein ressourcenorientierter Ansatz lenkt den Blick auf das, was intakt ist, was gut funktioniert. Dabei helfen sinn- und wertorientierte logotherapeutische Ansätze.

Beim ersten Kontakt herrscht meist sehr große Nervosität bei den Familien. Aus diesem Grund findet, sofern die Entscheidung einer Aufnahme in FamiK gefallen ist, ein weiteres sogenanntes Aufnahmegespräch statt. Der Wechsel des Lebensortes bietet Abwechslung und nicht selten einen Abschluss mit alten belastenden Verhältnissen. Das ländliche Umfeld bietet Ruhe, Raum und Platz. Der Beginn der Maßnahme bzw. die Ankunft der Familie will gut vorbereitet sein. Bei Ankunft im Haus wird den Familien geholfen sich vor Ort zurechtzufinden. Es wird Kontakt mit der Schule bzw. dem Kindergarten hergestellt. Wenn Familien dies wünschen, werden Gespräche mit der Schule, dem Kindergarten, Behörden oder Vereinen begleitet und unterstützt.

Der Alltag bietet viel Struktur, Termine werden in Abstimmung mit der Familie geplant. Die Familien sind dabei ge-

fordert, sich viel und intensiv mit ihren Themen auseinanderzusetzen, MitarbeiterInnen dagegen sind gefordert die Grenzen der Familie zu erkennen und ein Zuviel an Intervention zu vermeiden. Diese Themen ergeben sich nicht nur aus den Vorgesprächen, sondern auch aus Beobachtungen und aus der Beschäftigung mit den Kindern in den ersten Tagen und Wochen. Die Bearbeitung der Themen wird in Absprache mit der Familie priorisiert und bleibt flexibel. Die Familien behalten Freiheit und Eigenverantwortung, trotzdem können Interventionen als belastend oder kontrollierend erlebt werden, insbesondere zu Beginn der Maßnahme.

Nicht immer verlaufen Maßnahmen friktionsfrei oder entlang der angestrebten Ziele. In manchen Fällen kommt es zu eskalierenden Situationen, beispielsweise in Verbindung mit Alkohol oder bei Konflikten mit der zweiten Familie im Haus. Das FamiK-Team benennt solche problematische Entwicklungen, führt gegebenenfalls auch unangekündigte Besuche durch oder organisiert Hauskonferenzen. Wenn aber mit ernsthaften Sanktionen gedroht werden muss, etwa dem Abbruch der Maßnahme, ist dies Aufgabe der Leitung, die in diesem Fall die Rolle eines „bad cop“ übernimmt um das Team aus dem „Schussfeld“ zu nehmen. Abbruchgründe sind etwa die Verweigerung der Kooperation, Alkohol- bzw. Drogenmissbrauch während der Maßnahme oder die Gefährdung des Kindeswohls durch fahrlässiges Verhalten der Erziehungsberechtigten.

Beendigung der Maßnahme

Etwa zur Hälfte der Maßnahme findet ein Verlaufsgespräch statt und zum Ende der Maßnahme ein Abschlussgespräch samt Abschlussbericht. Die Kinder- und Jugendhilfe als Auftraggeberin erwartet klare Antworten auf formulierte Fragestellungen. Dementsprechend beschreibt der Bericht die Ausgangslage, die aktuelle Situation der Familie, etwa in Hinblick auf die finanzielle Situation, die Wohnsituation, die Beziehungssituation der Eltern und Familienmitglieder, Mutter/Vater-Kind-Beziehungen oder eine Einschätzung hinsichtlich der Kindeswohlgefährdung, aber auch die Fortschritte, die im Rahmen der Maßnahme erzielt wurden. Der Bericht ergeht samt Empfehlungen an die an der Maßnahme teilgenommenen Erwachsenen und an den/die zuständige/n SozialarbeiterIn.

Für jene Familien, die durchaus Potential zur positiven Veränderung zeigen, aber für die konkrete Umsetzung einen sehr intensiven und sicheren Rahmen benötigen, stellt das Eltern-Kind-Wohnen im SOS-Kinderdorf Moosburg eine gute Möglichkeit dar. Hier können sie bis zu zwei Jahre bleiben und finden Schutz- und Trainingszeitraum für Nachreifungsprozesse, um Alltagstauglichkeit zu lernen, wozu im bisherigen Alltag der Familien wenig Möglichkeit bestand. Manche Eltern (teilweise auch die Kinder) nehmen dabei Psychotherapie, Förder- oder AMS-

Programme in Anspruch und lernen langsam, Schritt für Schritt, eigenständig zu ‚schwimmen‘. Andere Familien wechseln nach drei Monaten wieder in ihr Umfeld zurück und nehmen dort noch für eine gewisse Zeit mobile Familienarbeit in Anspruch, um Gelerntes zu verinnerlichen, zu stabilisieren, weiteren Veränderungsbedarf sichtbar zu machen, aber auch um Unterstützung zu haben. Tatsächlich ist das SOS-Kinderdorf-Angebot MOFA (Mobile Familienarbeit) als Reaktion auf die Notwendigkeit entstanden, Familien auch nach ihrer Rückkehr ein Stück des Weges zu begleiten.

Methoden

An vorderster Stelle stehen stets Haltungen, Methoden dienen eher als Schlüssel für den Zugang zu den Familien und ihren Mitgliedern. Die Auswahl und Anwendung einzelner Methoden (z. B. Puppen, Familienbrett, Mikrotiere, Bilder/Metapher, etc.) will gelernt sein, muss aber auch für die jeweilige Familie, das Familienmitglied, den/die MitarbeiterIn oder die Situation ‚passend‘ sein. Methoden kommen also nicht standardmäßig zum Einsatz, sondern entsprechen eher Werkzeugen, die zur Verfügung stehen, wenn sie benötigt und gewünscht werden bzw. sinnvoll/zielführend erscheinen.

Eine wichtige Rolle spielt auch die Vermittlung und Erprobung alternativer Handlungsmodelle, indem etwa Raum für gemeinsame positive Erlebnisse geschaffen wird. Als Beispiel kam das problematische und konfliktgeladene Verhältnis eines Stiefvaters zu seinem Stiefsohn zur Sprache. Beide teilten die Leidenschaft für Fußball, darauf aufbauend wurde ein Fußballspiel organisiert. Beide spielten in derselben Mannschaft, auf diese Weise wurde eine Begegnung auf einer gemeinsamen Ebene möglich und eine Art Wir-Gefühl entstand.

Erfolg und Misserfolg

Eine so umfassende und breite Diagnostik wirkt aus Sicht einiger WorkshopteilnehmerInnen sehr „invasiv“ und wirft die Frage auf, wie kooperativ sich Familien hier zur Mitarbeit zeigen. Hier wurde klar gemacht, dass Untersuchungen dieser Art Teil der Vereinbarung zu Beginn einer Maßnahme sind. FamiK hat bislang 41 Familien betreut, davon gab es sechs Abbrüche durch Familien. In wenigen Fällen wurden Maßnahmen auch durch FamiK abgebrochen und es kam auch vor, dass FamiK letztlich eine Fremdunterbringung der Kinder empfohlen hat. In solchen Fällen wird jedoch versucht, die Zustimmung der Familien zu erwirken, um Traumatisierungen der Kinder zu vermeiden.



IMPRESSIONEN





ZWISCHEN HILFLOSIGKEIT UND ZWANGSMASSNAHME.

Familienstärkende Kinder- und Jugendhilfe bei Familien mit psychisch kranken Elternteilen.

Thomas Lackner und Elisabeth Hasenauer, beide an der Universitätsklinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie in Innsbruck beschäftigt, mit reichhaltigem Erfahrungshintergrund aus der Kinder- und Jugendhilfe, eröffneten den Workshop mit ihrem ganz persönlichen Zugang zum Thema. Ihre erste Reaktion auf die Einladung zur Tagung war der Gedanke an ein Missverständnis, was zunächst einmal zu Ratlosigkeit führte. In ihrer gewohnten Sicht arbeiten sie ja nicht mit psychisch kranken Familien. Zu ihnen kommen Kinder mit Bauch- oder Kopfschmerzen, Kinder, die nicht mehr in die Schule gehen wollen, Jugendliche, die zu wenig oder zu viel essen usw. In ihrer gewohnten Sicht geht es um Fragen des Erwachsenwerdens, um Entwicklungsprozesse, in denen sich Kinder/Jugendliche befinden. Manche dieser Entwicklungsprozesse verlaufen turbulent und verursachen Probleme, die sich in psychischen, sozialen oder körperlichen Auffälligkeiten zeigen. Die sozialen, ökonomischen oder kulturellen Lebensverhältnisse der Familien, in denen diese Entwicklungen stattfinden, sind meist belastend. Im Workshoptitel wird von psychisch kranken ElternTeilen gesprochen. Damit wird das Thema unter dem medizinisch psychiatrischen Blickwinkel gesehen. Aus dieser Perspektive lassen sich beinahe alle der von den beiden ReferentInnen behandelten Kinder und ihre Eltern, als „psychisch krank“ beschreiben und daraus folgend ist ihre Arbeit eine „familienstärkende Kinder- und Jugendhilfe mit psychisch kranken ElternTeilen“.

Die Beschreibung dieser „Verwirrung“ in der Vorbereitung lieferte dann gleich die erste Antwort zur im Titel angesprochenen Frage: „Zwischen Hilflosigkeit und Zwangsmaßnahme“. In der Arbeit mit Kindern/Jugendlichen und ihren Familien wird auch oft Verwirrung und Ratlosigkeit erlebt, von KlientInnen und ProfessionistInnen. Im Idealfall öffnet diese Ratlosigkeit aber Raum für das Entwickeln neuer Perspektiven. Dazu wollten die WorkshopleiterInnen auch an diesem Nachmittag ermutigen: allenfalls aufkommende Ratlosigkeit als Ressource zu sehen.

Nach diesem Einstimmen und Vorbereiten auf das Thema, folgte dann kurz eine Orientierungsphase in Form eines Vorschlags für den weiteren Ablauf des Workshops. Nach einem theoretischen Input zur historischen Entwicklung der Arbeit mit Familien mit psychisch kranken Kindern bzw. ElternTeilen, sollte es die Möglichkeit zur Präsentation von Fallbeispielen und dem gegenseitigen Austausch geben. Sozusagen prophylaktisch, um einer zwangsläufig aufkommenden Ratlosigkeit entgegenzuwirken sollte abschließend eine – zugegebenermaßen unkonventionelle

– Methode zur Erkenntnisgewinnung vorgestellt werden: die Erzähltheorie oder welche Gemeinsamkeiten haben Psychotherapie und Geschichtenerzählen. Grundsätzlich sollte der Ablauf des Nachmittags in einem gemeinsamen Dialog stattfinden, dementsprechend flexibel erfolgte dann die Umsetzung des ursprünglich geplanten Programms.

Der Blick auf psychisch kranke Kinder im historischen Verlauf

Thomas Lackner gab einen kurzen Überblick über die Veränderung des Blickwinkels, mit dem psychisch kranke Kinder/Jugendliche (nach heute gängiger Definition) und ihre Familien betrachtet wurden.

Nachkriegsjahre

Bis vor ca. 40 Jahren sprach man von „schwer erziehbaren Kindern“, die als milieugeschädigt galten. Als logische heilversprechende Konsequenz galt die Trennung von den krankmachenden Familien und deren Umfeld. Das Fürsorgesystem der Nachkriegszeit bestand daher aus Überwachung und Kontrolle der Familien und der Unterbringung der Kinder in stationären Einrichtungen: Kinder- und Jugendpsychiatrie und Erziehungsheime. Die „Behandlung“ in der Kinder- und Jugendpsychiatrie war eine Mischung aus Zwangsmaßnahmen (Besuchsverbote, Hausordnung), Strafen (z. B. kalte Duschen, Einsperren/sogenannte „Karzer“), Überwachung (Video) und Medikamenteneinsatz. Den therapeutischen Sinn dieser Maßnahmen fasst die damals in Tirol maßgebliche Kinder- und Jugendpsychiaterin Dr. Nowak-Vogl so zusammen: „Schwere Erschütterungen wären dazu angetan, den Kranken sozusagen wieder zur Vernunft zu bringen und ihn zu beruhigen.“ (Schreiber, 2010, S. 307).

Umbruchjahre

In den 70er und frühen 80er Jahren entstanden im Gefolge vielfältiger gesellschaftlicher, ökonomischer und kultureller Umwälzungen Gegenbewegungen zu diesem nahezu flächendeckend wirkenden System aus staatlicher Fürsorge, klerikalen Einrichtungen und Psychiatrie. Kritik an der Praxis der Psychiatrie und Fremdunterbringung wurde laut. Die alten Konzepte waren nicht mehr brauchbar, Einflüsse aus den Sozial- und Geisteswissenschaften lieferten neue Orientierung. Erste Alternativen wurden



WORKSHOPLEITUNG:
ELISABETH HASENAUER UND
THOMAS LACKNER

TEXT: BARBARA SAILER

geschaffen wie z. B. in Tirol der integrative Kindergarten oder die Burschenwohngemeinschaft R 19. Es kam zur Gründung ambulanter Dienste (Verein für Soziale Arbeit/ heute: Ambulante Familienarbeit Tirol, Heilpädagogische Pflegefamilien etc.), die mit den Familien vor Ort unterstützend arbeiteten. Bestehende Heime des Landes wurden geschlossen und in Wohngemeinschaften umgewandelt. Die allgemeine Aufbruchsstimmung und der spürbare Pioniergeist trafen aber auf einen harten Boden der Realität: Entwicklungen gingen nur sehr langsam voran, Ressourcen waren knapp und Übergriffe, Missbrauchsfälle oder sogar einzelne Todesfälle konnten auch weiterhin nicht verhindert werden. Anders als in den autoritären Betreuungsverhältnissen der Nachkriegsjahre, stellte sich nun die Frage der Verantwortung ganz anders. Es war nicht mehr ein angeblich asoziales und kriminelles Milieu Schuld an solchen Vorfällen, sondern alle Beteiligten waren verantwortlich: die Eltern, die Jugendwohlfahrt, die Betreuungseinrichtungen.

Die 2000er Jahre

Die Reflexion dieser Ereignisse führte meist zu restriktiven Schlussfolgerungen und dem Ruf nach Absicherung. In den 2000er Jahren sollten v. a. externe ExpertInnen objektive Einschätzungen zur Absicherung liefern, verknüpft mit dem Wunsch nach Diagnosen und daraus ableitbar nach einem Behandlungskonzept. Die Einschätzung was mit den Familien und den Kindern los sei und wie sie behandelt werden könnten, sollte durch unabhängige Fachinstanzen wie Medizin oder Psychologie vorgenommen werden. Medizinische, psychiatrische und neuropsychologische Abklärungen sollten die ungewissen und unklaren psychischen und sozialen Sachverhalte objektivieren und Behandlungsentscheidungen wissenschaftlich fundieren helfen. Zwar konnten damit die Unsicherheiten und Risiken einer Betreuung nicht minimiert werden, aber man konnte sich auf unabhängige Fachinstanzen berufen.

Diese Bestrebungen treffen auf spezielle Entwicklungen innerhalb der Psychiatrie und Psychotherapie. Die Psychotherapie und die Kinder- und Jugendpsychiatrie bemühen sich als relativ „junge“ Disziplinen um Legitimation im engen Markt des etablierten Gesundheitssystems. Dazu müssen Bedarf und Wirkungsweise nachgewiesen werden. Vor allem aber braucht es eine breite Anerkennung in der Öffentlichkeit. Dazu findet derzeit eine starke Orientierung und Hinwendung zur naturwissenschaftlich orientierten Medizin statt. Es gilt nachzuweisen, dass

Patienten mit ähnlichen oder vergleichbaren Symptomen als relativ homogene Patientengruppe diagnostiziert werden können und dass die aus diesen Diagnosen resultierenden Behandlungsmaßnahmen durch wissenschaftliche Wirksamkeitsstudien abgesichert werden können. Willkür und Scharlatanerie sollten damit der Vergangenheit angehören. Diagnoseprozesse und störungsspezifische Behandlungsprogramme sollten durch wissenschaftliche Studien abgesichert sein. Am Ende könnte dann für jedes Störungsbild, für jede psychische Erkrankung, für jede Patientengruppe ein spezielles, wissenschaftlich untermauertes Therapie- und Behandlungsprogramm stehen: eine „evidence based medicine/psychotherapy“ mit daraus abgeleiteten störungsspezifischen Behandlungsverfahren.

So verständlich der Bezug auf eine „objektive Instanz“ wie der angesehenen naturwissenschaftlichen Forschung sein mag, so umstritten ist dieser Zugang in einem Bereich, der sich ja gerade einem objektivierenden Zugang verweigert. Aus methodischen und erkenntnistheoretischen Gründen bleibt Psychisches und Soziales vage und erschließt sich ausschließlich sinnverstehenden Zugängen. Es ist daher nicht erstaunlich, dass trotz großer Bemühungen der naturwissenschaftlichen Psychiatrie- und Psychotherapieforschung die erhofften Forschungsergebnisse noch auf sich warten lassen: Es lassen sich weder bislang einheitliche Patientengruppen definieren, noch lassen sich aus den Diagnosen Behandlungsverfahren für den Einzelfall ableiten. Die Gefahr einer „Scheinplausibilität“ aufzuliegen ist groß. Und zurückkehrend zum Titel des Workshops, zur „Arbeit mit Familien mit psychisch kranken ElternTeilen“, meint Thomas Lackner: Die Fragestellung „Kinder psychisch kranker Eltern“ könnte eine ähnliche Hoffnung begleiten. Die Hoffnung nämlich, dass „psychisch kranke Eltern mit Kindern“ eine relativ homogene Gruppe bilden könnten, mit ähnlichen Problemkonstellationen, die möglicherweise mit ähnlichen Behandlungsstrategien betreut werden könnten.

Elisabeth Hasenauer skizzierte noch kurz weitere Entwicklungen aus ihrer Sicht. In ihrer Arbeit erlebe sie immer mehr eine Fixierung auf das Symptom und die Krankheit, die Konzentration auf den/die PatientIn, was die Gefahr birgt den Blick auf dahinterstehende Ursachen zu verschleiern. Dass diese Sorge nicht unbegründet ist, zeigt sich z. B. am deutlichen Ansteigen von medikamentösen Behandlungen in den letzten Jahren.

Zentrale Frage der Workshop-TeilnehmerInnen

Wie wird von den ProfessionistInnen das Spannungsfeld zwischen Festschreibung und Entlastung erlebt, das durch die Erstellung einer Diagnose entsteht?

Im Prinzip geht es um Verstehensprozesse auf Seiten der HelferInnen und auf Seiten der PatientInnen. Eine Diagnose ist eine Hilfe um zu verstehen was los ist. Entscheidend ist, was daraus gemacht wird, wie man gemeinsam in einen Austausch kommen kann. Auch Fachleute sind hier von Ratlosigkeit betroffen, die aber Voraussetzung dafür ist, dass man in Kontakt kommt.

Die Erfahrungen zeigen, dass die Kinder im Laufe der Therapie rasch von ihren Symptomen wegkommen, weil mit der Familie gearbeitet wird. Wichtig ist Beziehung herzustellen und Prozesse in Worte zu fassen.

PraktikerInnen erleben diese Prozesse als heilsam, entlastend, mit der Voraussetzung, dass ihnen Zeit gegeben wird.

Fallbeispiele

In der zweiten Hälfte des Workshops gab es dann Raum für die Vorstellung von Fallbeispielen – zuerst aus dem ambulanten Bereich der Kinder- und Jugendpsychiatrie, präsentiert von Elisabeth Hasenauer: Dabei ging es um die Geschichte eines 8-jährigen Mädchens mit Schulverweigerungsproblematik, weshalb die Mutter des Kindes vorstellig wurde. Im Zuge der telefonischen Kontaktaufnahme und des Erstgesprächs kristallisierte sich immer mehr die Problematik der Mutter heraus, die selbst schon länger in psychiatrischer Behandlung ist, ebenso wie ihre Schwestern und ihre eigene Mutter. Um diesem Kreislauf, der sich offensichtlich in der Familiengeschichte wiederholt, zu entfliehen, entwickelte die Mutter Strategien wie z. B. durch Aneignung von Kompetenzen in gerade diesem Bereich (Pädagogik Studium) oder Flucht aus diesem familiären Umfeld, indem sie Beziehungen mit Männern aus anderen Ländern einging. Zum Zeitpunkt der Kontaktaufnahme mit der Ambulanz lebte sie allein mit ihren beiden Töchtern. Im Laufe der Arbeit mit den TherapeutInnen konnte das eigentliche Problem, das „Nicht loslassen Können“ der Mutter und die Loslösung der Kinder in den Griff bekommen und das Schulverweigerungsthema gelöst werden. Es kam zu einer Stabilisierung der Familiensituation bis zu dem Zeitpunkt, wo die junge Frau eine neue Beziehung zu einem Mann einging und in ein anderes Bundesland zog. Damit begann sich ein Kreislauf fortzusetzen. Nach der Geburt des dritten Kindes wurde auch diese neue Beziehung beendet und die Mutter kehrte wieder nach Tirol zurück. Die Familiendynamik zwang die Mutter schließlich, wieder Hilfe in Anspruch zu nehmen. Um dem Gefühl einer Niederlage auszuweichen wollte sie lieber neue Hilfen. Nachdem sich die Töchter aber mittlerweile ganz anders einbrachten (vorher eher unbeteiligt) und wieder

dieselbe Therapeutin verlangten, gab es hier einen Neubeginn. Dieser Entwicklungsprozess konnte letztendlich für die Erschließung neuer Lösungsansätze genutzt werden, der Kreislauf unterbrochen werden, was nur durch in Kontaktbleiben möglich war. Anhand des Beispiels zeigen sich u. a. zwei wichtige Aspekte in der therapeutischen Arbeit mit Kindern psychisch kranker Eltern:

- Die Möglichkeit, in der Kinder- und Jugendpsychiatrie, v. a. mit Eltern zu arbeiten, sollte gegeben sein, da sie ihre eigenen Probleme oftmals über die Kinder transportieren. Der Blick auf das gesamte System sollte möglich sein.
- Ist es in der Therapie notwendig Spielraum und Kontinuität zu geben? „Alle haben mit ihrer Geschichte Platz“. Unterschiedliche Anforderungen und Herangehensweisen gibt es für die Arbeit mit Kindern oder Jugendlichen.

In der Realität zeigt sich, dass die Rahmenbedingungen dafür eher beschnitten (zeitliche Limitierung) werden und es in Richtung auftragsorientiertes Arbeiten geht. Zum Beispiel ist es auch nicht mehr möglich wie früher sinnvoll gehandhabt, dass Kinder, die auf der Pädiatrie schon psychotherapeutisch begleitet wurden, auch später dann in der Ambulanz von denselben TherapeutInnen weiterbetreut werden. Hier gibt es Abbrüche, Kontinuität geht verloren.

Ein zweites Fallbeispiel wurde von einer Teilnehmerin eingebracht: Darin ging es um die Schwierigkeiten, die das Team einer Wohngemeinschaft für schwer beeinträchtigte Kinder/Jugendliche mit einer psychisch kranken Mutter hat. Die Frau kommt selten, wenn sie ihren Sohn besucht stellt sie ihre eigene psychische Krankheit in den Vordergrund und thematisiert ihre eigenen Probleme. Die Bedürfnisse des Sohnes werden von ihr nicht gesehen. Das Team hat noch keinen Weg gefunden mit der Frustration, die diese Besuche bei den MitarbeiterInnen auslöst, umzugehen. Eine Handhabe gegenüber der Mutter, etwa sie zu einer Therapie zu verpflichten, gibt es von Seiten der Wohngemeinschaft nicht. Supervision wird genutzt, trotzdem gibt es momentan eine Art Pattsituation. Die Lösung könnte möglicherweise in der Beantwortung von zwei zentralen Fragen zu finden sein, die im Rahmen des Workshops nicht mehr bearbeitet werden konnten: „Was brauchen die MitarbeiterInnen, um mit ihrer Hilflosigkeit umgehen zu können? und „Was braucht die Mutter, um gestärkt zu werden?“

Psychotherapie als Erzählen

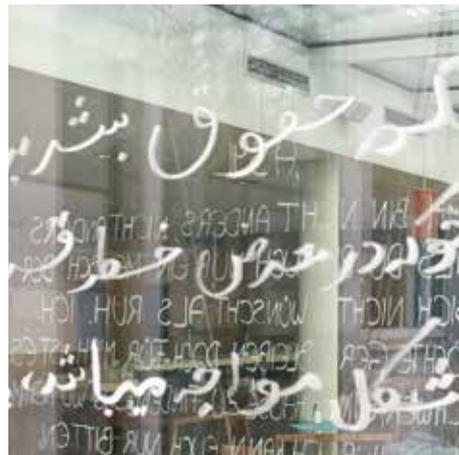
Zum Schluss wurde noch kurz auf eine mögliche Quelle von Antworten/Lösungsansätzen aus dem Fundus der Belletristik eingegangen.

Psychotherapie ist Geschichtenerzählen. Während der Therapiegespräche erzählen wir uns gegenseitig Geschichten: die Kinder, die Eltern – sie erzählen Leidens-

und Lebensgeschichten. Aber auch die Behandler sind mit dabei, sie wirken beim Erzählen mit. Erzählen ist ja eine Zusammenarbeit von Erzählendem und Zuhörendem/Fragendem. TherapeutInnen erzählen nicht explizit ihre eigene Lebensgeschichte, aber durch ihre Fragen, durch ihre Bemerkungen, durch ihre Reaktionen gestalten sie die Erzählungen mit. Die Mitwirkung hängt eng mit den Lebensgeschichten der TherapeutInnen zusammen. Was TherapeutInnen aufnehmen, anhören und aushalten können hängt damit zusammen, was sie selber erlebt haben und wie sie über diese Erlebnisse heute nachdenken. Was nahe kommen kann, was fremd bleiben muss hängt eng mit den eigenen Geschichten zusammen.

Die Geschichten, die wir einander erzählen, sind daher nicht „die“ Wirklichkeit, nicht die „Wahrheit“, nicht die „objektive Realität“, sondern es sind einander erzählte Geschichten. Was erzählt wird und wie erzählt wird hängt von allen Beteiligten ab, alle „wirken“ mit! Es ist eine Zusammenarbeit, ein Zusammenwirken von Erzähler und Fragenden.

Belletristik bietet eine Fülle von Geschichten, die wir uns für die Arbeit mit Familien zunutze machen könnten. Dies ist auch keine vollkommen neue Idee: Freud hat in der griechischen Mythologie nachgelesen, um seine Fallgeschichten zu interpretieren. In Vorbereitung zu diesem Workshop haben sich die ReferentInnen mit Büchern, die sie als Medien der Erkenntnis empfehlen, auseinandergesetzt. Diese finden sich in der Literaturliste der Tagungsdokumentation.





LITERATURLISTE

- Altmann, A. (2011): Das Scheißleben meines Vaters, das Scheißleben meiner Mutter und meine eigene Scheißjugend. Piper Verlag.
- Antonovsky, A. (1997): Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. dgvt-Verlag.
- Backe-Hansen, E. (2003): Justifying out-of-home placement. A multiple case study of decision making in child welfare and protection services. In: International Journal of Child & Family Welfare 6 (4), S. 151–166.
- Bánk, Z. (2002): Der Schwimmer. S. Fischer Verlag.
- Baur, D. u. a. (2002²): Leistungen und Grenzen der Heimerziehung. Ergebnisse einer Evaluationsstudie stationärer und teilstationärer Erziehungshilfen. Forschungsprojekt JULE. Kohlhammer (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Band 170).
- Burnside, J. (2011): Lügen über meinen Vater. Albrecht Knaus Verlag.
- Bürger, U. (1998): Ambulante Erziehungshilfen und Heimerziehung. Empirische Befunde und Erfahrungen von Betroffenen mit ambulanten Hilfen vor einer Heimunterbringung. IGFH-Eigenverlag.
- Cecchin, G./Conen, M.L. (2012²): Wenn Eltern aufgeben. Therapie und Beratung bei konflikthaften Trennungen von Eltern und Kindern. Carl-Auer-Verlag.
- Cierpka, M. (Hrsg.) (2012): Frühe Kindheit 0 – 3. Beratung und Psychotherapie für Eltern mit Säuglingen und Kleinkindern. Springer.
- Cirillo, S./Di Blasio, P. (1992): Familiengewalt – Ein systemischer Ansatz. Klett-Cotta.
- Conen, M.L. (Hrsg.) (1992): Familienorientierung als Grundlage in der stationären Erziehungshilfe. Borgmann Publishing.
- Conen, M.L. (2007): Ressourcenorientierung als therapeutische Grundhaltung. Salvador Minuchin zum 85. Geburtstag. In: Familiendynamik 32 (1), S. 41–54. Online verfügbar unter www.context-conen.de.
- Conen, M.L. (2006): Was ist los in der Jugendhilfe? Zwanzig Kritikpunkte. In: Forum Erziehungshilfen 12. Jg. Heft 3, S. 170–181. Online verfügbar unter www.context-conen.de
- Conen, M.L./ Cecchin, G. (2007 und 2009): Wie kann ich Ihnen helfen, mich wieder loszuwerden? Therapie und Beratung in Zwangskontexten. Carl-Auer-Verlag.
- Conen, M.L. (2008 und 2011⁵): Wo keine Hoffnung ist, muss man sie erfinden. Aufsuchende Familientherapie. Carl-Auer-Verlag.
- Conen, M.L. (2011): Ungehorsam – eine Überlebensstrategie. Carl-Auer-Verlag.
- Dalhoff, A. (2011): Bewegung ist Begegnung. In: Fachzeitschrift für Konzentrierte Bewegungstherapie, Heft 42.
- Dalhoff, A. (2014): Körperpsychotherapeutische Eltern-Kind-Begegnung. Gruppenanalyse, Vol. 24, Heft 1.
- Dalhoff, A./Klausfering, R. (2012): Die Begegnung mit der Angst. Thema Jugend, Ausgabe 3.
- Deutscher Bundestag (Hrsg.) (2013): 14. Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. Drucksache 17/12200.
- Domenig, D. (2007²): Transkulturelle Kompetenz. Lehrbuchbuch für Pflege-, Gesundheits- und Sozialberufe. Huber.
- Dornes, M. (2012): Die Modernisierung der Seele. Kind – Familie – Gesellschaft. Fischer Taschenbuch Verlag.
- Durrant, M. (2004⁴): Auf die Stärken kannst du bauen. Lösungsorientierte Arbeiten in Heimen und anderen stationären Settings. verlag modernes lernen.
- Eder, S./Rebhandl, P./Gasser, E. (2013²): Annikas andere Welt. Hilfe für Kinder psychisch kranker Eltern. Edition Riedenburger.
- Ehret, I./Heckel, P. (2005): Vom runden Tisch ans Seil. In: Beiträge zur Erziehungshilfe 27 – Wenn Familien lachend in den Seilen hängen. BVKE.
- Ermann, M. (2011): Identitätskrise/Identitätsdiffusion/Identitätsstörung. Psychotherapeut 56, S. 135–141 (DOI 10.1007/s00278-011-0813-8).

- Faes, U. (2007): Liebesarchiv. Suhrkamp Verlag.
- Faltermeier, J. (2004): Verwirkte Elternschaft? Fremdunterbringung – Herkunftseltern – Neue Handlungsansätze. Beltz Juventa.
- Figdor, H. (2012): Patient Scheidungsfamilie. Ein Ratgeber für professionelle Helfer. Psychosozial-Verlag.
- Figdor, H. (2012): Kinder aus geschiedenen Ehen: Zwischen Trauma und Hoffnung. Wie Kinder und Eltern die Trennung erleben. Psychosozial-Verlag.
- Franz, M./Gertheinrichs, T./Güttgemanns, J./Rentsch, D. (2009): PALME. Präventives Elterntraining für alleinerziehende Mütter. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Fröhlich-Gildhoff, K./Rönnau-Böse, M. (2011): Resilienz. UTB für Wissenschaft.
- Galuske, M. (2009⁸): Methoden der sozialen Arbeit. Eine Einführung. Juventa Verlag.
- Gilsdorf, R. (2004): Von der Erlebnispädagogik zur Erlebnistherapie. Perspektiven erfahrungsorientierten Lernens auf der Grundlage systemischer und prozessdirektiver Ansätze. Edition Humanistische Psychologie.
- Günder, R. (1999): Hilfen zur Erziehung. Eine Orientierung über die Erziehungshilfen im SGB VIII. Lambertus Verlag.
- Haselbacher, C. (2012): Abschlussbericht zur Wissenschaftlichen Begleitstudie Family Group Conference. Familienrat in Niederösterreich. Möglichkeiten der partizipativen Hilfe. Ilse Arlt Institut für Soziale Inklusionsforschung, FH St. Pölten.
- Hasselmo, K./Coan, J. A./Beckes, L. (2012): Die „Social-Baseline“- Theorie und die soziale Regulierung von Emotionen. In: Brisch, K.H. (Hrsg): Bindungen – Paare, Sexualität und Kinder. Klett-Cotta
- Hildenbrand, B. (o.J.): Kann Liebe Arbeit sein? Überlegungen zum Verhältnis von Staat und Familien. In: Parapluie. Elektronische Zeitschrift für Kulturen, Künste, Literatur. N. 27: Arbeit parapluie.de/archiv/arbeit/familienarbeit [letzter Aufruf: 13. Aug. 2014].
- Hochschild, A.R. (2003): The Commercialization of Intimate Life. Notes from Home and Work. University of California Press.
- Hofer, B./Lienhart, C. (2008): Evaluation Ambulante Familienarbeit Tirol unter besonderer Berücksichtigung der Perspektive der Familien. „Sie hat wirklich alles getan. Sie war wirklich da.“ Ergebnisbericht. Innsbruck: SPI Schriften. Online verfügbar unter www.sos-kinderdorf.at/fue/publikationen-und-downloads.
- Huxoll, M./Kotthaus, J. (Hrsg.) (2012): Macht und Zwang in der Kinder- und Jugendhilfe. Beltz Juventa.
- IGfH (Hg.) (1977): Zwischenbericht Kommission Heimerziehung der Obersten Landesjugendbehörden und der Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege: Heimerziehung und Alternativen; Analysen und Ziele für Strategien. IGFH-Eigenverlag.
- Klausfering, R. (2008): Bewegte Beratung – Familienarbeit im Seilgarten. In: Unsere Jugend 7+8/2008.
- Lambers, H. (1996): Heimerziehung als kritisches Lebensereignis. Eine empirische Längsschnittuntersuchung über Hilfeverläufe im Heim aus systemischer Sicht. Votum-Verlag.
- Leitner, S./Loch, U./Sting, S. (2011): Geschwister in der Fremdunterbringung: Fallrekonstruktionen von Geschwisterbeziehungen in SOS-Kinderdörfern aus der Sicht von Kindern und Jugendlichen. LIT Verlag.
- Lenz, A. (2007): Interventionen bei Kindern psychisch kranker Eltern. Grundlagen, Diagnostik und therapeutische Maßnahmen. Hogrefe Verlag.
- Lienhart, C. (2011): Evaluationsforschungsprojekt Schülerwohnen Graz mit familientherapeutischer Begleitung. „Wenn ich mich änder, hilft das sicher nicht soviel, als wenn sich alle ändern“. Ergebnisbericht. Innsbruck: SPI Schriften. Online verfügbar unter www.sos-kinderdorf.at/fue/publikationen-und-downloads.
- Lienhart, C./Hofer, B. (2013): Die Konstruktion von SOS-Kinderdorf-Familie und Herkunftsfamilie und ihre Bedeutung für die Arbeit mit Burschen und Mädchen. In: Hofer, B. /Lienhart, C. (2013): Entwicklungslinien der Pädagogik bei SOS-Kinderdorf zwischen 1949 und 1989. Textbausteine; eingearbeitet in: Schreiber, Horst (2014): Dem Schweigen verpflichtet. Erfahrungen mit SOS-Kinderdorf. StudienVerlag.

- Ludewig, K. (1992): Systemische Therapie. Grundlagen klinischer Theorie und Praxis. Klett-Cotta.
- Kron-Klees, F. (2001²): Familien begleiten. Von der Problemenszenierung zur Lösungsfindung – Ein systemisches Konzept für Sozialarbeit und Therapie in stark belasteten Familien. Lambertus Verlag.
- Mehl, K. (2006): Handeln als Prinzip des Lebendigen. In: Ferstl, A./Scholz, M./Thiesen, C. (Hrsg.): Wirksam lernen, weiter bilden, weiser werden. ZIEL Verlag.
- Minuchin, S. (1977): Familie und Familientherapie, Theorie und Praxis struktureller Familientherapie. Lambertus Verlag.
- Minuchin, S./Fishman, C. H. (1983): Praxis der strukturellen Familientherapie. Strategien und Techniken. Lambertus Verlag.
- Moehringer, J.R. (2007): Tender Bar. S. Fischer Verlag.
- Moos, M./Schmutz, E. (2006): Familienaktivierende Heimerziehung: Abschlussbericht der wissenschaftlichen Begleitung zum Projekt „Neue Formen familienaktivierender Heimerziehung in Rheinland Pfalz“. ism.
- Moos, M./Schmutz, E. (2012): Praxishandbuch Zusammenarbeit mit Eltern in der Heimerziehung. Ergebnisse des Projektes „Heimerziehung als familienunterstützende Hilfe“. ism.
- Müller, B. (1997³): Sozialpädagogisches Können. Ein Lehrbuch zur multiperspektivischen Fallarbeit. Lambertus Verlag.
- Nave-Herz, R. (2009⁴): Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. WBG.
- OECD (2012): The Future of Families to 2030. OECD Publishing. <http://dx.doi.org/10.1787/9789264168367-en>.
- Omer, H./Schlippe, A. von (2010): Stärke statt Macht. Neue Autorität in Familie, Schule und Gemeinde. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Pantucek, P. (2009): Soziale Diagnostik. Verfahren für die Praxis Sozialer Arbeit. Böhlau Verlag.
- Pantucek, P./Röh, D. (Hg.) (2009): Perspektiven Sozialer Diagnostik. Über den Stand der Entwicklung von Verfahren und Standards. LIT Verlag.
- Pauls, H. (2011²): Klinische Sozialarbeit. Grundlagen und Methoden psycho-sozialer Behandlung. Grundlagentexte Sozialer Berufe. Juventa Verlag.
- Sabla, K.P. (2009): Vaterschaft und Erziehungshilfen. Lebensweltliche Perspektiven und Aspekte einer gelingenden Kooperation. Juventa Verlag.
- Schleiffer, R. (2009⁴): Der heimliche Wunsch nach Nähe. Bindungstheorie und Heimerziehung. Juventa Verlag (Reihe Votum).
- Schlippe, A. von/Schweitzer, J. (2002): Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schreiber, H. (2010): Im Namen der Ordnung. Heimerziehung in Tirol. StudienVerlag.
- Schröder, M. (2009): Die Persönlichkeit von Pflegekindern stärken. Beiträge aus der Resilienzforschung. VDM Verlag Müller.
- Schröder, M. (2010): Resilienz, Trauma und Kinderschutz. Die Persönlichkeit von Pflegekindern stärken – Beiträge aus der Resilienzforschung, Paten (1), S. 5-12.
- Schmutz, E. (2010): Kinder psychisch kranker Eltern. Prävention und Kooperation von Jugendhilfe und Erwachsenenpsychiatrie. Eine Arbeitshilfe auf der Basis von Ergebnissen des gleichnamigen Landesmodellprojekts. ism.
- Schone, R. (2012): Erziehungshilfe im Wandel? – Schutz und Kontrollkonzepte in der Sozialpädagogischen Familienhilfe. In: Forum Erziehungshilfen (5); S. 260-266.
- Schweitzer-Rothers, J./Schlippe, A. von/Tsirigotis, C. (Hrsg.) (2013²): Coaching für Eltern. Mütter, Väter und ihr „Job“. Carl-Auer-Verlag.
- Schwing, R./Fryszner, A. (2013⁶): Systemisches Handwerk. Werkzeug für die Praxis. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Singly, F. de (1992): Die Familie der Moderne. Eine soziologische Einführung. UVK.
- SOS-Kinderdorf International/SOS-Kinderdorf Österreich/SOS-Kinderdorf e.V. Deutschland (Hrsg.) (2012): Weil wir Geschwister sind. Geschwisterbeziehungen in der Fremdunterbringung. Online verfügbar unter www.sos-kinderdorf.at/fue/publikationen-und-downloads.
- Spiegel, H. von (2008³): Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Grundlagen und Arbeitshilfen für die Praxis. UTB für Wissenschaft.
- Stierlin, H. (1976): Das Tun des Einen ist das Tun des Anderen. Eine Dynamik menschlicher Beziehungen. Suhrkamp Verlag.

- Suess, G.J./Pfeifer, K.W. (Hrsg.) (2000²): Frühe Hilfen. Die Anwendung von Bindungs- und Kleinkindforschung in Erziehung, Beratung und Therapie. Verein für Kommunalwissenschaften e.V.
- Thomas, K./Kreszmeier, H. (2007): Systemische Erlebnispädagogik. Kreativ-rituelle Prozessgestaltung in Theorie und Praxis. ZIEL Verlag.
- Vann, D. (2011): Im Schatten des Vaters. Suhrkamp Verlag.
- Vigan, D. de (2013): Das Lächeln meiner Mutter. Droemer Knauer Verlag.
- Walper, S./Fichtner, J./Normann, K. (Hrsg.) (2011): Hochkonfliktvolle Trennungsfamilien: Forschungsergebnisse, Praxiserfahrungen und Hilfen für Scheidungseltern und ihre Kinder. Juventa Verlag.
- Walsh, F. (2006): Ein Modell familialer Resilienz und seine klinische Bedeutung. In: Welter-Enderlin, R./Hildenbrand, B. (Hrsg.): Resilienz. Gedeihen trotz widriger Umstände. Carl-Auer-Verlag, S. 43-79.
- Welter-Enderlin, R. (2006): Wie aus Familiengeschichten Zukunft entsteht. Carl-Auer-Verlag.
- Welter-Enderlin, R./Hildenbrand, B. (Hrsg.) (2006): Resilienz. Gedeihen trotz widriger Umstände. Carl-Auer-Verlag.
- Weiss, H. (2012): Tatort Kinderheim. Ein Untersuchungsbericht. Deuticke Verlag.
- Wiegand-Greife, S./Mattejat, F./Lenz, A. (2010): Kinder mit psychisch kranken Eltern. Klinik und Forschung. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wiemann, I. (2003²): Wie viel Wahrheit braucht ein Kind? Von kleinen Lügen, großen Lasten und dem Mut zur Aufrichtigkeit in der Familie. Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Wild, D./Smetacek, J./Kreiner, T. & dem Team der Mobilien Familienarbeit (2009): Konzept – SOS-Kinderdorf Burgenland. Mobile Familienarbeit.
- Winkler, M. (2012): Erziehung in der Familie. Innenansicht des pädagogischen Alltags. Kohlhammer Verlag.
- Wolf, K. (2012): Sozialpädagogische Interventionen in Familien. Beltz Juventa.
- Wolf, K. (2012a): Konstruktionen vom auffälligen Kind und die Sozialpädagogik. In: Zeitschrift für Sozialpädagogik, (1. Beiheft), S. 80–95.
- Wolf, K. (2014): Wie weiter, wenn die SPFH endgültig ruiniert ist? In: Unsere Jugend (5), S. 229–232.
- Wolff, R./Stork, R. (2012): Dialogisches ElternCoaching und Konfliktmanagement. Ein Methodenbuch für eine partnerschaftliche Bildungsarbeit (nicht nur) in den Hilfen zur Erziehung. IGFH-Eigenverlag.
- Wustmann, C. (2012): Resilienz. Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern. (Nachdruck), Cornelsen Scriptor.
- Zaretsky, E. (1978): Die Zukunft der Familie. Über Emanzipation und Entfaltung der Persönlichkeit. Campus Verlag GmbH.
- Ziegenhain, U./Fries, M./Bütow, B./Derksen, B. (2004): Entwicklungspsychologische Beratung für junge Eltern. Grundlagen und Handlungskonzepte für die Jugendhilfe. Beltz Juventa.





AUTOR/INNEN UND WORKSHOPLEITER/INNEN

Dr.ⁱⁿ Margret AULL. Erziehungswissenschaftlerin, Psychoanalytikerin in freier Praxis, Lehrende am Institut für Sozialpädagogik Stams, Mitaufbau und Mitarbeit: Sozialpädagogische Mädchenwohngemeinschaft Cranachstrasse (1986 bis 1991), Kinderschutzzentrum Tangram (1991 bis 2000), Supervision im psychosozialen Feld.

DSA Mag.^a Dr.ⁱⁿ phil. Elizabeth BAUM-BREUER. Ausbildung zur Sozialarbeiterin in London und Wien, 15-jährige Erfahrung in der internationalen Sozialarbeit, danach 17 Jahre im Jugendwohlfahrtsbereich, Promotion an der Universität Wien, Lehrtätigkeit Campus Wien, seit 2010 Direktorin des Landesjugendheim Pottenstein.

Mag.^a Astrid BENEDITSCHITZ. Studium der Erziehungswissenschaften mit den Schwerpunkten in Sozial-, Heil- und Sonderpädagogik (Graz), seit der Gründung des Sozialpädagogischen Schülerwohnens Graz mit therapeutischer Familienbegleitung von SOS-Kinderdorf im Jahr 2000 dort als Sozialpädagogin tätig, seit 2013 in der Funktion der Elternberaterin, Weiterbildungen im Bereich Systemische Lernwerkstätte und ein Sozialmanagementlehrgang runden ihr Profil ab.

Mag. Dr. Armin BERGER. Studium der Philosophie, Logik und Wissenschaftstheorie an den Universitäten Innsbruck und Leipzig, Ausbildung zur Leitung sokratischer Gespräche, mehrjährige internationale, universitäre Lehrtätigkeit, Erwachsenenbildung, Lehrerfortbildung, Philosophieren mit Kindern, Kulturjournalismus, Leitung gesellschaftspolitischer Projekte in den Bereichen Integration und SeniorInnen, 2012/2013 wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung Forschung & Entwicklung im Fachbereich Pädagogik von SOS-Kinderdorf.

Mag. phil. Thomas BUCHNER. Studium der Soziologie mit dem Schwerpunkt Erziehungswissenschaft an der Universität Salzburg, Journalismus-Lehrgang am WIFI Tirol, mehrjährige Tätigkeit in der offenen und arbeitsmarktpolitischen Jugendarbeit als Betreuer, Trainer und Teamleiter. Erfahrung als freier Journalist, seit 2014 wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung Forschung & Entwicklung im Fachbereich Pädagogik von SOS-Kinderdorf.

Mag. Martin CHRISTANDL. Psychologe, systemischer Familientherapeut, Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeut in freier Praxis seit über 10 Jahren, vorher 7 Jahre Kinderschutzzentrum Tangram, seit 17 Jahren Mitarbeit und Leitung in der Männerberatung Mannsbilder.

Anke W. DALHOFF. ist seit 1997 Therapeutin für Konzentrierte Bewegungstherapie® – seit 2007 mit dem Arbeitsschwerpunkt auf der klinischen körperpsychotherapeutischen Behandlung von Jugendlichen mit Essstörungen und schweren Affektregulationsstörungen, neben der Einzelbehandlung gibt es indikationsbezogene Eltern-Kind-Arbeit, die Arbeit mit den Familien findet im KBT-Raum sowie im Hochseilgarten statt.

Mag.^a Claudia FELBER. Studium der Erziehungs- und Bildungswissenschaften in Graz, seit 2001 im stationären Kinder- und Jugendhilfebereich als Sozialpädagogin tätig, seit 2007 im Sozialpädagogischen Schülerwohnen Graz mit therapeutischer Familienbegleitung.

Dr. phil. Helmuth FIGDOR. Dozent am Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Wien und Lehrbeauftragter für Pädagogik an der Universität für Musik und darstellende Kunst in Wien, Psychoanalytiker, Kinder- und Jugendpsychotherapeut und Erziehungsberater in freier Praxis, Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft für Psychoanalytische Pädagogik (www.app-wien.at).

Mag. Wolfgang HAGLEITNER. Studium der Erziehungswissenschaft und Psychologie an der Universität Salzburg, wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung Forschung & Entwicklung im Fachbereich Pädagogik von SOS-Kinderdorf seit 2008, wissenschaftlicher Mitarbeiter und Lektor an der Universität Innsbruck seit 2007, Forschungsschwerpunkt: Evaluations- und Begleitforschung, internationale Jugendarbeit, informellen und non-formalen Bildung, Kinder- und Jugendhilfe, interne Organisationsanalyse und Monitoring.

FH-Prof.ⁱⁿ Mag.^a (FH) DSA Christine HASELBACHER. ist Sozialarbeiterin, systemische Ehe- und Familienberaterin und Supervisorin, Dozentin Bereich Soziale Arbeit und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Ilse Arlt Institut für soziale Inklusionsforschung, Lehrgangsleitung der Weiterbildung zur Koordination von Familienräten an der Fachhochschule St. Pölten.

DSA Dr.ⁱⁿ phil. Elisabeth HASENAUER. Erziehungswissenschaftlerin, Psychotherapeutin, Supervisorin, Tätigkeit in verschiedenen Sozialprojekten (Tiroler Frauenhaus, Mobiler Hilfsdienst), arbeitet derzeit an der Ambulanz für Kinder- und Jugendpsychiatrie der Univ. Klinik Innsbruck für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie.

Mag.^a Bettina HOFER. Erziehungswissenschaftlerin und Bewegungspädagogin, als Sozialpädagogin in der offenen Jugendarbeit, Beratung und ambulanten Familienarbeit, seit 1997 wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung Forschung & Entwicklung im Fachbereich Pädagogik von SOS-Kinderdorf mit dem Arbeitsschwerpunkt qualitative Forschung im Bereich Kinder- und Jugendhilfe.

Ralf KLAUSFERING. arbeitet seit 15 Jahren in erlebnispädagogischen Settings in der Jugendhilfe mit Familien, Zusatzausbildungen in der erlebnispädagogischen und therapeutischen Arbeit, geprägt durch die naturtherapeutische Arbeit von „Nature and Healing“/Schweiz, neben der Beratungsarbeit in der Jugendhilfe leitet er den Hochseilgarten Dülmen und lebt mit seiner Familie im Münsterland.

Mag. Thomas KREINER. Sonder- und Heilpädagoge (Universität Wien), diverse Fort- und Weiterbildungen zu systemischen Konzepten (u. a. bei Dr. Marie-Luise Conen, Berlin), Propädeutikum (ARGE Bildungsmanagement, Wien), derzeit in Ausbildung zum systemischen Familientherapeuten (ÖAS Wien), seit 1.1.2009 Pädagogischer Leiter der Mobilen Familienarbeit von SOS-Kinderdorf Pinkafeld.

Andrea KRENN. Absolventin des Kollegs für Sozialpädagogik Graz und diplomierte Traumapädagogin, seit 2008 im Sozialpädagogischen Schülerwohnen Graz mit therapeutischer Familienbegleitung tätig.

Mag.^a Derya KURTOGLU. Beraterin bei „Frauen aus allen Ländern“, Auseinandersetzung und Erfahrung in den Bereichen Feminismus, Antidiskriminierung und Migration.

Dr. phil. Thomas LACKNER. Klinischer- und Gesundheitspsychologe, Psychotherapeut (SF). Tätigkeit in verschiedenen Einrichtungen im Sozialbereich (Sozialpädagogische Mädchenwohngemeinschaft, Verein für Soziale Arbeit), arbeitet derzeit an der Ambulanz für Kinder- und Jugendpsychiatrie der Univ. Klinik Innsbruck für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie.

DSA Mag.^a Christina LIENHART. Diplomsozialarbeiterin und Erziehungswissenschaftlerin; mehrjährige Berufserfahrung in der offenen Jugendarbeit, ambulanten Familienarbeit und Kinder- und Jugendpsychiatrie, seit 2002 wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung Forschung & Entwicklung im Fachbereich Pädagogik von SOS-Kinderdorf, Schwerpunkte: sozialwissenschaftliche Praxisforschung/Evaluationsforschung und wissenschaftliche Begleitung von Entwicklungsprozessen im Bereich Kinder- und Jugendhilfe.

Mag.^a Susanne MAURER. Soziologin (Universität Wien), MBA (health care management), Mediationsausbildung, seit 1.1.2013 Geschäftsleiterin der Region Süd (Burgenland/Kärnten/Steiermark) von SOS-Kinderdorf.

Mag. Christian MOSER. Seit 2008 Geschäftsführer von SOS-Kinderdorf und seit 1996 für die Organisation tätig, Betriebswirt mit Spezialgebiet Unternehmensführung und Marketing.

Doris MÜLLER, MAS. Ausbildung zur Diplomsozialpädagogin, 20-jährige Berufserfahrung mit Kindern und Jugendlichen, Masterabschluss in Supervision, Coaching und OE, Unterrichtstätigkeit in verschiedensten psychosozialen Aus- und Weiterbildungen, seit 2010 Pädagogische Leiterin im LJH Pottenstein.

DSA Silvia ORTNER. Langjährige Arbeitserfahrung in der Arbeit mit Frauen mit Migrationsgeschichte als Mitarbeiterin von „Frauen aus allen Ländern“, Auseinandersetzung und Erfahrung in den Bereichen Feminismus, Mädchenarbeit, Antidiskriminierung und Migration.

Mag.^a Astrid PETRITSCH. Studium Pädagogik mit Fachkombination Psychologie, Pädagogische Leiterin der Familienstärkungsangebote „Familien in Krisen“ und „Mobile Familienarbeit“ bei SOS-Kinderdorf Kärnten, Pionierin in Kärnten bei der stationären Aufnahme von Familien und Konzeptentwicklung.

Selina REINIG. Jahrgang 1991, Studentin des Fachs Psychologie an der Universität Innsbruck und Praktikantin in der Abteilung Forschung & Entwicklung im Fachbereich Pädagogik von SOS-Kinderdorf.

DSA Christine RINNER. Systemische Familienberaterin und Mediatorin, langjährige Berufserfahrung in der aufsuchenden Arbeit mit besonders benachteiligten Familien und in der Ehrenamtlichenarbeit, 2007 bis 2011 Dozentin an der FH Vorarlberg, seit 2008 Leitung Bereich Familienarbeit bei NETZWERK FAMILIE.

MMMag. Stefan RUETZ. arbeitete nach Abschluss der Diplomstudien Wirtschaftspädagogik/Betriebswirtschaft im kaufmännischen Bereich, bis er über das Studium der Erziehungswissenschaften und dem psychotherapeutischen Propädeutikum 2007 zur Ambulanten Familienarbeit Tirol, Stelle Schwaz wechselte und dort seither in der systemischen Beratung von Familiensystemen tätig ist.

Mag. Mario RUPP. Studium Anglistik sowie Kunst- und Musikpädagogik, Ausbildung zum psychosozialen Berater in Logotherapie und Existenzanalyse und Mediator i. A. Tätigkeit als Familienberater in den Familienstärkungsangeboten von SOS-Kinderdorf „Familien in Krisen“, „Gastfamilien“ und „Mobile Familienarbeit“.

Mag.^a Barbara SAILER. Studium der Soziologie, Zusatzqualifikationen: Qualitätsmanagement, betriebliche Gesundheitsförderung, Berufserfahrung: sozialpädagogische Arbeit mit Menschen mit Beeinträchtigungen, betriebliche Gesundheitsförderung, Markt- und Meinungsforschung, seit 2009 in der Abteilung Qualitätssicherung im Fachbereich Pädagogik von SOS-Kinderdorf tätig.

Diplom Pädagogin Elisabeth SCHMUTZ. Wissenschaftliche Mitarbeiterin des Instituts für Sozialpädagogische Forschung Mainz e.V. seit 1998, Arbeitsschwerpunkte: Zusammenarbeit mit Eltern in der Heimerziehung, Kinder psychisch kranker Eltern, Hilfen zur Erziehung, Frühe Hilfen, Kinderschutz, Schnittstellenthemen zur Psychiatrie und Geburtshilfe, Organisationsentwicklung in Einrichtungen und Jugendämtern.

M.A. Educational Sciences Martin SCHRÖDER promoviert als wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Forschungsabteilung der Kinder- und Jugendpsychiatrie der UPK Basel, seine Arbeitsschwerpunkte sind Evaluation, Qualitätsmanagement sowie Resilienzforschung an der Schnittstelle der stationären Kinder- und Jugendhilfe und Kinder- und Jugendpsychiatrie unter Berücksichtigung der Aspekte Bindung, Trauma und Teilhabebeeinträchtigung.

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Elfa SPITZENBERGER. Sozialarbeiterin, Sozialmanagerin, Soziologin Abteilungsleiterin der Abteilung Erziehungshilfe, mit den Aufgabengruppen Sprengelsozialarbeit, Jugendgerichtshilfe, Stadtteilarbeit, Besuchscafé im Amt für Soziales Jugend und Familie der Stadt Linz.

Mag. Dr. Michael STARK. Studium Pädagogik und Politikwissenschaft, Zusatzausbildungen in Sozialmanagement und Qualitätsmanagement, seit 2006 in der Abteilung Qualitätssicherung im Fachbereich Pädagogik von SOS-Kinderdorf tätig.

Dr. Remi STORK. Diplom-Pädagoge, Jahrgang 1966, Referent für Grundsatzfragen der Jugendhilfe und Familienpolitik bei der Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe (Münster/Deutschland), Qualitätsentwickler im Kronberger Kreis, www.dialog-kronberg.de.

Mag.^a Priska WALSER. Ausbildung: Kindergartenpädagogik, Sozialpädagogik, Studium der Psychologie, Zusatzqualifikationen in Personalmanagement, Officemanagement, Familientraining, QAP-Moderation, leiten und führen von sozialpädagogischen Einrichtungen, mehrjährige Tätigkeit im Jugendhilfebereich auf unterschiedlichen Ebenen, Leitung einer Tagesbetreuungseinrichtung, seit 2013 in der Abteilung Qualitätssicherung im Fachbereich Pädagogik von SOS-Kinderdorf tätig.

Ing. DSA Christof WEHLE MSc arbeitete nach Abschluss der Sozialakademie in der stationären Drogentherapie (Haus am Seespitz), machte eine Ausbildung zur Erlebnispädagogik und arbeitete in Folge 1,5 Jahre in einem erlebnispädagogischen Standortprojekt in Griechenland, während seiner Tätigkeit als ambulanter Familienberater bei der AFA Tirol (seit 2005) absolvierte er das psychotherapeutische Propädeutikum und in Folge einen universitären Masterlehrgang für systemisches Coaching und Organisationsentwicklung.

Univ. Prof. Dr. Michael WINKLER. Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik und Theorie der Sozialpädagogik, Friedrich-Schiller-Universität Jena. Arbeitsschwerpunkte: historische und systematische Pädagogik, pädagogische Gegenwartsdiagnostik, Familienerziehung, Theorie der Sozialpädagogik, Hilfen zur Erziehung, Übergänge von Schule in Arbeit.

Prof. Dr. phil., Dipl. Soz. Päd., Klaus WOLF. Universität Siegen – Department Erziehungswissenschaft und Psychologie, Professur für Erziehungswissenschaft/Sozialpädagogik, Forschungsthemen: Aufwachsen unter ungünstigen Bedingungen (am Beispiel von hochbelasteten Familien, Heimerziehung und Pflegekindern).

Mag.^a Alexandra WUCHER MPH. Gesundheitspsychologin und Klinische Psychologin, Master of Public Health, 2000 bis 2008 Entwicklung und Leitung der Gesundheitsprävention und Gesundheitsförderung bei der aks Gesundheitsvorsorge GmbH, derzeit Leitung Bereich Fortbildung/Evaluation bei NETZWERK FAMILIE sowie freiberuflich im Gesundheitswesen tätig.

Mag.^a phil. Susi ZOLLER-MATHIES. Leiterin der Abteilung Forschung & Entwicklung im Fachbereich Pädagogik von SOS-Kinderdorf, klinische und Gesundheitspsychologin, Kinderbeistand, Sachverständige für Kinder-, Jugend- und Familienpsychologie, Supervisorin.



PUBLIKATIONEN



idealistisch und wagemutig Pionierinnen im SOS-Kinderdorf

Bettina Hofer, Christina Lienhart
StudienVerlag Innsbruck 2006
ISBN-10 3-7065-4345-1

Über die Frauen, die die Gründung und den Aufbau des SOS-Kinderdorfes wesentlich mitgestalteteten, ist bisher wenig bekannt. 15 dieser „Pionierinnen“ werden erstmals porträtiert und deren persönliche und berufliche Entwicklung nachgezeichnet. Über den biografischen Zugang hinaus bietet der Band einen unmittelbaren Einblick in den Alltag und die Entwicklung von SOS-Kinderdorf von den 1940er bis in die 1960er Jahre. Die einzelnen Biografien werden zudem verwoben mit gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, zeitgeschichtlichen Ereignissen und Lebenswelten von Frauen.



Geschwister in der Fremdunterbringung

Fallrekonstruktionen von Geschwisterbeziehungen in SOS-Kinderdörfern aus der Sicht von Kindern und Jugendlichen, Sylvia Leitner, Ulrike Loch, Stephan Sting unter Mitarbeit von Rita Schrabec
LIT Verlag Wien 2011
ISBN 978-3-643-50344-2

Das vorliegende Buch befasst sich erstmalig aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive empirisch mit der Geschwisterthematik. Es werden Perspektiven von Kindern und Jugendlichen auf Geschwisterdynamiken in SOS-Kinderdorf-Familien rekonstruiert. Diese stellen sich als grundsätzlich ambivalent heraus, da sie mit den Lebensgeschichten und den sozialen Kontexten verflochten sind. Die Herausbildung positiver Geschwisterbeziehungen ist demnach eine pädagogische Gestaltungsaufgabe, bei der es z. B. um die Auseinandersetzung mit Rivalität, den Aufbau von Vertrauen und Unterstützung und die Begleitung von Ablöseprozessen geht.



Weil wir Geschwister sind

Geschwisterbeziehungen in der Fremdunterbringung
SOS-Kinderdorf International/SOS-Kinderdorf Österreich/SOS-Kinderdorf e.V. Deutschland (Hrsg.)
Innsbruck 2012, online verfügbar unter www.sos-kinderdorf.at/fue/publikationen-und-downloads

Die Broschüre mit Forschungsergebnissen und Empfehlungen zur Fremdbetreuung von Geschwistern beschreibt die Bedeutung von Geschwisterbeziehungen und gibt Hinweise, wie diese besser verstanden werden können. Als Resultat einer europäischen Kooperation von SOS-Kinderdorf-Vereinen und Universitäten fasst sie zusammen, was erreicht werden muss, damit Geschwister in der Fremdunterbringung angemessen bei der Entwicklung ihrer Geschwisterbeziehungen unterstützt werden.



Geschwister in der Fremdunterbringung

Tagungsdokumentation

Bettina Hofer (Hrsg.)

Sozialpädagogisches Institut/Fachbereich Pädagogik/SOS-Kinderdorf

Innsbruck 2012, online verfügbar unter www.sos-kinderdorf.at/fue/publikationen-und-downloads

Geschwister haben eine herausragende Bedeutung im sozialen Netzwerk von Heranwachsenden. Diese Erkenntnis bestätigten Kinder und Jugendliche in Fremdunterbringung. Wie Sozialarbeit und Pädagogik der besonderen Bedeutung von Geschwisterbeziehungen gerecht werden können, wurde auf der 2011 in Innsbruck veranstalteten Tagung durchaus kontroversiell diskutiert. Dort wurden Erkenntnisse aus Forschungs- und Entwicklungsprojekten, die die Forschungsabteilung von SOS-Kinderdorf in Kooperation mit Universitäten durchführte, vorgestellt. Die vorliegende Publikation dokumentiert Beiträge zu Ressourcen und Risiken von Geschwisterbeziehungen, wie diese besser zu verstehen sind und welche Konsequenzen sich daraus für die pädagogische Arbeit mit Geschwistern ableiten.



Unsichtbares sichtbar machen

Identitätsfindung und Fremd-(Bestimmt)-Sein

von Jugendlichen mit Migrationsgeschichte

Tagungsband

Armin Berger, Susi Zoller-Mathies (Hrsg.)

Innsbruck 2014, online verfügbar unter www.sos-kinderdorf.at/fue/publikationen-und-downloads

„Unsichtbares sichtbar machen“ war eine gemeinsame Veranstaltung von Caritas/Tirol, Ankyra/DiakonieFlüchtlingsdienst, der PsychTRANSkultAG Tirol, SOS-Kinderdorf/Abteilung Forschung & Entwicklung und der Universitätsklinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie Innsbruck im Jahr 2013. Ziel der Veranstaltung war es, Jugendlichen mit Migrations- und Fluchtgeschichte und deren besonderen Bedürfnissen Raum zu geben, Unsichtbares damit sichtbarer zu machen. Zudem sollte Menschen, die mit diesen Jugendlichen arbeiten, die Möglichkeit zur Vernetzung gegeben werden. Im vorliegenden Tagungsband können die beiden Vorträge von Dr.in Ruth Kronsteiner/Wien und Sabine Trummer/Innsbruck nachgelesen werden. Die Beiträge der beteiligten Jugendlichen sind ebenso dokumentiert wie die wichtigsten Aussagen der Podiumsdiskussion, die diesen Tag abgerundet hat.













SOS
KINDERDORF